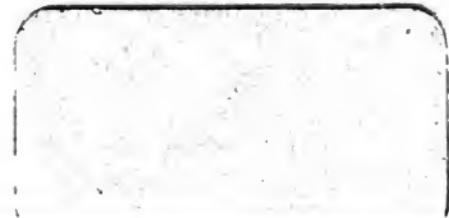


*image  
not  
available*

HARVARD DIVINITY SCHOOL  
ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL  
LIBRARY



From the collection  
of the  
UNIVERSALIST HISTORICAL  
SOCIETY



Dr. Georg Christian Knapp's,

Königl. Consistorialraths ic.

Leben und Charaktere

einiger

gelehrten und frommen Männer

des vorigen Jahrhunderts.

---

Nebst

zwei kleinen theologischen Aufsätzen.

---

Halle,

in der Buchhandlung des Waisenhauses.

1829.

BK  
1700  
.A2  
X52

1391  
859

## B o r r e d e.

---

Die gegenwärtige Auswahl- und Sammlung kleiner biographischen und theologischen Schriften des seligen Dr. Knapp ist von seinem nun auch verewigten Collegen, dem Herrn Canzler Niemeyer, veranstaltet worden, wie derselbe schon in den Epicedien S. 84. vorläufig darauf aufmerksam gemacht hatte. Er glaubte, daß es vielen von den ehemaligen Zuhörern und Freunden des seligen Knapp willkommen seyn dürfte, diese in Zeitschriften zerstreuten und daher weniger bekannten Aufsätze, welche wenigstens zum Theil einen bleibenden Werth haben und gerade jetzt zu einer lehrreichen Ver-

a \*

glei-

gleichung der Gegenwart mit einer mehrfach ähnlichen Vergangenheit Stoff und Anlaß geben, in einer besondern Sammlung zu besitzen. Und gewiß wird er sich darin nicht getäuscht haben.

Der Unterzeichnete, welcher sonach an der Herausgabe dieser Sammlung keinen unmittelbaren Anteil genommen hat, folgt nur einer Aufforderung der Verlagshandlung, wenn er in dieser kurzen Vorrede eine Nachricht über den Inhalt derselben giebt. Er kann dies um so eher thun, da er selbst mehrere Aufsätze seines verewigten Schwiegervaters dem seligen Canzler Niemeyer nachgewiesen und mitgetheilt hat.

Was nun zuvörderst die Biographien und Charakteristiken betrifft, so sind dieselben meist für die Zeitschrift Frankens Stiftungen, herausgegeben von Schulze, Knapp und Niemeyer, Halle 1792—96. in 3 Theilen, zuerst gearbeitet und in derselben abgedruckt. Die erste, Philipp Jacob Spener, S. 1—38, welche schon früher in den Wöchentlichen Hallischen Anzeigen 1783. Num. X—XII. erschienen ist, findet sich dasselbst B. I.

S. 79—114, und wiederholt mit einigen kleinen Verbesserungen in den gleichfalls im Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung erschienenen Biographen B. IV. S. 127—160, wonach sie hier wiedergegeben ist. Es sind bey dieser Arbeit besonders die S. 4. angeführten Nachrichten und Mittheilungen des Baron von Canstein über Spener benutzt, und die eigenen Schriften Speners vielfach berücksichtigt, welche der selige Verfasser fleißig gelesen hatte, und deren Gebrauch er damals, als sie fast in Vergessenheit gerathen waren, durch diesen Aufsatz auch andern empfehlen wollte. Immer aber wird man das von einem Geistesverwandten mit Liebe und Treue gezeichnete Bild des ehrwürdigen Spener gern betrachten neben dem Denkmal, welches J. M. Schröck demselben in der Allgemeinen Biographie Th. 6. S. 383 ff. errichtet hat. Eine umfassendere und tiefer eingehende Schilderung Speners und seiner Zeit erhalten wir gegenwärtig vom Herrn Prediger Hoffbach zu Berlin.

Der zweyte längere Aufsatz, Speners und Frankens Klagen ic. S. 39—146.

steht

steht in jener Zeitschrift B. II. S. 33—84. und S. 161—220. Obschon der sel. Verfasser zunächst beabsichtigte, durch denselben die Leser der Zeitschrift mit dem Zwecke der Hallischen Anstalten und dem Eigenthümlichen des Geistes ihrer Stifter bekannt zu machen, so ist doch sein Inhalt von allgemeinerer Bedeutung und für alle Zeiten beachtungswert. Man findet darin besonders die Ansichten jener zwey um die evangelische Kirche hochverdienten Männer über den wahren Zweck und die beste Einrichtung des akademischen Studiums der Theologie auf eine ansprechende Weise zusammengestellt, so daß man meist ihre eigenen Worte liest. Man kann damit vergleichen die Darstellung Frankens als akademischen Lehrers von J. L. Schulze in Frankens Stiftungen B. II. S. 221—266. und von dem Herrn Licentiaten Dr. Guerike in dessen Denkschrift über Franke, Halle 1827. S. 215 ff.

Der dritte und vierte Aufsatz endlich; die Biographien Freylinghausens und Elers S. 147—202. sind in Frankens Stiftungen B. II. S. 306—333. und S.

452—476. gedruckt. — Außer diesen Aufsätzen hat der sel. Knapp, einiger kleineren Mittheilungen nicht zu gedenken, zu jener Zeitschrift noch Beiträge zur Lebensgeschichte A. H. Frankens B. II. S. 416—451. und eine Topographisch-historische Beschreibung der Haltischen Waisenhausanstalten B. III. S. 33 ff. geliefert. Die letztere ist in gegenwärtige Sammlung nicht aufgenommen, weil sie nur ein beschränktes örtliches Interesse hat; die ersten aber, weil sie meist nur Auszüge enthalten aus ungedruckten Vorlesungen G. A. Frankens, in welchen verschiedene merkwürdige Lebensumstände A. H. Frankens erzählt sind.

Über den fünften Aufsatz ist das nöthige in dem Vorwort S. 205. bemerkt. Gleich demselben hätte auch die ausführlichere Vorrede vor dem 55sten Stück der neuern Geschichte der evangelischen Missions-Anstalten (Halle 1799) in dieser Sammlung eine Stelle finden können, welche theils eine Nachricht von dem Leben und Verdiensten des Dr. Johann Ludwig Schulze enthält, theils die Ueberzeugungen des seligen

Knapp

Knapp von dem Zweck der Mission und der Lehrart, die ein christlicher Heidenlehrer zu befolgen habe, darlegt. Den Abriss einer allgemeinen protestantischen Missionsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf Ostindien, welcher von dem sel. Knapp in dem 66sten Stück derselben Geschichte (Halle 1816) als ein Ergänzungsbeytrag zu Fabricii salutaris lux Evangelii etc. gegeben ist, hat der sel. Canzler Niemeyer hier wohl deswegen unberücksichtigt gelassen, weil die neueren Hallischen Missionsberichte sich in den Händen vieler finden, und in den letzten Jahren derselbe Gegenstand öfter behandelt ist. Die Beyträge aber zur Lebensgeschichte A. G. Spangenberg's, welche nur Stellenweise in dem Leben Spangenberg's von Jeremias Nisler (Barby 1794) benutzt und also im Ganzen als ungedruckt zu betrachten sind, hat der Unterzeichnete nicht unterlassen, dem sel. Canzler Niemeyer handschriftlich mitzutheilen, welcher sie jedoch für die Aufnahme in diese Sammlung weniger geeignet fand. Sie betreffen hauptsächlich Spangenberg's Berufung nach Halle, seine daselbst

dasselbst erfahrenen Widerwärtigkeiten und Ver-  
treibung aus dieser Stadt, und sind mit großer  
Genauigkeit aus den Acten in den Archiven der  
theologischen Facultät und des Waisenhauses  
gearbeitet. Wiefern sie über das Verhältniß  
der damaligen Hallischen Theologen zu dem Gra-  
fen von Binsendorf und der entstehenden  
Brüdergemeinde viel Licht verbreiten und also  
eine Kirchenhistorische Bedeutung haben, wird sie  
der Unterzeichnete gelegentlich in einer theologis-  
schen Zeitschrift abdrucken lassen.

Von den beiden letzten Abhandlungen ist  
die über die Pharisäer und Sadducäer  
in den Wöchentlichen Hallischen Anzei-  
gen 1785. Num. VIII.—XIV. zuerst gedruckt,  
einer Zeitschrift, in welcher mehrere schätzbare  
Abhandlungen älterer Hallischen Theologen sich  
finden; die andere über den Vortrag der  
Lehre vom sittlichen Naturverderben  
des Menschen in Ewald's christlicher  
Monatschrift, zweyten Jahrgangs 1802.  
B. II. S. 3—19. Von den übrigen kleinen  
Schriften des seligen Knapp hätte noch die in  
Hilmer's christliche Zeitschrift Jahr-  
gang

gang 1808. S. 694 — 705. u. Jahrgang 1809.  
S. 288 — 300. eingerückte Erklärung einiger  
neutestamentlichen Stellen für  
ungelehrte aber nachdenkende Christen hier wieder abgedruckt werden können.

Möge diese Sammlung eine eben so freundliche Aufnahme bey dem Publikum finden, als die von dem Unterzeichneten herausgegebenen Vorlesungen des sel. Knapp über die christliche Glaubenslehre gefunden haben.

Halle, im September 1828.

Dr. Carl Thilo.

I. Phi-

I.

Philip Jacob Spener.

Geboren den 13. Januar 1635.

Gestorben den 5. Februar 1705.

---



Seit dem Tode dieses merkwürdigen Mannes, der  
in seiner Zeit einer der ausgezeichnetsten Religions-  
hrer der Lutherischen Kirche war, ist nun schon über  
ein ganzes Jahrhundert verflossen. Seine Bemü-  
ungen haben außerordentlich viel auf sein Zeitalter  
und auf die Nachwelt gewirkt. Aber sein unleug-  
bares Verdienst um die Theologie und Verbesserung  
des Religionsunterrichts, wurde, sonderlich anfangs,  
in vielen sehr verkannt, und seine Lehre, nebst den  
daraus entstandenen Streitigkeiten, häufig in einem  
anz falschen Lichte dargestellt. Desto nöthiger ist  
es, auf den rechten Standpunkt aufmerksam zu seyn,  
so man hintreten muß, wenn man alles gehörig  
verschen, und den Werth dieses Mannes richtig  
hätzen will. Sein Zeitgenosse und vieljähriger ver-  
trauter Freund war A. H. Francke, der sich, so  
wie die übrigen damaligen Hallischen Theologen,  
anz nach Spenern gebildet hatte, und dessen  
Rundsäze durchgängig befolgte. In den Spener-  
schen Vorschlägen liegt daher der Keim zu vielen sei-  
ner vorzüglichsten und fruchtbarsten Ideen, die von  
ihm mit einem über alle Erwartung glücklichen Er-  
folge ausgeführt wurden. Jedoch würde sein Wir-  
kungs-

fungskreis nie so groß, und seine Thätigkeit nie so wohlthätig geworden seyn, wenn ihm nicht ein solcher Vorgänger Bahn gemacht hätte \*).

Spener's Geburtsort war Rappolstweile im Oberelsaß. Er hatte das Glück, in den Religionswahrheiten schon in seiner Jugend weit zweitmässiger und praktischer, als damals gewöhnlich war unterrichtet zu werden. Frühzeitig brachten ihm sein Lehrer — Stoll und Horbius — Geschmack an der Bibel bey, und verbanden damit die besten Lehre und Erbauungsschriften damaliger Zeit, eines Johann Arndt, Immanuel Sontom, un anderer mehr, die in kurzem seine liebsten Lesebücher wurden. Er war viel in dem Hause der Gräfin von

Rai

---

\* ) Das Leben Spener's hat sein Freund, der Baron Carl Hildebr. von Canstein in der Vorrede zu Spener's letzten theologischen Gedanken (1711) am ausführlichsten beschrieben. Steinmeier hat diese Lebensbeschreibung seiner Sammlung der Spener'schen kleinen geistlichen Schriften hinzugefügt, und mit vielen Zusätzen vermehrt. Einzeln ist sie vom D. Lange herausgegeben, Halle 1740. 8. Es hat viel historische Anmerkungen hinzugefügt, auch die Lebenslauf des Baron von Canstein und ein Verzeichniß der Spener'schen Schriften beigefügt. — Spener's Schriften sind jetzt fast ganz in Vergessenheit gerathen. Wer aber den Geist derselben aufzufassen vermag, wird sie auch jetzt noch in großem Nutzen lesen. Die Absicht dieses Aufsatzes geht dahin, sie wieder ins Andenken zu bringen, um ihren Gebrauch zu empfehlen.

Lappolstein; er hörte ihre Ermahnungen, er sah ihren frommen Wandel; und beides machte einen eibenden Eindruck auf sein jugendliches Herz. Erbst erkannte es, daß ihm dieser Aufenthalt sehr rtheilhaft gewesen, und zur Weckung des frommen und christlichen Sinnes bey ihm überaus viel ygetragen habe.

Sprachen, und die nöthigen Vorbereitungs-  
issenschaften verabsäumte er nicht, sondern brachte  
, schon ehe er auf die Universität ging, weit darin  
eine schnelle Fassungskraft; und sein treues Gedächt-  
ß erleichterten ihm sein Studiren sehr. Noch in  
inem Alter wußte er den Ort und die Seite, wo er  
was in Büchern gelesen hatte, genau anzugeben.  
Eine Predigten schrieb er auf, las sie dreymal durch,  
id hieß sie dann wörtlich so, wie sie aufgeschrieben  
waren. Hatte er ja im mündlichen Vortrag etwas  
anders gesagt, so wurde es, wenn es auch nur ein  
einziges Wort war, gleich nachher in der Handschrift  
in ihm selbst abgeändert. — Im Jahr 1651  
ig er an in Strasburg zu studiren. Der Geist der  
lectireren und des Verkehrungseifers herrschte zu  
er Zeit dort nicht so sehr, als auf vielen andern  
ütherischen Universitäten. Seine dortigen Lehrer,  
Dannhäuser und Sebast. Schmidt, bewiesen  
rechte Mäßigung, mehr Eifer für thätiges Christen-  
hum, für praktische Unterweisung in den Religions-  
hren und für das damals so sehr vernachlässigte

Bibel-

Bibelsstudium. Es ist auch nicht schwer, in Spener's Schriften Dannhäuser's Schüler zu erkennen; so übereinstimmend sind in vielen Stücken Dannhäuser's Einsichten und Grundsätze mit den seinigen.

Philosophie hat Spener nie verachtet: er studirte sie vielmehr in den ersten Jahren seines Aufenthalts zu Strasburg mit vielem Fleiß; außer auch bey reisern Jahren in seinen Schriften groß Achtung für diese Wissenschaft. Zwar war er damals gangbaren scholastischen Philosophie nicht günstig — und wer wollte dies tadeln? — aber die Widersachern der Philosophie überhaupt, den theologischen Schwärmern, und einem Daniel Homann, konnte ein Mann wie er unmöglich Befall geben. Alles, was er schrieb, war durchgedacht (obgleich, sonderlich im Deutschen, nicht aufs angenehmste vorgetragen,) und in seinem Ausdruck war so viel Bestimmtheit und Bündigkeit, daß seine Gener selbst gestanden, sie würden dadurch in Verlegenheit gesetzt, wenn sie in seinen Büchern Irrlehrer aufsuchten. — Grotius war einer seiner Lieblingschriftsteller, von dem er auch viel Eigenthümliches in der Schreibart, besonders im Lateinischen angenommen hat. Am meisten schätzte er die treuliche Schrift desselben, *De jure belli et paci*. Seine Hofmeisterstelle, die er bey den beiden Pfalzgrafen am Rhein annahm, als diese 1654 die Un-

versität Strasburg bezogen, machte es ihm zur Pflicht, sich mit Geschichte, Geographie, Genealogie und Heraldik zu beschäftigen, um sie darin unterweisen zu können. Nachher gab er auch auf der Universität in diesen Wissenschaften Unterricht. Sein großes heraldisches Werk wird immer in Werth bleiben; und wie viel würde er in der Geschichte geleistet haben, wenn er in diesem Felde weiter fortgearbeitet hätte! Den Vorwurf verdient Spener gewiß nicht, daß er die Gelehrsamkeit geringgeschätzt habe. Er wußte jeder Wissenschaft ihren Werth zu geben, und ließ sich durch den Missbrauch gelehrter Kenntnisse nicht verleiten, die Wissenschaften selbst zu verachten \*). Sein Aufenthalt bey den Pfalzgrafen, und seine Reise 1660 nach Genf, Basel, Lyon u. s. f., brachten ihm noch andere Vortheile. Er lernte die Welt kennen, gewöhnte sich zum Umgang mit Vornehmern und Gebildeten, und zu einer gewissen Geschmeidigkeit in Sitten und Betragen, die ihn bey jedermann beliebt machte. Von dem innern Zustande

der

---

\*) „Ich habe mich oft erklärt, daß ich kein einziges Stück der Erudition verwerfe; und wollte vielmehr, daß alle Studiosi nicht nur frömmier, sondern auch gelehrter würden. Deswegen ist mir unter Frommen der Gelehrtere immer angenehmer; ja, ich eifere dagegen, wo mich deucht, daß jemand die Studia etwas zurückseht.“ Dies sind Spener's Worte in seiner Vorstellung gegen D. Schelwig's sectirische Pietisterey, §. 14.

der protestantischen Kirche in und außerhalb Deutschland, bekam er auf seinen Reisen genauere Kenntniß, er hörte die Urtheile der Auswärtigen darüber, und sammelte sich einen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen, womit er in der Folge der Zeit vortheilhaft wucherte.

So vorbereitet, trat Spener seine Kirchenämter an. Im Jahr 1663 erhielt er die Stelle eines Freypredigers in Strasburg, und wurde zugleich Doctor der Theologie, um, außer seinen übrigen Vorlesungen über Geschichte, Geographie, Politik u. s. w., auch theologische Collegia lesen zu können. Diese Vorlesungen setzte er fort, so lange er zu Strasburg im Amte stand. Seine Absicht ging ohne Zweifel mit dahin, sich zu einer theologischen Lehrstelle auf dortiger Universität zuzubereiten. Schon damals wurde Spener auswärts so bekannt, daß er mehrere Anträge zu wichtigen Stellen erhielt, die er aber ausschlug; bis er endlich das Seniorat des Ministeriums zu Frankfurt am Main annahm, welches ihm 1666, im 31sten Jahre seines Alters, angetragen wurde. Dieses Amt verwaltete er 20 Jahr und ging darauf 1686 als Churfürstl. Oberhofprediger und Beichtvater nach Dresden, wo er anfangs vielen Beyfall fand. Da er aber im Jahr 1689 dem Churfürsten Johann Georg III. ein Schreiben überreichte, worin er ihm die wahre Beschaffenheit seines Gemüthszustandes, zwar bescheiden, aber doch

och mit der ihm eigenen Freymüthigkeit entdeckte: so fiel er darüber in Ungnade, und mußte den Hof neiden. Seine Vorgänger hatten, von dem Churfürsten selbst aufgefordert, ein Gleiches gethan, ohne daß es ihnen nachtheilig geworden wäre. Aber seine heimlichen Widersacher am Hofe, wußten sich dieser Gelegenheit zu seinem Nachtheile zu bedienen. Im Jahr 1691 kam er als Churbrandenburgischer Consistorialrath und Probst an die Nikolaikirche zu Berlin; und dieses ist der Zeitpunkt, in welchem die sogenannten pietistischen Streitigkeiten mit dem größten Eifer geführt wurden.

Bey seinen festen Verdiensten und ausgezeichneten Talenten dachte er gering und anspruchslos von sich; er schien sich seiner Vorzüge selbst nicht bewußt zu seyn. Diese unverstellte Demuth erwarb ihm allgemeine Hochachtung. Er schämte sich nicht, seine Mängel öffentlich zu bekennen, und seine Gemeinde oft mit Thränen zu bitten, ihn seiner Fehler wegen zu erinnern: und solche Erinnerungen nahm er mit Sanftmuth und Dankbarkeit an, auch wenn sie von Leuten geringen Standes kamen. Wenn er Lob und Beyfall erndete, so pflegte er zu sagen: „Er wisse nicht, was andere an ihm fänden, warum sie ihn so hoch schätzten und so werth hielten;“ oder: „So viel Gutes und so viel Böses habe er nicht gethan, als andere von ihm glaubten.“ In seiner letzten Krankheit versicherte er seine Freunde, daß er

von

von allem Guten, was durch ihn geschehen seyn möchte, sich selbst nichts zuschreibe, als was daran fehle. — Seine heftigsten Gegner behandelte er mit großer Schonung und Gelindigkeit: es enthiel ihm kein harter, oder bitterer Ausdruck gegen sie. „Sie lassen sich — sagte er — von ihren Affectionen beherrschen, sie sind mit Vorurtheilen gegen mich eingegommen, und sehen nicht anders, als durch ein gefärbtes Glas. Meine Absicht ist nicht, sie zu beschämen, sondern sie zu bessern. Wenn ich auch den Sieg über sie erhalte, so ist mir's doch allezeit ein bitterer Sieg. Ich hasse keinen meiner Feinde; ich bin bereit, ihnen zu vergeben, und biete ihnen die Hand dazu.“ Seinen Freunden war er ein redlicher und theilnehmender Freund: ein Vater der Armen und Hülfsbedürftigen, die nie ungetrostet von ihm gingen. Seinen Rath, den so viele begehrten, gab er aufrichtig, aber mit großer Ueberlegung und weiser Bedachtsamkeit. Bey aller seine Weltkenntniß wurde er doch oft von Heuchlern unfalschen Freunden getäuscht. Denn seine Gutmuthigkeit erlaubte ihm nicht, misstrauisch zu seyn. Er konnte sich, bey seiner Redlichkeit, nicht vorstellen daß ihn jemand mit Unwahrheiten, wohl gar unter dem Schein des Guten, hintergehen sollte. — Sein Collegen ließ ers nicht empfinden, daß er zugleich ihr Vorgesetzter war, er maaßte sich keiner Herrscha über sie an, und wollte — wie er selbst sagt —

nich

nicht mehr als einer unter den andern seyn \*). Dieses Verhalten machte ihn seinen Untergebenen so werth, daß er nicht nur alles von ihnen erhalten konnte, was er begehrte, sondern, daß sie sich sogar beeiferten, seinen Wünschen zubozukommen. Mit einer großen Gleichmuthigkeit und ruhigen Gelassenheit war bey ihm doch außerordentlich viel Lebhaftigkeit des Geistes verbunden. Indessen zeigte sich diese mehr bey seinen öffentlichen Vorträgen und in schriftlichen Arbeiten, als im Umgang und bey Privatunterredungen. Er vereinigte zwar im Umgang mit dem ihm eigenthümlichen Ernst, viel Freundschaft und herzliches Wohlwollen, das jeden für ihn einnahm; aber öffentlich redete er mit mehr Feuer und Wärme: in Gesellschaften unterrichtete und erbaute er mehr durch sein stilles Beyerispiel, als durch viele Worte. Zu herzhaften und fühlenden Entschlüsse war er, seiner ihm eigenthümlichen Stimmung nach, nicht aufgelegt, sondern eher zur Verzagtheit geneigt. Er gesteh't es selbst sehr oft, daß er schüchtern und blöde sey, und nicht Muth genug habe, manche seiner reislich überdachten Entwürfe selbst auszuführen. Aber eben darum verdienen seine freymüthigen Bekenntnisse der Wahrheit, die er ohne Menschenfurcht ablegte, desto mehr

\* Man vergleiche den Aufsatz: „Regeln, die ich mir in meinem Amte gemacht habe,“ in Spener's theol. Bedenken, Th. III. S. 654 f.

mehr Achtung und Bewunderung. Hier glaubte er, daß er's der Sache Gottes schuldig sey, sich selbst zu überwinden. Und darin blieb er sich immer gleich. Fern von aller Anmaßung und Selbstgefälligkeit, wollte er nie für einen Reformator gehalten seyn. „Ich will nur — dies sind seine eigenen Worte — unter die Stimmen gehören, die diejenigen zur Reformation auffordern, die Gott dazu berufen und ausgerüstet hat. Ich bedarf keines Anhangs, und will niemand an mich ziehen.“ Ungeheuchelte Frömmigkeit leuchtete aus allen seinen Handlungen hervor. Von der Wahrheit der Lehre Jesu und dem hohen Werthe des thätigen Christenthums aus Erfahrung aufs innigste überzeugt, und belebt von dem lautersten Eifer für das wahre und ewige Wohlseyn der Menschen, ließ er sichs sein ganzes Leben hindurch angelegen seyn, Gottseligkeit nach Jesu Vorschrift und Beispiel mit Wärme und Herzlichkeit anzupreden, und den Sinn dafür allgemeiner zu verbreiten. Seine liebste Beschäftigung war der Umgang mit Gott im Gebet. Dieses nannte er den Odem seines geistlichen Lebens; und alle seine Geschäfte ohne Ausnahme, wurden mit Gebet angefangen verrichtet und vollendet. Seine Thätigkeit war ununterbrochen und außerordentlich groß. Er versicherte, daß er nur in der Arbeit Ruhe und Erholung finde: sie ging ihm aber auch schnell und leicht von statten. Nichts war ihm in seinen letzten Lebentage

tagen so empfindlich, als die Geschäftslösigkeit, wozu ihn seine anhaltende Schwachheit nöthigte. In allen seinen Verrichtungen herrschte strenge Ordnung und pünktliche Regelmäßigkeit. Jede Stunde des Tages hatte ihre bestimmten Geschäfte. Doch wurde seine Arbeitszeit oft bloß auf den Vormittag eingeschränkt. Der Nachmittag war wegen des vielen Zuspruchs von Einheimischen und Fremden, und wegen anderer unvermeidlichen Zerstreuungen selten ganz in seiner Gewalt. Sein ausgebreiteter Briefwechsel verursachte ihm vielen Zeitaufwand. Er erzählte einstmals Franken, als dieser ihn in Dresden zur Neujahrszeit besuchte, es lägen noch 300 Briefe vom vorigen Jahre bey ihm unbeantwortet. Aber 622 hatte er in demselben Jahre mit eigener Hand geschrieben; (denn er setzte alles eigenhändig auf;) und viele seiner Antwortsschreiben waren so ausführlich, daß sie weitläufige Abhandlungen wurden, wie man aus seinen theologischen Bedenken und Consiliis Latinis sehen kann.

Sein Körper war fest und stark. Bisweilen hatte er gefährliche Krankheiten zu überstehen: das für befand er sich aber auch in der übrigen Zeit vollkommen wohl, und war immer zu Geschäften aufgelegt. Er lebte sehr einfach, und verschmähte allen Pracht- aufwand. Eben so natürlich war seine Kleidung; und in seinem ganzen äusseren Betragen zeichnete er sich durch nichts Gesuchtes oder Auffallendes aus.

Nun

Nun eine kurze Anzeige seiner Verdienste um Theologie und Religionsunterricht. Er trug sehr viel dazu bey, daß das verabsäumte Bibelstudium in der Lutherischen Kirche wieder in Gang kam. Die bedenkliche Lage, worin sich diese Religionsgesellschaft in Deutschland in der letzten Hälfte des sechzehnten und im größten Theil des siebzehnten Jahrhunderts befand, und die unaufhörlichen Streitigkeiten mit der Römischen Kirche und andern Religionsparteien, machten die Polemik, oder Antithetik, damals zum allgemeinen Lieblingsstudium. Alle Theile der Theologie bekamen ein polemisches Ansehen. Man bediente sich der Spitzfindigkeiten der scholastischen Philosophie, um es auch hierin den Gegnern in der Römischen Kirche, die mit diesen Waffen zu streiten gewohnt waren, gleichzuthun. Sprachen und Bibelauslegung wurden dabei als Nebenwerk getrieben. Was man in der sogenannten Thetik und Antithetik aus der heil. Schrift brauchte, entlehnt man aus den gangbaren Systemen und Commentarien. So entstand denn eine Art von exegesischer Tradition, die sich aus einem System in andere fortpflanzte, und die gleichsam festsetzte, daß diese oder jene Stelle gerade so, und nicht ander erklärt werden müsse. Auf einigen der berühmtesten Universitäten las und hörte man bloß Thetik, Polemik und Homiletik. Selbst damals noch, als Sp

er schon in Dresden war, konnte Olearius in Leipzig kein exegesisches Collegium zu Stande bringen, und Carpzov schloß seine Vorlesungen über den Jesaias gewöhnlich mit dem ersten Capitel. — Was war die Folge davon? Dieses, daß Leute, die so auf Universitäten angeführt waren, unmöglich gute Religionslehrer werden konnten; daß sie, statt praktischen Unterrichts, nur Schultheologie und Streitigkeiten auf die Kanzeln brachten, und daß die Bibel dem Volke ein unbekanntes und verschlossenes Buch blieb. Daher drang Spener darauf, daß angehende Prediger die Bibel, als die einzige Erkenntnisquelle und Glaubensregel, zu ihrem Hauptstudium machen, und daß ihnen die Lehrer auf Universitäten zur praktischen Auslegung derselben Anleitung geben sollten \*). Auch andere fromme und rechtschaffene Theologen der damaligen Zeit hatten hierin mit ihm einerley Einsichten: aber keiner wirkte mit so glücklichem Erfolg auf seine Zeitgenossen, als er.

Schon hieraus ergiebt sich, daß er an der Art zu predigen viel verbessert haben müsse. Hier sind einige seiner Vorschriften, die er sorgfältig in

Aus-

---

\* Es verdient hievon seine allgemeine Gottesgefahrtheit, und seine Gestalt eines würdigen *Studioſi theol.* nachgelesen zu werden, in der Sammlung seiner kleinen geistl. Schriften von Steinmeß, Th. I.

Ausübung zu bringen suchte. Der Zweck der Predigt sey fäßliche Unterweisung in den Hauptwahrheiten der Religion, Anleitung zu Befolgung derselben und zur wahren Sinnesänderung und Veredlung des Herzens nach Jesu Vorschrift und Muster; mit einem Wort: Erbauung der Zuhörer. Alles, was dazu nicht diene, gehöre nicht in die Predigt. Deutlichkeit und Herablässung zur Fassungskraft des gemeinen Mannes, sey eine Haupteigenschaft guter Predigten. Um diese Absicht desto sicherer zu erreichen, pflegte er seine Predigten, ehe er sie hielt wörtlich aufzuschreiben. Er drang darauf, daß der Hauptinhalt christlicher Predigten die Lehre von Jesu Christo seyn müsse: von Ihm solle alles hergeleitet, auf Ihn alles zurückgeführt werden. Der Lehrer müsse darum reden, weil er glaube und die Kraft der Lehre Jesu an seinem eignen Herzen erfahren habe. — Biblische Ausdrücke brauchte er lieber, als Systemsprache; doch ließ er ihren Sinn nicht unerläutert. Die damals üblichen unnützen und geschmacklosen Verzierungen, und da unabänderliche Einerley in der Form der Predigte liebte er nicht. Mit den Regeln der gewöhnlichen homiletischen Lehrbücher war ihm wenig gedient und er sagte oft frey heraus, daß er sie nicht lesen begehre. Auch dies war ein Grundsatz Spener's, daß die Predigt nicht Declamation sey müsse; denn je mehr sie sich der Sprache und dei-

von einer vertraulichen Unterredung nähere, desto mehr wirke sie auf das Herz des Zuhörers. Der Lehrer solle also die Sprache des Herzens reden, die wieder zu Herzen gehe; denn dahin müsse er immer arbeiten, daß das Herz der Zuhörer empfände und gendisse, was ihr Kopf gefaßt habe. Man urtheile nun, wie sehr die mündlichen Vorträge und die Erbauungsschriften dieses Mannes, die Vorträge und Bücher der gemeinen Theologen seines Zeitalters, übertreffen, und wie fühlbar diese Vorzüge den Zuhörern und Lesern werden müsten. Wie viel mehr würde er noch, auch in Absicht der Vortragsart, geleistet haben, wenn er in den Zeiten der höhern Geistescultur, und der vollkommenen Ausbildung unsrer Sprache gelebt hätte! Man überzeuge seine rauhe und veraltete Sprache in unser jetziges Deutsch, so wird man dies noch mehr bestätigt finden \*).

Es bleibt aber immer wahr, daß der gemeine Mann aus den Predigten — selbst den besten und faßlichsten — selten den Nutzen hat, der davon erwartet wird. Denn es ist ihm nicht möglich, einem

\* ) Verschiedene von seinen vorher einzeln gedruckten kleinen Schriften hat Steinmeß zusammen herausgegeben, unter dem Titel: Spener's kleine geistliche Schriften. Magdeburg und Leipzig, 1741 und 1742. II Theile in 4.

nem so langen und zusammenhängenden Vortrage in Gedanken gehörig nachzufolgen, da er zu einer solchen Anstrengung nicht gewöhnt ist. Oft fehlt es ihm auch an den nöthigen Vorkenntnissen, die in Predigten häufig vorausgesetzt werden. Diesem Mangel abzuhelfen, führte Spener das öffentliche Catechisiren der Jugend in den Kirchen an allen Orten ein, wo er im Amte stand, und schrieb für die ungeübten Jugendlehrer catechetisch e Lieder. Der Erfolg entsprach seiner Erwartung vollkommen; und schon bey seinen Lebzeiten folgt man in mehreren Gemeinden seinem Beispiel. Vi dahin hatten viele Prediger geglaubt, daß das Catechisiren unter ihrer Würde sey, und daß es bloß den Lehrern in niedern Schulen überlassen werden müsse. Als daher Spener in Dresden damit den Anfang machte, äußerten selbst angesehene Geistliche und Weltleute ihre große Verwunderung darüber, „daß sich sogar ein Oberhofprediger zu Schulmeisterverrichtungen herablässe.“ So viel vermochte das Vorurtheil auch bey einsichtsvollen Männern!

Der Privaterbauung legte er einen groß Werth bey, besonders der gemeinschaftlichen, einem Cirkel vertrauter und gleichgesinnter Freunde

---

\*) Der Spener'schen Idee *de ecclesiolis in ecclesia mandis*, — denn dies war sein eigner Ausdruck, er gewöhnlich davon brauchte, — stimmten die er-

Hier lasse sich viel Nützliches thun und sagen, was in öffentlicher Versammlung nicht wohl gesagt und ausgeführt werden könne. Es sey hier leicht, die Gemüthsstimmung, den Herzenzustand, und überhaupt das Bedürfniß eines jeden Theilnehmers genau kennen zu lernen, und einer könne dem andern mit Rath und Belehrung zu Hülfe kommen. Um Unordnungen zu verhüten, müßten solche Privatversammlungen unter der Aufsicht eines verständigen und frommen Lehrers stehen, der dabei mancherley Behutsamkeitsregeln zu beobachten habe. Auch müsse dahin gesehen werden, daß sie nie zum Nachtheil des öffentlichen Gottesdienstes gereichten. Auf vieler Verlangen sing er schon 1670 zu Frankfurt dergleichen Zusammenkünfte an, die damals Collegia pietatis genannt wurden. Er hatte dabei die besten Absichten, die auch zu der Zeit fast allgemein anerkannt,

2 \*

Hallischen Theologen völlig bey; und es ist augenscheinlich, daß Francke bey Stiftung seiner Anstalten, auf die Ausführung derselben beständig Rücksicht genommen hat. Spener's Vorschläge sind hernach in der protestantischen Kirche anderwärts erweitert, und mehr im Großen ausgeführt worden. — Ein Paar hieher gehörige sehr merkwürdige Stellen aus Spener's theol. Gedanken, die seinen Sinn und Plan deutlich darlegen, findet man in Spangenberg's Lebensbeschreibung des Grafen von Zinzen dorf, S. 234 f., vollständig abgedruckt. Ich zeichne noch zwey andere aus, wovon die eine im I. Theil der theol. Gedanken, S. 634 f., und die andere in den Consiliis Latinis, P. III. S. 517. befindlich ist.

faunt, und bey vielen, die diese Erbauungsstunden besuchten, vollkommen erreicht wurden.. Da aber nicht alle Theilnehmer von der Art waren, wie er sie voraussetzte: so entstanden gar bald bey einigen Missbräuche, die ihm viel Kränkung und üble Nachrede verursachten, wie sich weiter unten zeigen wird.

Der wohlthätige Einfluß, den Spener's Bemühungen auf die Verbesserung des Unterrichts in der Religionswissenschaft auf Universitäten gehabt haben, ist unverkennbar. Was er auf den meisten Universitäten versuchte, erhellt aus dem Vorhergehenden. Indessen würde von seinen Verbesserungsvorschlägen weit weniger wirklich ausgeführt seyn, wenn er nicht durch seine wichtigen Aemter in Thüringen und im Brandenburgischen so großen Einfluß auf die Lehranstalten und auf die künftigen Lehrer selbst gehabt hätte. Zwar ließ ihn der Widerstand der Sächsischen Theologen seinen Zweck nicht ganz erreichen: aber da die alten blieben, wie sie waren, so traten jüngere auf die sich nach ihm bildeten, und mit großem Beifall lehrten. Doch was damals in Sachsen nicht ausgerichtet werden konnte, das wurde durch die ersten Theologen der Universität zu Halle, Breithaupt Anton und Franke, seinen Grundsätzen vollkommen gemäß ausgeführt.

Von seinen Schriften, wodurch er sich in sein Zeitalter verdient mache, ist, was die asceti

ſch

schen betrifft, schon oben geredet worden. Hier erwähne ich nur noch seine theologischen Bedenken \*). Sie sind noch immer ein sehr ausführliches und schätzbares moralisch-causistisches Repertorium, ohnerachtet manches darin nicht mehr für unsere Zeiten und Umstände brauchbar ist. Wer sich erst an die rauhe Schreibart gewöhnt hat, wird sie mit Vergnügen und Nutzen lesen, und das richtige, reife und treffende Urtheil des Mannes in den schwersten und verwickeltesten Fällen bewundern. Denn die Geschicklichkeit, eine Sache aus verschiedenen Gesichtspuncten zu betrachten; feinen, auch noch so gering scheinenden Umstand unerwogen, und keine Seite des Gegenstandes unbeleuchtet zu lassen, besaß er in einem so hohen Grade, daß ihm darin nur wenige gleich kommen werden. Von seinen piis desideriis, die ein so großes Aufsehen erregten, und zu so vielem Streit Anlaß gaben, werde ich unten reden.

Ehe ich von Spener's Streitigkeiten handle, muß ich eine Anmerkung über die beiden Hauptpar-

\*) Spener's theologische Bedenken sind zu Halle im Verlage des Waisenhauses 1700—1709 in 4 Theilen in 4. herausgekommen; und seine letzten theolog. Bedenken (die er erst nach seinem Tode zu drucken befahl,) sind von dem Baron C. H. von Canstein herausgegeben. Ebendaselbst, 3 Theile in 4. 1711. Die *Consilia et judicia theologica Latina* sind auch erst nach seinem Tode zu Frankfurt am Main 1709 in 3 Theilen in 4. erschienen.

parteyen in der Lutherischen Kirche des siebzehnten Jahrhunderts, voranschicken. Die eine beschäftigte sich mehr mit Theorie und gelehrter Speculation, die andere mehr mit praktischer Anwendung der Lehren des Christenthums. Jene sorgte mehr für den Verstand, diese mehr für's Herz. Beide Parteien, und die Uneinigkeiten zwischen beiden, sind fast so alt, als die christliche Kirche selbst; ob sie sich gleich nach den verschiedenen Umständen des Orts und der Zeit, immer unter verschiedenen Gestalten gezeigt haben, und noch jetzt zeigen.

Die Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts machten, aus den schon angeführten Gründen, scholastische Philosophie und Antithetik zu ihrer Hauptwissenschaft, und verabsäumten darüber andere Theile der Theologie. Außer den Streitigkeiten mit auswärtigen Religionsparteien, mehrten sich auch die innerlichen von Tag zu Tag. Besonders glaubten die Wittenbergischen Theologen, daß es ihr Amt vornehmlich sey, über Reinigkeit der Lehre zu wachen, weil sie auf Luthers Lehrstuhl säßen. Der Ton in Streitschriften war heftig, unfreundlich, und nicht selten ungesittet. Einem Calov war es etwas geringes, in einer kleinen Schrift, die ein anderer für unschuldig gehalten hätte, einige dreyzig Irrthümer zu finden. Wäre es so fortgegangen, was würde endlich aus der Lutherischen Kirche geworden seyn?

Es blieb aber immer eine nicht geringe Anzahl Theologen übrig, die einen andern Weg betraten, und im Stillen vielen Beyfall fanden. Das waren die M y s t i k e r ; eine Partey, die schon in den früheren Jahrhunderten immer gerade dann vorzüglich aahlreich wurde, wenn übertriebene und friedensstörende Grübeley in der Religionslehre die Oberhand zu bekommen schien. Unter ihnen fehlte es nicht an Schwärmern, die Gelehrsamkeit und Philosophie geradezu verworfen: aber es wäre höchst ungerecht, sie alle in eine Classe zu setzen. Viele von den eifrigsten und glücklichsten Beförderern der Frömmigkeit und des thätigen Christenthums, lasen ältere und neuere mystische Schriften, und machten sich viele unterscheidende Ausdrücke derselben zu eigen, ohne jedoch den unrichtigen Sinn damit zu verbinden, den ihnen die ersten Erfinder unterlegten. Verdiente wohl er fromme Arndt die Rezernamen, womit ihn Lucas Osiander in Tübingen, und dessen Nachsprecher brandmarkten? Arndt benutzte zwar Vieles aus Valentin Weigel's Schriften, aber darum war er noch kein Weigelianer. Denn die auffallendsten Säge desselben missbilligte er als schriftwidrig. Indessen gaben die Streitigkeiten über die Schriften Weigel's, Arndt's, Prætorius, und ähnlich gesinnter Männer, Anlaß, daß fast alle, die mit dem amaligen Zustand der Kirche unzufrieden waren, und Besserung wünschten, schwärmerischer Grundsäge verdächtig

dächtig wurden. — Während dieser Fahrt trat Spener auf. Bei welcher von beiden Parteien er die meisten Fehler sah, und welcher er am geneigtesten war, ergiebt sich aus dem Vorhergehenden. Doch zeigte er die Mängel beider mit Freymuthigkeit; wollte gewissermaßen zwischen beiden Frieden und Vereinigung stiftet, erfuhr aber von beiden Widerspruch, und wurde, wider seine Absicht, als Stifter einer neuen Partei angesehen.

Folgende Sätze Spener's waren die vornehmsten, die von seinen Gegnern bestritten wurden. Schon die Behauptung, daß die Luthersche Kirche einer Verbesserung bedürfe, schien ihnen höchst bedenklich, so sehr er sich auch dabei gegen Mißdeutungen zu verwahren gesucht hatte. Denn es gab Enthusiasten, die den nahen Umsturz Babels (worunter sie die Lutherische Kirche verstanden) Weissagten. „Man müsse ausgehen aus Babel, um nicht unter den Trümmern desselben zu erliegen!“

Ferner machte man seine unschuldige Lehre, (die er jedoch niemand als Glaubensartikel aufdrang,) von der Hoffnung besserer Zeiten, verdächtig. Dies, sagte man, ist der grobe Chiliasmus, den Thomas Müntzer und sein aufrührerischer Anhang predigte, und den schon die symbolischen Bücher verdammten \*). So etwas war Spener nie in den Sinn gekommen. Er erwartete

---

\*) Augsburgische Confession, im 17ten Artikel.

tete bloß eine größere Erweiterung und mehrere Ver vollkommenung der christlichen Kirche, und eine allgemeine Ausbreitung des geistlichen Christusreichs in künftigen Zeiten; und berief sich dabei auf klare Aussprüche der heil. Schrift. Aber die viel weiter getriebenen Behauptungen D. Petersen's trugen zur Unterhaltung und Fortsetzung dieser Streitigkeiten das meiste bey.

Auch gab Spener's bescheidene Zurückhaltung im Urtheilen über mehrere Personen, die sich göttlicher Einsprache und Offenbarungen rühmten, Gelegenheit, ihn in den Verdacht des Fanatismus zu ziehen. Aber nie war Spener ihr Theilnehmer: er wollte nur nicht, daß man, ohne vorhergegangene Prüfung nach der Bibel, gleich entscheidend über sie absurtheilen solle. Man vergleiche sein Bedenken über die Bourignon \*).

Was soll ich aber von seinen Erbauungsstunden und Privatversammlungen sagen? Bey aller Vorsicht Spener's, und bey seinem nachdrücklichen und oft wiederholten Warnen \*\*) vor aller Trennung von der äußern Kirchengemeinschaft,

(die

\*) In den letzten theol. Bedenken, Th. I. S. 24 f.

\*\*) Gegen die separatistischen Grundsätze schrieb er das Buch: Der Klagen über das verdorbene Christenthum Missbrauch und rechter Gebrauch. Frankfurt, 1684. (Dritte Auflage 1696.) in 12.

Die er unter keinem Vorwande gestatten wollte, wurden doch manche seiner Zuhörer Separatisten. Einige derselben trugen nur Bedenken, mit Unbeküfteten zu communiciren; andere aber wollten nicht einmal dem öffentlichen Gottesdienste beywohnen, um nicht durch die Gemeinschaft mit Ungläubigen entweiht zu werden. Bey den meisten bemühte er sich vergeblich, sie von ihrem Irrthum zurück zu bringen. Welcher Kummer für den rechtschaffenen Mann! Welcher Triumph aber zugleich für seine Gegner, die bloß auf den Schaden bey einigen, und nicht auf den bey sehr vielen wirklich gestifteten Nutzen sahen! Ob Spener wohl that, daß er seine Privatversammlungen dennoch fortsetzte? — Ich will keinem mit meinem Urtheile vorgreifen: nur eine Anmerkung wird man mir erlauben. Allemal um die Zeit, wenn eine neue Hauptverbesserung oder eine ausgezeichnet merkwürdige Anstalt in der christlichen Kirche begann, traten Leute auf, die aus Schwäche und übertriebenem Eifer für die von ihnen nur halbverstandenen neuen Wahrheiten, Schwärmer wurden. Das Licht, das plötzlich in der Finsterniß aufgeht, blendet; und es dauert oft lange, ehe sich ein schwaches Auge an seinen Glanz gewöhnt. Wie viele Enthusiasten standen nicht in den ersten Zeiten der christlichen Kirche auf? Wie viele Fanatiker zur Zeit der Reformation? Sollten darum die Apostel ihre Predigt — sollte darum Luther seine Reformation aufgeben? So dachte auch

ich Spener, so beruhigte er sich, und ging, im ewuhtseyn seiner guten Sache, und des dadurch stifteten Segens, seinen Gang ruhig und unerrocken fort. — An einen solchen Mann, wie dieser war, schließt sich auch gewöhnlich ein Gefolge von Leuten an, die ihre oft ganz entgegengesetzten Anwürfe unter seinem Namen und Schutz auszuführen suchen. Dies war damals der Fall bey sehr vielen, die sich Spenerianer nannten.

Man beschuldigte Spenern ferner verschiedener Irrthümer in der Glaubenslehre. Die Lehren, von der Rechtfertigung, vom Glauben und von den guten Werken, wurden in manchen Lutherischen Lehrern damals so unbestimmt und unvorsichtig vorgetragen, daß sie vieler Sicherheit missbrauchten, und in dem Wahn bestärkt wurden, daß zu dem Glauben an Jesum nicht mehr als das Bekennen mit dem Munde gehöre, und daß Gott auf das sittliche Verhalten der Christen weniger Rücksicht nehme, als auf ihre echte Glaubigkeit. Spenern war die reine biblische Lehre von Jesu dem Weltheiland, in ihrem innen Umfang, sehr theuer und wichtig — denn er kannte das Wohlthätige derselben aus eigner Erfahrung des Herzens — er ging daher, wie schon beschrift ist, in seinen Vorträgen beständig davon aus; aber, er unterließ auch nicht, bey jeder Gelegenheit anzuschärfen, daß buchstäbliche Erkenntniß und bloße Rechts-

Rechtgläubigkeit nicht hinlänglich seyn; daß man d  
Glauben durch die Werke thätig beweisen müßt  
wenn man an den Folgen der Erlösung Christi Th  
haben, und sich seiner Versöhnung getröstet wol  
Aber durch allerley Folgerungen, die man aus ein  
gen seiner Ausdrücke zog, wußte man auch hier sei  
Behauptungen als verdächtig, und von den Lutheri  
schen abweichend, vorzustellen. — Mit seiner Leh  
von dem Unvermögen des ungebesserten  
Menschen in geistlichen Dingen, und vo  
den Gnadenwirkungen, ging es eben so. Hi  
stimmte er mit den unverdächtigsten Theologen, so  
derlich mit Johann Musäus, genau überein  
und doch beschuldigte man ihn, daß er unmittel  
bare, vom göttlichen Worte unabhängige Gnade  
wirkungen behauptete. — Sicher gehört auch di  
Streit über die Frage: „Ob ein unbekehrter Lehrer  
bey seinen Unvertrauten rechten Nutzen schaffe  
köinne;“ welches Spener auf eine solche Art un  
mit solchen Gründen verneinte, daß ihm wol  
kein Unbefangener seine Zustimmung wird versage  
können.

Noch muß ich der Streitigkeit über die Mit  
teldinge (Adiophora) gedenken. Man verstan  
darunter allerley sinnliche Vergnügen und Ergöt  
zlichkeiten, als Tanzen, Spielen, Besuchung de  
Schauspiele u. dgl. Der große Haufen der Theolo  
gen und Nichttheologen hielt sie für erlaubt

Spe

Spener behauptete nicht, daß sie, an und für sich betrachtet, sündlich wären \*). Nur, wie er jetzt in der wirklichen Welt wären — die er doch ewig besser kannte, als viele Antispenerianer — glaube er nicht, daß ein wahrer Christ Theil daran nehmen werde, weil so viele Sünden dabei vorkommen, und es so schwer sey, sich vor aller Theilnahme daran zu hüten. Doch müsse man es der eigenen Einsicht und dem Gewissen eines jeden überlassen. Er gestand auch zu, daß man seine Zeit noch weit übler, als mit den sogenannten Mitteldingen abringen könne, wenn man z. B. den Nächsten in Gesellschaften verleumde, und andere schädliche Gespräche führe. Aber einige seiner Schüler gingen in diesem Punct viel weiter, als er, und verursachten durch ihre Uebertreibung und gesetzliche Strenge mancherley Nachtheil. Wer mag indessen wohl den größten Schaden gestiftet haben? sie, oder ihre Gegner? deren viele in Schriften, und selbst auf Kanzeln, die Lehre von den Mitteldingen ein theures Kleinod der evangelischen Kirche nannten. Ein angesehener Sachsischer Geistlicher unternahm es sogar damals, Gebetformulare für Spielende aufzusuchen \*\*).

Nun

\*) Man sehe z. B. seine *Confilia theol.*, Th. II. S. 113., und die *letzen theol. Gedanken*, Th. III. S. 710., und a. D. m.

\*\*) Man vergleiche die Schrift von Gottfr. Bocerodt: *Aufgedeckter Mitteldings-Betrug.* Frankf. und Leipzig, 1698. 12.

Nun noch etwas über die Geschichte der Stigkeiten Spener's, und die wahre Veranlung derselben. Seine pia desideria (worin meisten seiner bestrittenen Sätze kurz beyammen finden sind,) waren erst Vorrede zu der neu Ausgabe der Postille Joh. Arndt's, die Spener 1675 heraus gab; sie wurden aber auch besond abgedruckt. Diese Schrift enthielt nicht bloß allgemeine Klagen, aber auch keine Anzüglichkeit und Bitterkeiten, wie so manche Aufsätze Ander ähnlichen Inhalts. Bey aller Freymüthigkeit herrschte darin Bescheidenheit und Sanftmuth. war ihm nicht genug, Fehler und Mängel anzuzeigen und zu rügen; sondern er that auch zugleich ausführbare Verbesserungsvorschläge. Das Buch wurde von mehreren Religionslehrern, und auch von Staatsmännern, mit dem Beyfall aufgenommen, den verdiente. An vielen Orten sah man die Mäng der Kirche wirklich ein, und suchte ihnen nach Spener's Vorschlägen abzuhelfen. Dies konnte die Aufmerksamkeit der Theologen nicht entgehen. Sie die es zum Theil bequemer fanden, beym Alten zu bleiben — singen an, über verdächtige Neuerungen zu klagen: doch, anfangs nur im Stillen, ohne ihren Gegner öffentlich in Schriften anzugreifen. Das Ansehen des Mannes war schon zu fest gegründet, er wurde von den höhern Ständen, und selbst an Höfen sehr geschäkt; was er geschrieben hatte

wa

war so bescheiden, so behutsam ausgedrückt, dabei aber größtentheils so treffend und augenscheinlich wahr, daß es bedenklich schien, ihn öffentlich darüber zu bestreiten. Wenigstens wollte von den vornehmsten Theologen keiner der erste seyn. Doch würden vielleicht damals schon manche Wittenbergische, oder andere diesen gleichgesinnte Sachsischen Theologen nicht geschwiegen haben; hätte nicht Spener am Churfäfischen, und den Herzogl. Sachsischen Höfen, so manche Freunde und Förderer gehabt, die seine Verbesserungsvorschläge genehmigten. Ich nenne nur den einzigen, damals so viel geltenden, Veit Ludwig von Seckendorf, durch den er auch den ersten Antrag zu seinem Amte in Dresden erhielt.

Endlich stiftete der Darmstädtische Hofprediger, D. Menzer, einen Diaconus zu Nordhausen, Georg Conrad Dilsfeld, an, Spenern nahestlich zu bestreiten. Schon 1674 hatte dieser Mann wider die Schriften des Pratorius und Statius, die auch Spener schätzte, heftig und ungesittet geschrieben, und 1679 kam die Reihe an Spenern. Das Buch führte den Titel: Theosophia Horbio-Speneriana. Spener, und sein Schwager, Horbius, wurden darin als Enthusiasten, Weigelianer und Donatisten geschildert, und der größte Theil der oben angeführten Beschuldigungen gegen sie vorgetragen. Dagegen vertheidigte sich Spener bescheiden und gründlich, stellte aber zugleich

zugleich den Nordhausischen Diaconus so in seine Schwäche und Blöde dar, daß dieser von denen Theologen, auf deren Beyständ er so sicher gerechnet hatte, verlassen wurde, und der Streit einige Jahre ruhete.

Als Spener nach Dresden kam, waren außer den piis desideriis, auch schon seine übrigen verdächtigen Schriften erschienen. Aber von den Sächsischen Theologen hatte damals keiner etwas dagegen zu erinnern. Sie überreichten ihm vielmehr bey seinem Antritt seines Amtes so schmeichelhafte Stücktwünschungsgedichte, daß er Bedenken trug, sie austheilen zu lassen. D. Carpzov nannte Spener so lange er noch nicht Oberhofprediger war, einer eifrigen Gotteslehrer, einen hoch verdienten Mann, und der D. Schelwig erklärte ihn für einen gottseligen Theologus. Albert in Leipzig, verglich ihn gar mit dem heil. Bernhard; und D. Mayer (Professor in Wittenberg von 1684 — 1686) rühmte ihn als einen tapferr Gottesmann, als ein wahres Muster christlicher Liebe. Und gerade die drei Theologen, Carpzov, Mayer und Schelwig, wurden nun mehr Spener's heftigste Widersacher. Damit aber ihr Betragen nicht zweydeutig schiene, wurde die seltsame Unterscheidung, zwischen Spenerus prior und posterior, ausgesonnen; ohnerachtet seine später

ern Schriften keine andere Lehren, als die früheren enthielten.

Der Haupturheber des Streits in Sachsen, war der Leipziger Theolog, D. Joh. Benedict Carpzov. Dieser Mann war sehr ehrgeizig, und rebte nach der Oberhofpredigerstelle in Dresden. Sein Plan verunglückte. Spener, — ein Ausländer, ein nicht ganz von üblen Nachreden freyer theolog — gelangte (1686) zu diesem wichtigen ostn. Zwar hatte ihn Carpzov bisher nicht für irgläubig gehalten, aber Dilfeld's Buch und die nhergehenden Gerüchte waren ihm nicht unbekannt. Er war also geneigt, der Sache jetzt weiter nachzuforschen. „Mehrere seiner Anhänger sind Separatisten — sind Schwärmer geworden. Es könnte also doch wohl darauf angesehen seyn, eine neue Secte zu stift. Schwenkfeld, Weigel u. s. w. wollten ja auch die Theologie verbessern, die Kirche reforieren — eben so, wie Spener! Dilfeld mag so wohl so unrecht nicht haben. — Und ein solcher Mann ist der erste Theolog in Sachsen? Welche Erfahr für das Land und die ganze evangelische Kirche!“ So dachte Carpzov, und entdeckte nun unter Irrthümer und Fehler, wo er vorher nichts, s lauter Wahrheit, lauter Gutes sah.

Es dauerte nicht lange, so wurden in Sachsen nige obrigkeitsliche Verordnungen zu Verbesserung des Religionsunterrichts und Predigtwesens gegeben, Knapp's Leben gel. Männer. 3 und



und den akademischen Theologen nachdrücklich ver-  
sen, daß sie bisher keine exegetischen Vorlesun-  
über die Bibel gehalten hatten. Dies rührte  
Spener her. Carpzov konnte nicht unterlassen  
seinen Unmuth darüber in einem akademischen P-  
gramm zu erkennen zu geben, ob er gleich Spener  
nicht nennen durfte. Die übrigen Leipziger The-  
ologen waren gegen Spener so sehr nicht eingemu-  
men, als Carpzov. Es wurde daher nach Wit-  
berg geschrieben, wo er geneigteres Gehör fand, a-  
an andere Orte; und, wie es scheint, selbst in  
Dresden, um verschiedene Angesehene auf seine S-  
zu ziehen. In demselben Jahre, da Spener Ob-  
hofprediger geworden war, fingen die Magister  
Leipzig, Franke, Anton und Schade, ihre C-  
legia philo-biblica an, worin sie biblische Büch-  
nach Spener's Plan, mit unerwartetem Bey-  
und dem sichtbarsten Nutzen für ihre zahlreichen Zu-  
rer, praktisch erklärten. Das sonderbarste da-  
war, daß sie Carpzov selbst auf den Gedanken ha-  
bringen müssen, da er in einer Predigt, bey der  
gegenwärtig waren, seine Verwunderung bezeugt  
daß die Studirenden so viele Collegia anthologi-  
oratoria etc. unter sich hätten, und doch kein ein-  
ges Collegium *biblicum* hielten. — Diese Collegia  
biblica wurden, bald nach ihrem Anfange, eben so ve-  
dächtig, wie Spener's Erbauungsstunden. Car-  
zov glaubte, daß es seine Amtspflicht erfordere, daß

i warnen, und er erlaubte sich auch, in seinen Preigten bitter darauf anzuspielen. Die diese Collegia beichten, nannte man damals in Leipzig Pietisten \*), und beschuldigte sie schwärmerischer und separatistischer Grundsätze. Wahr ist es, daß unter den Zuhörern manche schwache Leute waren, die in ihrem Neuzern ein gewisses unterscheidendes und seltsames Betrachten annahmen, wodurch sie bey andern Anstoß gaben, und lächerlich wurden. Aber es war ungerecht, daß an dies Spenern und Franken zur Last legte.

Endlich fiel Spener (1689) beym Churfürsten Ungnade. Nun glaubte die Carpzon'sche Partei ihres Sieges gewiß zu seyn. Carpzon schrieb einige Programme im Namen der Universität Leipzig, worin er ihn heftig angriff, doch ohne den Namen eines Gegners zu nennen. Er, und die Wittenberg gaben vor, daß eine neue Secte gestiftet werden solle, — die Secte der Pietisten, — die nicht den drey Religionsparteien gehöre, denen im deutschen Reiche, nach dem Westphälischen Friedensschluß, freye Religionsübung verwilligt sey; daher lüsse man sie vom Religionsfrieden öffentlich ausschließen. Um desto leichter zum Zweck zu kommen, wurde nachher darauf angetragen, daß man ein neues symbolisches Buch aufsezzen wolle, und

3\*

daß

\*) Seit der Zeit wurde der Pietistenname erst recht gewöhnlich; wiewohl ihn auch vorher schon einige in Ober-Deutschland gebraucht hatten.

dass keiner ein Kirchenamt erhalten, oder darin bleiben solle, der sich nicht eidlich darauf verpflichten lasse.

Als Spener Dresden verließ (1691), wurde der Streit erst recht heftig. Die theologische Facultät zu Wittenberg setzte nunmehr eine Christ-katholische Vorstellung wider ihn auf, worin alle seine Irrthümer aufgestellt waren, an der Zahl zweihundert und vier und sechzig! eine abentheuerliche, wirklich lächerliche Schrift, die Spener mehr Vortheil, als Schaden brachte\*). Man hätte erwarten sollen, dass, nach Spener's Abschied aus Sachsen, der Streit allmählig abnehmen, und endlich gar aufhören würde; es erfolgte aber gerade das Gegenteil, hauptsächlich aus folgenden Ursachen.

Die Brandenburgischen Lutherischen Landeskinder hatten bisher häufig zu Leipzig und Wittenberg Theologie studirt. Denn die theologischen Facultäten zu Frankfurt an der Oder und zu Duisburg waren reformirt, und die Universität Königsberg, die eine Lutherische Facultät hatte, war zu weit entfernt. In Sachsen, und sonderlich zu Wittenberg, herrschte der Geist der Unduldsamkeit und Parteysucht in so hohem Grade, dass man die Reformirten nicht anders, als wahre Unchristen

\*) Ein gegen Spener so widrig gesinnter Geistlicher durfte blätterte dies Buch bald nach seiner Erscheinung begierig, warf es aber vor Verdruss zur Erde, und sagte Nun wird Spener doch Recht behalten!

schilderte; und der Religionshass, den man den hier studirenden Brandenburgern einpflanzte, wurde dank durch diese wieder dem Volke und der Jugend eingeschafft, wenn sie doreinst in ihrem Vaterlande Kirchenämter oder Schulstellen exhielten. Dies konnte keine Gesinnungen der Liebe und des Vertrauens gegen den reformirten Landesherrn erwecken. Aus diesen, und noch einigen andern Gründen, (die aber nicht hieher gehören,) wurde beschlossen, die fünfzigen Lutherschen Prediger und Schullehrer im Lande selbst zu bilden, und in Halle eine Universität einzulegen. Es ist gewiß, daß Spener an dieser Entschließung des Hofes vielen Anteil hatte. Wie viel entging dadurch andern Universitäten, besonders Leipzig und Wittenberg! Die ersten Professoren der Theologie auf dieser neuerrichteten Universität, Lehren völlig nach Spener's Plan, und Francke und Anton waren ja eben die schon in Leipzig sehr verfeigerten Männer. Hieraus ist die Ursache des fortgesetzten Streits, und der langdauernden Kämpfersucht gegen die Hallischen Theologen, und alle diejenigen, die in ihrer Schule gebildet waren, sehr begreiflich.

In der Verurtheilung Spener's gingen einige seiner Gegner so weit, daß sie ihm sogar die Säigkeit ganz entscheidend absprachen. D. Fecht in Rostock, wollte durchaus nicht gestatten, daß man seinem Namen das lateinische B. vorsezgen, oder ihn

ihn den seligen Spener nennen solle, und er vertheidigte dieses sogar in einer besondern, unter seinem Vorsitz öffentlich gehaltenen Disputation, de beatitudine in Domino defunctorum. Dies war doch noch härter und anmaßender, als was Schelwig von Arndt urtheilte. Er meinte, mit Arndt's Seligkeit sähe es zwar mißlich aus; doch könne es wohl noch selig geworden seyn, aber nur wie durch's Feuer.

Die Folgen dieses langen Streits sind sehr wichtig gewesen, und haben zu großen Veränderungen in der protestantischen Kirche Anlaß gegeben, die anfangs gewiß keine von beiden Parteien vorau sah. Eine historische Untersuchung über den sogenannten Pietismus, und die Folgen desselben mit Beobachtungsgeist und Unparteilichkeit geschrieben, — verglichen bisher noch nicht erschienen ist, — wäre ein sehr nützliches Werk, worin sich viel Merkwürdiges und auch für unser Zeitalter lehrreiches sagen ließe.

## II.

Spener's und Frankens  
K l a g e n  
über  
Mängel der Religionslehrer und Lehrinstitute  
in der lutherischen Kirche,  
hre Verbesserungsvorschläge, und Anstalten zur  
Ausführung derselben in Halle.

---



Die Absicht dieses Aufsatzes ist\*), die Leser mit dem Zweck der Hallischen Anstalten und dem Eigenthümlichen des Geistes ihrer Stifter näher bekannt zu machen. Wie wenige lesen jetzt Spener's und Frankens Schriften? Kein Wunder also schon deswegen, daß diese Männer noch immer so häufig verkannt werden. Zwar läßt man jetzt ihren Absichten, und zum Theil auch ihren Grundsätzen mehr Gerechtigkeit wiederauffahren, als ehedem, da noch der Pietistenstreit geführt wurde: aber es ist doch nur wenigen neuern Schriftstellern gelungen, sie im rechten Lichte und ganz in ihrer wahren Gestalt darzustellen. Der Grund davon liegt theils in jener Unbekanntschaft mit dem Inhalt ihrer Schriften, theils in der gänzlichen Verschiedenheit der Denkungsart und Gesinnung. Oft ist es daher auch geschehen, daß man einzelne ihrer Sätze und Neuerungen aus dem Zusammenhang herausgehoben, und ihnen einen Sinn untergelegt hat, der zwar mit den herrschenden Meinungen unsers Zeitalters übereinstimmt, aber mit ihrem System im Widerspruch steht. Da ich mit ihren Schriften und Lehren sehr frühzeitig befaunt

\*) Er erschien zuerst im J. 1794 in der Zeitschrift: Frankens Stiftungen, 2ter Band.

Kannt geworden bin, so hoffe ich, ihren Sinn au  
in dieser Abhandlung um so weniger verfehlt zu ha  
ben. Meine früheren Jugendjahre fallen in die Ze  
da die Grundsätze dieser theologischen Schule hi  
noch gestend waren, wenigstens in dem Kreise, wort  
ich erzogen und gebildet wurde. — Die Glau  
würdigkeit meiner Darstellung wird dadurch no  
mehr gewinnen, daß ich sie meistens mit ihren eig  
nen Worten reden lasse, und Stellen aus ihren Schri  
ten unverändert mittheile. So geht auch dem Lese  
von dem Originellen und Charakteristischen der Ge  
danken und des Ausdrucks nichts verloren: es wird  
ihm, indem er sie selbst reden hört, alles mehr ver  
gegenwärtigt und das Hineindenken in jenes Zeit  
alter erleichtert. Nur die Freyheit habe ich mir ge  
nommen, lateinische und andere fremde Wörter, di  
sie nach der Gewohnheit ihrer Zeiten bisweilen ein  
mischen, gleich deutsch zu übersezgen \*).

---

Unsere Kirche hat mancherley Mängel und Gebre  
chen. Der Glanz, der ihr durch Luthers Kirchen  
verbesserung wiedergeschenkt war, ist größtentheile

ver

\*) Von ihren vielen Schriften sind bey diesem Aufsatze fol  
gende am meisten gebraucht worden: Spener's *pia  
desideria*, seine theologischen Gedanken und  
*consilia latina*, die Vorrede zu den tabulis hodolo  
phicis Dannhaueri: *de impedimentis studii theologici*;  
die allgemeine Gottesgelahrtheit aller Gläu  
bigen

verschwunden. Die in Schriften verfaßte Lehre hat ich unverändert erhalten, aber sie wird von vielen nicht recht verstanden und angewendet. Und wer ist Schuld an diesen Uebeln? Gewiß nicht der Lehrstand allein; aber er hat doch vielen Antheil daran, und soll die Kirche verbessert werden, so kommt auf Verbesserung dieses Standes das meiste an; ja, von ihm muß sie eigentlich ausgehn. Weil nun kein Unstudirter ein Lehramt erhält: so beruhet das Wohl der Kirche sicherlich mit darauf, daß die Studirenden zweckmäßig unterrichtet und zubereitet werden. Ihre Bildung geht aber nicht erst auf Universitäten in: schon vorher muß der Anfang damit gemacht seyn; dort soll sie nur fortgesetzt und vollendet werden. Verbesserung der häuslichen Erziehung und der gelehrten und moralischen

## Bil-

---

bigen Christen und rechtschaffenen Theologen (gegen Dilfeld's theosophia Horbio-Speneriana) und die Gestalt eines würdigen *Studioſi theologiae*. Die drey letztern stehen im ersten Theil der von Steinmeß herausgegebenen Sammlung der Spenerischen kleinen geistlichen Schriften (Magdeburg und Leipzig, 1741. 4.). Nach dieser Ausgabe werde ich die Seitenzahlen dieser Schriften anführen. Von Frankens Büchern habe ich, außer den sogenannten Fußstapfen, oder der wahrhaftigen und umständlichen Nachricht vom Waisenhause, die *Idea Studioſi theologiae*, die *Monita pastoralia theologica* und die *Lectiones paraeneticas*, oder öffentlichen Ansprüchen an die *Studioſos theol.*, vornehmlich benutzt.

## Bildung der Jugend auf Schulen ist daher ein Hauptbedürfniß.

Die häusliche Erziehung ist größtentheils sorglos und den Vorschriften des Christenthums zu wider. Selbst da, wo noch Sorgfalt darauf verwendet wird, geschieht es selten auf die rechte Art. Ehregeiz und Eigennutz sind gewöhnlich die einzigen Triebsfedern, wodurch man Kinder in Thätigkeit setzt und zum Guten anzutreiben sucht. Die Kinder bemerken auch zeitig genug, daß dies die Hauptbewegungsgründe bey den Handlungen ihrer Eltern sind. Die Uebung der Gottesverehrung wird gewöhnlich bloß ins Äuße gesetzt, und nur wenige Eltern haben den Willen und die Geschicklichkeit, ihren Kindern ächt religiöse Gesinnungen einzuflößen. Sie selbst sind falsch geleitet; wie könnten sie Führer ihrer Kinder werden?

Wer seine Söhne zum Lehrstand bestimmt, nimmt selten Rücksicht darauf, ob sie die dazu erforderlichen Anlagen und Fähigkeiten besitzen. Die Religionslehrer unserer Kirche stammen größtentheils aus den niedern Ständen ab. Der Zweck solcher Eltern ist, daß ihre Kinder geehrter, als sie selbst werden, und mit Gemächlichkeit ihr Brodt verdienen sollen. Weit und breit herrscht das Vorurtheil, daß, wer zum Weltmann nicht geschickt sey und doch studiren wolle, nur das theologische Studium erwäh-

wählen müsse; denn dazu könne er noch immer gut genug seyn \*).

Auf folgende Mängel der Schulen machte Spener schon im vorigen Jahrhundert aufmerksam. Die lateinische Sprache — deren Studium allerdings unentbehrlich sey — werde in den lehrten Schulen fast einzig und allein, und doch nicht zweckmäßig, getrieben: Griechisch viel zu wenig, und Hebräisch fast gar nicht; nach Gelegenheit zum Unterricht in den Anfangsgründen anderer möglichen Kenntnisse, frage man vergebens. An der Leitung zu einem frommen und dem Sinn Christi emähen Wandel fehle es beynahe durchgängig auf hohen und niedern Lehranstalten. „Selbst die Schulgesetze — sagt er — sind meistens so beschaffen, daß sie zwar auf andere Dinge sehr sorgfältig Rücksicht nehmen, aber in Ansehung dieses einen Rothwendigen fast genug abgefaßt sind.“ Bey dem Religionsunterricht gehe die Bemühung der Lehrer gewöhnlich nur dahin, dem Gedächtniß der Kinder den Inhalt der christlichen Glaubenslehre einzuprägen, ohne sich darum zu bekümmern, ob ich auch die Kraft derselben an ihren Herzen äußere. Man könne aber nicht mehr von ihnen erwarten, da sie selbst nie weiter gegangen wären. Die heilige Schrift werde in den Schulen wenig ge-

\* Spener's praefat. ad tabl. hodosoph., und Frans  
ken's lect. paraen. V, 26.

gebraucht, und zur heissamen Lesung derselben sei Anleitung gegeben: man begnüge sich, etwa ein Epitel daraus obenhin und gedankenlos vorlesen lassen. Die moralische Bildung werde in öffentlichen Schulen fast ganz vernachlässigt: zwomme die Jugend mit einigen Kenntnissen bereiche heraus, aber gewöhnlich moralisch schlimmer, als sie hineingekommen sey. „Wolle man daher auf die allgemeine Beste mit Ernst bedacht seyn, so sey die ein Hauptmittel, daß man die Schulamtscandidaten zu ihrem wichtigen Geschäft sorgfältig zubereite und keine andere zu Lehrern bestelle, als wohl geprüfte, geschickte und fromme Männer, die auf den Sprachen und andern nöthigen gelehrten Kenntnissen, die Vorschriften der christlichen Sittenlehre nicht nur inne hätten, sondern auch selbst befolgten und der Jugend bezubringen wüsten \*).“

Dies sind die Grundsätze, von denen auch Franke ausging, der in der Pädagogik am Ende des vorigen, und zu Anfang dieses Jahrhunderts Epoche gemacht hat. Er verbesserte nicht nur Erziehung und Unterricht in den von ihm gestifteten und mit dem hiesigen Waisenhouse verbundenen Lehranstalten — den Bürgerschulen, der lateinischen Schule und dem Königl. Pädagogium — sondern er wirkte zugleich durch diese Institute und

durch

---

\* ) Praef. ad tabb. hodos., in der Steinmeckischen Sammlung, S. 1021 — 1024.

urch die Lehrer und Zöglinge derselben sehr vortheilhaft auf das ganze Schul- und Erziehungswesen in einem großen Theil Deutschlands und noch über Deutschland hinaus. Zu Lehrern wurden Candi-  
aten und Studenten angenommen, denen er  
ine Methode des Unterrichts vorschrieb, die sie genau  
befolgen mußten. Sie leisteten ihm auch meistens  
willig Folge. Denn bisher hatten sie noch keine ei-  
gene Methode gehabt, der sie sich hätten entwöhnen  
müssen, wie dies der Fall bey Männern gewe-  
sen seyn würde, die schon in andern Schulen gelehrt  
hatten. Wie leicht wird es nicht überhaupt jungen  
Leuten, sich nach einem Lehrer zu bilden, den sie  
hochschätzen und lieben? und wie geneigt sind sie nicht,  
in seine Ideen und Plane mit einzugehen, zumal,  
wenn diese für sie den Reiz der Neuheit haben? Aber  
auch das ist der Jugend vorzüglich eigen, daß sie  
Kenntnisse, die ihr neu sind und die sie für besonders  
nützlich und wissenswürdig hält, gleich jedermann  
mitzutheilen, und mit Wärme und Eifer zu verbrei-  
ten sucht. Das mannichfaltige Uebel, das aus dem  
unzeitigen jugendlichen Drang zur Mittheilung ent-  
steht, war Franken gar nicht unbekannt \*): aber  
er

---

\* ) Lect. paraenet. I. 70 f. „Es geht den Studirenden oft  
wie den Kindern. Wenn diese irgend am Christfest ein  
neues Kleid bekommen haben, so laufen sie auf den  
Gassen umher und wollen allen Leuten zeigen, was ih-  
nen Vater und Mutter für ein schönes Kleid gegeben  
haben,

er wußte auch, daß durch diesen Trieb, unter weiser Leitung und Aufsicht, sehr viel Gutes gewirkt werden könne; und so benutzte er ihn für seine Schulen. Schon hieraus wird begreiflich, wie es jünging, daß er mit jungen Lehrern — von denen ohnehin die Zöglinge am leichtesten und liebsten lernen, weil sie am meisten mit ihnen sympathisiren — mehr auffrichtete, als auf andern Schulen durch ältere und zum Theil weit gelehrtere und erfahrvnere Männer geleistet werden konnte. Hiezu kamen nun noch religiöse Bewegungsgründe, die bey vielen weit mehr, als alles dieses, zur Erweckung und Erhaltung ihrer den Schulen so nützlichen Thätigkeit wirkten; und durch eigentlich wurden sie für ihn erst recht brauchbare Arbeiter. Doch hievon mehr im Folgenden. Noch bey Franken's Lebzeiten waren oft weit über hundert Lehrer auf einmal bey den Schulen angestellt, und nach seinem Tode stieg die Anzahl derselben über zweihundert. Durch die beträchtliche Menge der Studirenden, die jährlich die hiesige Universität verließen und dann Lemter erhielten, wurde der verbesserte Schulplan in kurzen

allge-

---

haben, und — fallen dann wohl damit in den Roth. So geht es auch oft den Studiosis! — — Wenn sie über eine neue Meinung kommen, so müssen es gleich alle Leute wissen, was sie für schöne Sachen gefunden haben, — — ohne darauf zu achten, ob es zum Nutzen oder zur Erbauung, oder zur Ehre Gottes gereiche, woraus vielfacher Schade für sie und für andere entsteht.“

allgemein bekannt, und die Hallische Methode an diesen Orten in und außerhalb Deutschland eingeführt. Vornehmlich richtete er sein Augenmerk auf die religiöse und moralische Bildung der Jugend, und die Lehrer erhielten von ihm und seinen Mitarbeitern die sorgfältigste Anleitung dazu, wie wir unten sehen werden. Hierbei wurde jedoch die Geistescultur nicht vernachlässigt: vielmehr kann man mit Recht behaupten, daß die Frankischen Schulen, die meisten übrigen in Deutschland, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, auch in Absicht der gelehren und wissenschaftlichen Bildung ihrer Zöglinge, bey weitem übertroffen haben.

Frank urtheilte sehr richtig, daß alle Lebung auf Universitäten in Erziehung und Unterweisung der Jugend, die beste Vorbereitung nicht nur zum Schulamt, sondern auch zum Predigtamt sey \*). Damals aber war außer Halle keine Universität, wo die Studirenden so gute theoretische Anleitung zur Pädagogik, und so erwünschte Gelegenheit zur Lebung darin, unter der gewissenhaftesten Aufsicht erfahrer Männer, gehabt hätten. Der Vorwurf, den die Gegner der Spenerschen Schule Franken und den übrigen Hallischen Lehrern machten, daß

\*) Idea Studiosi theologiae, S. 274.

Kapp's Leben ges. Mäher.

daß sie die Humaniora verachteten, die Studirenden nicht dazu anleiteten, sondern Abneigung dagegen bey ihnen erweckten, war höchst ungerecht. „Solche — sagt Franke im freudigen Bewußtseyn seiner guten Sache \*) — solche mögen einen Ort zeigen, wo den Studirenden mehr und bessere Gelegenheit dazu gegeben wird, 'als hier!“ Und gleichwohl ist diese Beschuldigung auch in neuern Zeiten wieder holt worden. Dass Spener selbst von solchen Vorurtheilen weit entfernt war, weiß jeder Kenner seine Schriften. Was man von einigen Schwärmern gesagt hat, daß sie mit Gelehrsamkeit wider die Gelehrsamkeit geeifert hätten, findet bey ihm keine Anwendung. „Der Studirende — schreibt er unter andern \*\*) — soll das Lesen anderer, auch heidnischer Bücher, und das Studium der Sprachen, worin sie geschrieben sind, so wenig als Philosophie und andere Wissenschaften, vernachlässigen oder versäumen.“ — — — „Ich weiß keiniges unter menschlichen zu allerhand Gelehrsamkeiten gehörigen Studiis, das nicht in seiner Ordnung einem Studirenden wahrhaftig nützlich werden könnte wo es ohne Versäumniß des Nöthigen gehandelt unrecht angewendet wird.“

Zur Vorbereitung der Schullehrer beym Waisenhouse legte Franke ein doppeltes Seminarium

---

an

\*) Ebendas. S. 275.

\*\*) Gestalt eines würdigen Studiosi theol., S. 1139.

1. Alle, die am ordentlichen Tisch des Waisenhaus-  
s speiseten, machten eigentlich das allgemeine  
e min a ri u m für die Schulen desselben aus: und  
en dadurch, daß sie dazu aufgenommen wurden,  
hielten sie den Beruf, sich in allem, was zum  
chulamt gehöret, sorgfältig zu üben. Sie hießen  
*aeparandi*; und aus ihnen wurden die geschick-  
ten gewählt, wenn Stellen abgegangener Lehrer  
eder zu besetzen waren. Sie alle hatten an dem  
te ch e t i s c h e n I n s t i t u t e Anteil, das unten  
nau beschrieben werden soll. Denen, die in der  
tinität und andern nothigen Vorkenntnissen auf  
schulen versäumt waren, wurde nachgeholfen. Ei-  
r der Inspectoren des Waisenhauses widmete ihnen  
zlich eine Stunde unentgeltlich, worin lateinische  
chriftsteller gelesen- und Stylübungen vorgenommen  
iarden. Auf gleiche Art erhielten sie in der Recht-  
reib ung, Kalligraphie und Arithmetik  
terricht. Die künftig in der lateinischen Schule  
ren wollten, wurden von den Aufsehern dieser  
chule noch besonders vorbereitet. Sie gingen mit  
nen Stellen aus lateinischen, griechischen und he-  
äischen Schriften durch, machten sie mit der Er-  
irungsmethode, die sie in der Schule zu befolgen  
itten, bekannt; übten sie im mündlichen Vortrag,  
Disputiren und in schriftlichen Ausarbeitungen.  
ier war nun die beste Gelegenheit, die Talente und  
eschicklichkeit der künftigen Lehrer zu erforschen;

und diese Vorbereitung war zugleich das wirksame Mittel, Uebereinstimmung der Lehrer in der Method des Unterrichts zu bewirken. Außerdem war noch ein sogenanntes *Seminarium praeceptorum selectum*. Dazu wurden die fähigsten und geübtesten genommen, und gewöhnlich aus jenen Seminaristen aufgesucht. Es waren solche, die sich recht eigentlich zu Lehrstellen in gelehrten Schulen zubereiten wönnen. Sie wurden in den alten Sprachen, in der Geographie, Geschichte, Rhetorik und andern Schuwissenschaften unterwiesen, und durch mancherlei Uebungen ihrer künftigen Bestimmung näher gebracht. Diese Anleitung genossen sie, nebst dem freyen Tisch, zwey Jahre lang, und machten sich dabey verbindlich, nach Verlauf derselben, im Pädagogium, oder in den Schulen des Waisenhauses dreijahre Unterricht zu geben. Auch die wirklichen Lehrer der lateinischen Schule, hatten wöchentlich den gleichen Stunden, wo sie sich, unter der Anführung eines Schulinspectors, im Studium der Classiken im Styl und im mündlichen Vortrag üben konnten. Zu Inspectoren, unter deren Aufsicht die sämmtlichen Præceptores standen, wurden geübte und mit dem ganzen Verfassung genau bekannte Männer bestellt. Von ihnen wurden die Lehrer nicht nur zu allem angeleitet, was bey der Unterweisung und Erziehung der Jugend erforderlich ist, sondern auch sogleich zurecht gewiesen, wenn sie etwas versahen. Die

geschah

eschah theils privatim, theils in den wöchentlichen Konferenzen, die sie mit ihnen hielten \*).

Nun wollen wir die Spenerischen Grundsätze von dem Zweck und der Einrichtung des theologischen Studiums auf Universitäten kennenernen.

Wer Theologie studirt, hat die Absicht, sich im Lehramt vorzubereiten. Zwischen der seligmachenden Erkenntniß eines Christen und eines Religionslehrers ist an sich kein Unterschied, endet gehen auf einem Wege. Nur der Lehrer muß seine Geschicklichkeit besitzen, seine Erkenntniß andern mitzutheilen; muß selbst ein wahrer Christ seyn, und abey tüchtig, andere zu Christo zu führen, damit er an den von ihm erworbenen Heilsgütern Antheil bekomme. Das theologische Studium ist also nicht los theoretisch, sondern zugleich praktisch zu reiben; daß nicht nur Erleuchtung im Verstande, sondern auch Aenderung im Willen bewirkt werde. Das Herz, sagt Spener, ist die Tafel, worauf die wahre Gottesgelertheit geschrieben werden soll; und das Studium derselben muß vornehmlich — wie Francke es auszudrücken pflegte — *Christianismi interior cultura* seyn. Der Stand der studirenden Theologen ist die Pfanzschule der Kirche, und ihre Zubereitung ist den Vorschriften des Stifters

der-

<sup>\*)</sup> Franckens Idea, Anhang, S. 280—293.

derselben gemäß einzurichten. Was sie an sich selbst versäumen, oder durch anderer Schuld an ihnen versäumt wird, das ist für die ganze Kirche versäumt. Dies sollte daher Hauptzweck der Arbeiten einer Lehrers der Theologie auf Universitäten seyn, da er die gründliche Bekehrung und Herzensänderung seiner Zuhörer sucht. Denn was hat die ganze Religion anders zum Zweck als die lebendige, oder auf den Willen kräftig wirkende, Gotteserkenntniß und den daraus entstehenden frohen Glückseligkeitsgenuss \*).

Die heilige Schrift und die ganze Theologie kann auf doppelte Art studirt werden: 1) Mit blo eigenem, menschlichen Fleiß, wie man andere Wissenschaften erlernt, als Rechtsglehrsamkeit, Arzneikunde, Philosophie. Bey guten Verstandeskräften kann man auf diese Art in der Theologie große Fortschritte machen, daß man von der heiligen Schrift und den darin enthaltenen Wahrheiten gelehrt zu reden und zu schreiben weiß. Diese durch eigene Fleiß erworbene Kenntniß kann eine Philosophie von göttlichen Dingen genannt werden. 2) In Mitwirkung und unter dem Einfluß des heiligen Gottesgeistes. Dadurch wird die Erkenntniß der göttlichen Lehren der heil. Schrift erst lebendig, und der Fleiß des Studirenden, — woran ei-

---

\*) Gestalt eines würdigen Stud. theol., S. 1137  
Frankens Idea Stud. th. und lect. paraen.

nie darf fehlen lassen — geheiligt, indem er die  
reissamen Wahrheiten nicht bloß in den Kopf, son-  
dern auch ins Herz faßt. Jene Philosophie von  
geistlichen Dingen kann für den Studirenden man-  
cherley Nutzen haben; nur zu seiner Seligkeit hilft  
sie ihm nicht; und sie allein kann ihm nie die ganze  
zu seinem künftigen Amt nöthige Tüchtigkeit geben.  
Diese erlangt er bloß durch den Beystand des heil.  
Geistes und durch eigene praktische Erfahrung der  
Dinge, die er einst andere lehren soll. Hier sind  
also zwey Abwege zu vermeiden: der eine, daß man  
die Forschung und Anwendung der heiligen Schrift  
dem Lichte der Vernunft und eigenem Fleiße nicht  
alles allein zuschreibe; und der andere, daß man die  
Erleuchtung des Menschen nicht aus einer innern  
Offenbarung Gottes herleite und das geschriebene  
Wort als unkräftig und entbehrlich dazu ansehe.  
Jenes ist der Irrweg der Socinianer, dieses der  
Quacker und anderer Enthusiasten. Der Mittel-  
weg ist der richtige. Nämlich die heil. Schrift ist  
nicht nur ein Repertorium der göttlichen Wahrheiten,  
die zu unserm Heil geoffenbart sind, sondern sie ist  
auch das Mittel, lebendige Erkenntniß dersel-  
ben in uns zu wirken. Es ist Pflicht, in der Schrift  
zu forschen: aber niemand glaube, daß er es durch  
eigene Bemühung allein ausrichten könne, und daß  
er ohne den durch das Wort der Schrift an seinem  
Herzen wirkenden Geist Gottes eine lebendige Er-  
kennt-

Kenntniß der Heilswahrheiten erlangen werde. Das Resultat von dem, was Spener hierüber in mehrern Schriften \*) ausführlich gesagt hat, findet man in folgenden Worten Frankens kurz beymammen \*\*): „Im theologischen Studio halte ich es allerdings für einen Grundirrthum, wenn jemand sich beredet, daß er ohne heiligen Geist recht Theologie studiren könne. Es kann, — — — so lange er bey diesem Irrthum bleibt, aus einem solchen nichts anders werden, als ein blinder Pharisaer. Alle Arbeit ist an ihm verloren, wenn ihm auch in unsern Collegiis die heilsamsten Vorschläge gegeben werden. — — — Hingegen ist es eine Grundwahrheit im theologischen Studio, daß die Hauptache desselben darin bestehet, daß einer den Geist Gottes erlange. — Man muß dies aber nicht bloß in der Theorie haben, sondern der Sache selbst theilsthaftig werden.“

Aus jenem Grundirrthum entsteht vielerley Schaden für Studirende und für die ganze Kirche. Daher kommt es nämlich:

- 1) Daz die Studirenden sich bloß auf ihren eigenen Verstand und Fleiß verlassen; daß sie stolz und aufgeblasen werden, sich selbst alles, dem göttlichen Beystand aber nichts zuschreiben.

Bey

\*) Man sehe die sämmtlichen oben angeführten Bücher, besonders die allgem. Gottesgelahrtheit, S. 285f.

\*\*) Lect. paraen., III. 184.

Bey diesem, und den folgenden Säzen, die  
üs der Vorrede zu den tabulis hodosoph. genom-  
ien sind, wird es nicht überflüssig seyn, verschiedene  
rläuternde Stellen aus Spener's und Frankens  
Schriften hinzuzufügen:

„Es ist nicht genug, daß ein Studirender ge-  
ehrt werde, sondern ein rechtschaffenes Wesen im  
christenthum muß zum Grunde liegen. — — Soll  
aber jemand Lehrer werden, so ists auch nicht genug,  
äß er fromm sey, sondern er muß eine gründliche  
theologische Wissenschaft haben, damit er seinem  
lute ein Gnüge leisten könne \*).“ „Ein christlicher  
Studirender betet so eifrig um göttliche Erleuchtung,  
als bedürfte er keines eigenen Fleisches: dabei studirt  
er aber mit solchem Fleiske, als ob er mit seiner  
Arbeit alles ausrichten müßte. Denn es wäre Ver-  
nissenheit und Versuchung Gottes, nur beten, und  
dann ohne eigenen Fleiß die göttliche Erleuchtung er-  
warten wollen \*\*).“

„Darin liegt aller Segen im Lehramt, daß  
man aller Diener zu werden suche. — Das  
wird man aber nicht, wenn man nicht demüthig  
ist und sich dazu in seinen Vorbereitungsjahren ge-  
vöhnt. — Ohne Demuth hat niemand Segen  
in

---

\*) Franke, Idea, S. 37.

\*\*) Spener, Gestalt eines würd. Stud., S. 1147.

in seinem Studiren und Amte, und kommt zu keiner lebendigen Erkenntniß Christi \*).“

2) Daß sie nur bemüht sind, ihre Kenntnisse zu erweitern, aber wenig Zeit und Fleiß auf das Praktische, aufs Gebet und andere Uebungen der Gottseligkeit, wenden; ja, daß sie diese gering schätzen und verachten.

Spener empfahl studirenden Theologen den Fleiß im Gebet sehr angeleghentlich. Wer sein Unvermögen in wahrer Herzensdemuth erkenne und die Ueberzeugung habe, daß ohne Gottes Beystand sein eigener Fleiß und alle Bemühung seiner Lehrer vergeblich sey, der werde beständig Antrieb genug zum Gebet bey sich fühlen. Die hierauf verwendete Zeit sey nicht Verlust, sondern Gewinn für das Studium. Denn nach Luthers richtigem Grundsatz müsse die wahre Theologie im Gebet erlernt werden.

Er drang ferner darauf, daß die Studirenden auf Universitäten nicht sowohl für die Schule, als vielmehr für das Leben gebildet werden sollten. Nie müsse es an der Anleitung fehlen, wie sie das Gelernte zu ihrem Nutzen anzuwenden und auf den Hauptzweck zu richten hätten: besonders müsse ihnen das Praktische und alle Uebungen, wodurch sie Erfahrung in geistlichen Dingen erlangten, um

\*) Lect. paraen. VI, 390. IV, 214 f.

o mehr wichtig gemacht werden, weil es bekannt ist, daß die Jugend gerade dies am meisten verschlässige.

„So wie einer, der eine Wissenschaft in natürlichen Dingen erlangen will, die auf die Praxis angeschen sind, sich nicht begnügt, daß er nur etwas davon wisse, sondern gleich darauf bedacht ist, daß er zur Uebung komme: so soll es noch vielmehr im theologischen Studio seyn. — — Die Wissenschaft ist nicht zu verachten: aber sie muß in die Praxis hineingeführt werden \*).“ — — „Oft aber geht es den studirenden Theologen wie denen, welche in ihren Gärten gern seltene Gewächse haben und sich damit ein Ansehen machen wollen, dagegen aber um nutzbare Obstbäume unbekümmert sind, die sie viel zu verächtlich halten \*\*).“

„Wer das Wort Gottes nicht zu dem Ende braucht, daß er zuvörderst selbst ein wahrer Christ dadurch werden möge, der wird keinen wahren Nutzen davon haben, wenn er auch der Schrift Meister wäre. — — Ein Quentchen lebendigen Glaubens ist höher zu schätzen, als ein Centner des bloßen historischen Wissens; und ein Tropfen wahrer Liebe, als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse \*\*\*).“ — „Auf Universitäten fährt man

\* ) Lect. par. V, 291.

\*\*) Ebendas. S. 265.

\*\*\*) Idez Stud. theol., S. 50 und 95.

man meistentheils bloß die Anfangsgründe der göttlichen Lehren in den Kopf, und bleibt so dürr, so kraftlos, so blind und bloß dabei, daß die Gestalt, darin das Evangelium die Menschen versezt, nirgends anzutreffen ist. Wir haben solches um so mehr zu erwägen, weil wirklich kein Volk unter der Sonne zum Reich Gottes untüchtiger ist, als die Gelehrten. Wenn Gott der Herr einen Gelehrten befehrt, so thut er ein rechtes Wunder. \*).“

3) Daß sie glauben, sie hätten nicht nöthig, ein heiliges Leben zu führen; welches doch doppelte Pflicht derer ist, die sich dem Dienste Gottes und der heiligen Lehre Jesu gewidmet haben. Sie meinen, wenn sie einst ein geistliches Amt erlangten, dann erst sey es Zeit, mit den Kleidern ihr Leben zu ändern: so lange sie noch auf Universitäten wären, sey ihnen erlaubt, frey zu leben, und sich nach dem Sinn und Gebrauch der Welt zu richten.

Als die Abgeordneten der Böhmisichen Brüder die protestantischen Universitäten in Deutschland besehen hatten und darauf zu Luthern kamen, äußerten sie freymüthig: „*se non posse rebus illorum bene ominari, quam diu per illorum scholas et academias tantam scientiae tantillamque*

*scientiae*

---

\*) Lect. par. I., 127.

cientiae videant suscipi curam \*).“ Wie oft hat nicht Spener diese Klage auch geführt! und in frankens Schriften findet man viele sehr nachdrückliche Stellen von den Mängeln der evangelischen Universitäten, besonders von dem großen sittlichen Verderben, das auf denselben herrsche, und von den schädlichen Folgen, die daraus für Staat und Kirche entstehen \*\*).

Die Lehre dieser Männer von der christlichen Heiligkeit war kürzlich folgende. Die rechte Heiligkeit des Lebens sey nicht die gesetzliche — denn von aller Strenge gegen sich selbst, bey allem Kämmen und Ringen, gelange man doch nie zum Ziele, wäre ein Leben voller Furcht und Angst, und sey eer von allem freudigen Zutrauen zu Gott und Jesu Christo — sondern die evangelische, die aus Liebe und williger Dankbarkeit für das empfangene unverdiente Gute entstehe. Also, Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und Christum sey der Grund der christlichen Sittenlehre. Dadurch unterscheide sie sich von der Moral der Heiden, die nie auf den Grund der Liebe und Barmherzigkeit Gottes gekommen wären. Die gesetzliche Heiligkeit führe auch leicht

---

<sup>\*)</sup> Jo. Am. Comenii Histor. Fratrum Bohemor., S. 25  
der Hallischen Ausgabe.

<sup>\*\*) 3. B. Lect. par. V, 90. 180 f. VI, 15. 16. und in der  
Rede de reformatione academiarum, in den Reliquis  
opusculorum A. H. Frankii, hinter G. A. Frankii Pen-  
tas programmatum (Halae 1735. 8.), S. 221 f.</sup>

leicht zum Stolz, wegen der darauf verwendeten sauren Arbeit und Mühe, wofür man auf Belohnung Anspruch mache: bey der evangelischen hingen bleibe man am gewissesten in wahrer Demuth, indem man auf seine Tugend nicht vertraue, so weit man es darin auch immer gebracht haben möge. — Es sey erfahrungsmässig, daß solche Prediger, die schon in ihren Vorbereitungsjahren die Kraft des Evangeliums an ihren Herzen erfahren, und selbst auf den einzigen wahren Grund der Sittlichkeit gebauet hätten, in ihrem Amte das meiste ausrichteten \*).

Es ist ein bekannter Vorwurf, daß Spener und die ersten Hallischen Theologen zu sehr auf Methodismus und äusseres Formenwerk beym Christenthum gedrungen hätten. Ich leugne nicht, daß hier vieles versehen sey, sonderlich von denen, die sich nach den Namen dieser Lehrer nannten, ohne in ihren Geist eingedrungen zu seyn. Wie sie selbst darüber gedacht haben, kann man aus folgenden Worten Spener's sehen \*\*): „Wo es hauptsächlich auf äusserliche Kleider, Gebehrden und solcher Art Uebungen aufkommen sollte, ist's nicht am rech-

---

\*) Spener's Gestalt eines würd. Stud. theol. und Frankens Lect. par. II, 221. VII, 221. 270 f. 291. 466 f.

\*\*) Gestalt eines würd. Stud. theol. S. 1154. Hiemit stimmen auch Frankens Ausserungen überein, d. E. Lect. par. IV, 310.

m Ort angegriffen. Es steht freylich einem Stu-  
ioso Theologiä nicht an, auch in prächtigen Klei-  
tern, in Haaren und Gebehrden sich der Welt gleich  
zu stellen, vielmehr hat er sich aller auch äußerlichen  
Demuth und Verleugnung der Pracht zu bekleidzen. — — Aber, wo es zu einer Singulari-  
ät, sonderbaren Tracht, und eigenen  
Bewissenregeln kommen wollte, gäbe es wie-  
erum einen Anfang einer Möncherey, und mehrern  
Instoß.“

- 4) Dass sie sich bey ihrem theologischen Studium  
bloß das Zeitliche zum letzten Zweck machen,  
also nur darum zu einem geistlichen Amte tüch-  
tig zu werden suchen, damit sie angesehener  
und bequemer leben, und sich nebst den Christi-  
gen reichlicher versorgen können. Jeder sucht  
daher auf dem Wege, der ihm der kürzeste  
und bequemste scheint, zum vorgestickten Ziele  
zu gelangen; und in der Wahl der Mittel das  
zu sind nur wenige gewissenhaft.
- 5) Dass sie daher nur das finden, was sie suchen,  
nämlich eine buchstäbliche Erkenntniß göttlicher  
Dinge und eine Geliebsamkeit, die leer ist von  
aller göttlichen Kraft. Besonders schätzen sie  
die Gabe zu reden und die Uebung und Fertig-  
keit darin über alles; in der Meinung, dass  
dies die Sache sey, worauf es eigentlich allein  
ankomme.

Ich theile hier aus einem Aufsatze Spener's<sup>\*)</sup> noch folgendes mit: „Wie die meisten Studiosi Theologici insgemein, leider! beschaffen sind.“ — —

„Deren Art besteht darin, daß sie zwar etwa von Jugend auf zu dem Studio gewidmet, oder von den Ihrigen dazu verordnet worden; in der Absicht, einmal Prediger zu werden; welches sie allein als eine Handthierung des menschlichen Lebens anschen, da man in solchem Stande vor andern, als Bauern, Handwerkern, Bürgern u. s. f., ein geehrtes Leben habe, auch müßiger sey von grober Handarbeit und dabey sein ehrliches Auskommen habe. Das ist der endliche Zweck, nach dem sie alles einrichten: daher sie in Schulen und auf Universitäten nichts anders suchen, als wie sie das Predigen und die übrigen Geschäfte verrichten lernen, wie ein anderer ein Handwerk lernt und darauf wandert. Daher sind sie entweder nicht einmal fleißig im Studiren; und verlassen sich darauf, daß sie sich einmal im Amte der Postillen und anderer Bücher bedienen könnten, daraus auswendig zu lernen, oder zusammen zu schreiben, was für die Bauern gut genug seyn möge; legen sich daher auch in den Studirjahren auf die faule Seite, bringen die Zeit mit Müßiggang, Fressen, Saufen und Leichtfertigkeit zu: oder, wo noch eine Begierde zu mehrern Ehren ist, sind sie im Studiren fleißig, um zu wichtigeren Stellen Hoffnung zu bekommen.“

<sup>\*)</sup> Kleine geistl. Schriften, Th. I. S. 1163—1165.

kommen; hangen aber auch dann dem unordentlichen Studentenleben nach: oder, wo sie sich außerhalb ehrbar und tugendhaft aufführen, regiert doch in ihnen lauter Eigenliebe, Ehrsucht und fleischlicher Sinn. Denn es ist ihnen um nichts anders thun, als in der Welt etwas zu werden. Wenn daher im weltlichen Stande ihr Glück besser zu achen wühten, und Gelegenheit dazu hätten, so würden sie denselben lieber wählen. Deswegen kommt es bey ihnen nimmermehr zu einer Verleugnung ihrer selbst, oder redlichen Begierde, Gott also in treulich zu dienen, ob man auch in Armut, Verachtung und Leiden sein Leben sollte zubringen müssen: denn das wäre ihnen ungelegen. Sind die Studia, der Meinung nach, so weit einer zu kommen verlangt, absolviert: so ist gleich ein ungeduldiges Verlangen nach Beförderung vorhanden, wie erum nicht in redlicher Absicht, allein Gottes Ehre zu befördern und Menschen zur Seligkeit zu führen, sondern eine Stelle zu bekommen, damit man heizathen, sein Hauswesen anfangen und sein Brodt erdienen möge. Da läuft man nach Stellen, die edig werden, aber meistens nur nach solchen, die ie einträglichsten sind, man bittet darum, man erwirbt sich um Patronen; und, wo man damit durchzudringen hofft, braucht man auch wohl andere unerlaubte Mittel. Kommt man ins Amt, so ist der Zweck erreicht; außer etwa, daß man trachtet

künftig noch besser befördert zu werden. Die Arbeit thut man nur, weil man sein Brodt davon hat: daher je weniger Arbeit und mehr Einkommen, des lieber hat man es, und hütet sich, bey Leib keine neue Arbeit, wie ndthig sie auch wäre, sich selbst machen, oder auflegen zu lassen, man habe der auch dafür neue leibliche Vergeltung. So treibt man denn sein Amt als sein Handwerk, Acker und Pfuh. Dabey ist der Lebenswandel entweder auch vor der Welt sträflich, oder, wenn einige sich besser verhalten, um nicht sonst in Verachtung zu kommen: sind doch allezeit die Absichten fleischlich. Dieses ist die Art der unwürdigen Studiosorum, die meistens auch gleicher Art Prediger abgeben: ja, die Sünden, die diese durch ihr ganzes Amt begehen kommen meistentheils daher, weil sie solchen Sins in den Studentenjahren gefasst haben.“

Ihm war es also ausgemacht, daß die meisten studirenden Theologen nicht wüssten, was Theologie sey und in welcher Absicht sie dieselbe erlernten. Man dürfe sich daher nicht wundern, wenn man nur wenige ordnungsmäßig und methodisch studiren sehe. Gewöhnlich folge einer dem andern blindlings nach, recht so, wie Seneca sagt \*): „sequimur antecedentium gregem, pergentes non qua eundum est, sed qua itur.“ — Von Gottes

gelehr-

---

\*) De vita beata, cap. I.

lehrten erwarte man jetzt viel Kenntnisse und Geschicklichkeiten; und von dem ganzen Stande erselben würden sie allerdings mit Recht gefordert. Nur, was überhaupt nöthig sey, könne darum nicht immer von allen und jeden verlangt, noch jedem einzelnen Studirenden angepriesen werden, indem nicht nur die Fähigkeiten und Vorkenntnisse derselben, sondern auch die Leinter, die Candidaten der Theologie erhielten, sehr verschieden wären. Man müsse hier beym akademischen Unterricht einen Unterschied machen, und nicht allen einerley Studienplan vorreiben. — Er unterscheidet dreyerley Arten der Studirenden Theologen: 1) Die vorzüglich guten Köpfe, die zugleich so viel eigenes Vermögen haben, daß sie so viel Unterstützung genießen — woran es fähigen Köpfen nur selten fehlt — daß sie sich länger als gewöhnlich auf Universitäten aufhalten können. Diese haben den innern Beruf, sich zu Stellen, wozu eine vielseitige Gelehrsamkeit erforderlich wird, vorzubereiten. 2) Andere haben mittelmäßige Fähigkeiten und Güter, bringen weniger Kenntnisse mit auf Universitäten, und können daselbst kaum länger verweilen, als vier, bis fünf Jahre. (So könnte Spener noch schreiben: jetzt verweilen sie zum dritthalb, bis drey Jahre.) Bey diesen ist der Studienplan beschränkter, und sie haben u weniger wichtigen Stellen Beruf. 3) Viele sind arm am Verstande, an Kenntnissen und an Gelde.

Die endigen ihren akademischen Cursus in wenigen Jahren — zu Spener's und Frankens Zeiten doch nicht leicht geschwinder, als in drey Jahren. — Sie können voraussehen, daß sie nur zu geringen Aemtern gelangen werden. Bey dieser Verschiedenheit der Subjecte muß der Endzweck die Mittel selbst bestimmen. Jeder muß sich so viel theologisch Kenntnisse zu erwerben suchen, als er zu Erreichung seines Zwecks für nöthig und nützlich hält. Wollte sich die aus der dritten Classe auf alles das einlassen was denen, die zur ersten gehören, zu wissen nöthig ist, so würde dies für sie die nachtheiligsten Folgen haben. Denn für vieles haben diese keine Empfänglichkeit; und sie würden darüber gerade das versäumen, was recht eigentlich für sie gehört und ihnen unentbehrlich ist \*).

Auf Universitäten läßt sich zwar keine genaue Auswahl der Köpfe machen, und die Lehrer können die Studirenden nicht nöthigen, den Studienplan zu befolgen, der für sie der beste wäre. Es kommt also — wie Franke richtig erinnert \*\*) — hauptsächlich darauf an, „bey Besetzung der Aemter dahin zu sehen, daß man eine rechte Auswahl der Subjecte treffe, und prüfe, was jedes Amt für Geschicklichkeit erfordere; und es dann keinem anvertraue, als einem solchen, der dazu tüchtig ist.“

Indes

\*) Praef. ad tabb. hodos., S. 1031. 1034 f. 1039.

\*\*) Idea Stud. theolog., S. 126.

Indessen versprach sich doch Spener sehr viel davon, wenn man auf Universitäten den Studirenden jene irige Meinung vorn theologischen Studium, die Quelle vieler andern Vorurtheile! in Zeiten zu bemeckmen suchte, und ihnen Anleitung gäbe, wie sie ihr Studiren sowohl überhaupt, als auch ihren besondern Anlagen und Bestimmungen gemäß einzurichten hätten. Er that deswegen im Jahr 1690 den Vorschlag, „dass bey jeder Universität ein gelehrter, verständiger und frommer Theolog. auf öffentliche Kosten bestellt werden möchte, der nicht nur die Kenntnisse und Tüchtigkeit der neuankommenden Studirenden prüfe, sondern ihnen besonders auch richtige Begriffe von der Gottesgefahrtheit beybrächte, damit sie wüssten, worauf es dabei eigentlich ankome, und wie sie dieselbe in der gehörigen Ordnung studiren müssten \*).“

Nur ein solcher Theolog. auf jeder Universität! nicht, als wäre es nicht besser, wenn sich alle zu diesem Zweck vereinigten: sondern, weil damals höchstens nur dieses ausführbar schien. Denn zu einer solchen Vereinigung der Gemüther, die das Ziel seiner Wünsche war, hatte es zu der Zeit noch keinen Anschein, am wenigsten in dem Lande, wo er dieses schrieb, in Thüringen. Aber ein Jahr darauf öffnete sich ihm in einem andern Lande die ange-

nehm-

<sup>\*)</sup> Praef. ad tabh. hodos., S. 1030.

nehmste Aussicht zur Erfüllung seiner kühnsten Wünsche. Denn 1691 wurde der Anfang zur Stiftung der Hallischen Universität gemacht, woran Speiser der in demselben Jahre nach Berlin gegangen war vielen Anteil hatte. Seine vieljährigen Freunde Breithaupt und Franke, erhielten zu Ende des Jahres 1691 ihren Ruf nach Halle, jener als Lehrer der Theologie, dieser als Professor der morganländischen Sprachen (denn in die theologische Fakultät kam er erst 1698) und Prediger in der Vorstadt Glaucha: und 1695 kam auch Anton, Franken innigverbundener Freund, hieher. Diese Männer waren eines Sinnes, sie scheueten keine Schwierigkeiten und Hindernisse, und vereinigten ihre Kräfte — wie ihre ersten Nachfolger auch thaten — da auszuführen, was bisher bloß fromme Wünsch gewesen waren \*).

Um nun diesen Zweck zu erreichen, wurden in Halle folgende Anstalten und Einrichtungen gemacht

I. Jeder studirende Theolog war verbunden sich bey dem Decan seiner Facultät zu melden, sobald er vom Prorektor immatrikulirt war. Der Decan schrieb seinen Namen in ein dazu bestimmtes Buch ein

un

---

\* ) D. Joh. Wilh. Baier, der 1694 von Jena hieher berufen wurde, hatte zwar nicht ganz gleiche Gesinnungen mit ihnen: doch war er ihnen auf keine Weise hinderlich. Er ging 1695 als Oberhofprediger und Generalsuperintendent nach Weimar, und starb noch in demselben Jahre. In seine Stelle kam Anton nach Halle.

d wies ihn an, vor der Facultät zu erscheinen. waren nämlich wöchentlich einige Stunden zu  
 facultätsconventen in dem Hause des jedes-  
 ligen Decans ausgesetzt. Hier wurden die Stu-  
 enden, einer nach dem andern, vorgelassen. Bey  
 Neuangekommenen suchte man vor allen Dingen  
 erforschen, wie weit sie in Kenntnissen auf Schu-  
 , oder auf andern Universitäten gekommen wären;  
 d man sah es gern, wenn sie selbst kurze Aufsätze  
 lateinischer oder deutscher Sprache überreichten,  
 rin sie von ihrem bisherigen Studiren Nachricht  
 ben, um sie daraus genauer kennen zu lernen.  
 erauf wurden sie angewiesen, wie sie nach Beschaf-  
 heit ihres Zwecks und ihrer Anlagen, ihre Studien  
 zurichten, worauf sie sich besonders zu legen, wie  
 ihre Zeit einzutheilen, und was für Vorlesungen sie  
 dem bevorstehenden halben Jahre zu hören hätten.  
 ibey stand jedem frey, seine Zweifel und Bedenk-  
 seiten bescheiden vorzutragen; worauf man, wenn  
 gegründet befunden wurden, billige Rücksicht  
 hm. Doch dieses alles geschah nicht bloss bey den  
 ankommenden. Vielmehr waren alle Studirende  
 gewiesen, sich in jedem halben Jahre von neuem  
 y der Facultät zu melden, um von ihren bisher ge-  
 rten Collegien Rechenschaft zu geben, und sich die-  
 ben aufs neue einrichten zu lassen. Auch in der  
 wischenzeit war es jedem verstattet, vor dem Facul-  
 tätconvent zu erscheinen, so oft er wollte, wenn er  
 in

in Absicht seines Christenthums, seines Studirens, od  
seiner äußern Angelegenheiten Rath bedurfte. Sele  
Beneficia wurden hier häufig vergeben, Stubeng  
sellschaften angewiesen, u. dergl. In den ersten Ze  
iten erkannten die meisten Studirenden das Wohlth  
tige dieser Anstalt mit dankbarem Herzen, und zu  
terliesen nicht, Gebrauch davon zu machen. „  
Hätte — sagt Franke \*) — ein Studiosus The  
logia gedacht, er habe etwas versäumt, was er se  
Lebelang nicht einbringen könnte, wenn er sich nie  
vor der Facultät gestellt hätte, um seine Studia si  
einrichten zu lassen.“ Von dem Verhalten der St  
udenten suchte man genaue Nachricht einzuziehn. W  
ausschweifend lebte, oder sein Studiren nicht fleiß  
und vorschriftsmäßig abwartete, den ließ die Fac  
ultät vor sich fordern, that ihm Vorhaltung darübi  
und ermahnte ihn väterlich. Waren die Erinneru  
gen fruchtlos, oder sahe man, daß sich jemand nie  
zum Studiren schicke: so wurde dies ins Vaterland  
berichtet, und den Angehörigen vorgestellt, daß  
besser thäten, wenn sie ihn abriefen und zu einer a  
dern Lebensart bestimmten \*\*). Was mit den St  
udenten in den Facultätsconventen über die Einric  
hung der Collegien, des Studirens und der ganz  
Leben

---

\*) Lect. paraen. IV, 111 f.

\*\*) Von allen diesen Einrichtungen sehe man den Anhang  
zu Franckens Idea Stud. theol., S. 198 f. und i  
lect. paraen. IV, 65 — 67. IV, 111 f. VI, 22.

ebensart verhandelt ward, desgleichen was man sonst von ihnen Vortheilhaftes oder Nachtheiliges erfuhr: so alles wurde in ein dazu bestimmtes Buch eingeschlagen, um davon bey vorkommender Gelegenheit Gebrauch zu machen.

II. Es war den Studirenden erlaubt, ja es wurde von ihnen gefordert und verlangt, daß sie sich privatim bey jedem ihrer Lehrer meldeten. Man ieth ihnen, sich von Zeit zu Zeit schriftlich anzumerzen, was ihnen für Hindernisse und Schwierigkeiten entweder in ihrem Studiren, als auch bey ihrem Christenthum vorgekommen wären, oder worüber sie sonst besondern Rath und Beystand begehrten, z. B. in Ansehung der Wahl der Bücher, die theils zur Erweiterung ihrer Kenntnisse, theils zu Förderung des praktischen Christenthums dienten. Ueber dergleichen Dinge sollten sie sich in den dazu gesetzten Stunden privatim mit ihren Lehrern besprechen, und die ihnen entheilten Antworten zu Hause schriftlich aufzeichnen. Daher empfahl man ihnen auch, Tagebücher zu halten, und gab zu Einrichtung derselben Anleitung. Sie wurden ferner angewiesen, nicht immer einem, sondern bald diesem, bald jenem ihrer Lehrer zuzusprechen, um allen recht bekannt zu werden, und das Eigenthümliche eines jeden gehörig benutzen zu können. Die Lehrer aber machten es bey diesen Privatunterredungen zu ihrem Hauptzweck, von den Studirenden genaue Kenntniß im Einzelnen zu bekommen, und an dem

dem Herzen eines jeden zu arbeiten. Sie suchten den Gemüthszustand derselben genau zu erforschen, um jedem nach seinen Bedürfnissen rathen zu können. Alle diese Anstalten dienten auch dazu, daß die Beneficia für Studirende, bey der Universität und bey dem Waisenhouse, nicht leicht ganz unwürdig zu Theil werden könnten. Selbst zu Stipendien und andern Wohlthaten, die auswärts vergeben wurden, waren Zeugnisse der Facultät erforderlich; und man war im Stande, die mehresten derselben in sehr bestimmten Ausdrücken abzufassen \*).

III. Besonders ließen sichs die ersten Hallischen Theologen angelegen seyn, die Studirenden durch öffentlichen Unterricht und durch ihr Beispiel zu einem ernstlichen und thätigen Christenthum anzuführen. Ihre Bemühungen waren dahin gerichtet, 1) „daß ihre Unvertrauten gründlich verstehen lernten, worin das wahre Christenthum eigentlich bestehet: 2) daß sie lernen sollten, wie die Lehre von Jesu Christo in ächter apostolischer Simplicität und Lauterkeit verkündigt, und wie aus seiner Erbsfung alles hergeleitet, und darauf alles zurückgeführt werden müsse: 3) sie zu erwecken, daß sie sichs von ganzem Herzen angelegen seyn lassen, auf den Grund, worauf sie andere hinzuweisen hätten,

näm-

---

\*) S. die Idea Stud. theol. S. 208 f. und Lect. par. IV. 67 f.

mlich auf Jesum Christum, auch selbst recht erwart zu werden \*).“

Als Hülfsmittel hiezu brauchten sie

1) die akademischen Vorlesungen über alle Theile der Theologie, als über die heil. christ, über Glaubenslehre und Sittenlehre, über e theologischen Streitigkeiten u. s. f. Hier wurde immer auf denselben Grund hingewiesen und alles iſs Praktische gerichtet, „damit die Zuhörer keine astleere und fruchtlose Wissenschaft, sondern eine bändige Erkenntniß der Wahrheit daraus erlangten. Daran aber zeige sich die Kraft und Frucht der Erkenntniss, daß das Herz dadurch gebessert werde \*\*).“ Die ganze Einrichtung dieser theologischen Vorlesungen soll unten genauer beschrieben werden.

2) Die sogenannten ascetischen und paracletischen Lectionen. Das ascetische Collégium wurde des Sonntags, nach der Nachmittagspredigt, im Hörsaal des Waisenhauses gehalten. Bei dem Vortrag lag jedesmal eine biblische Stelle im Grunde; und alles wurde auf Uebung und Förderung des wahren Christenthums nach Lehre und eben angewendet. Das Hauptaugenmerk war hier auf Studirende gerichtet, in so fern sie sich zum Dienst der Kirche zubereiten; obgleich auch andern

\* ) Idea, S. 218 f. vergl. S. 47. 48.

\*\*) Idea, S. 222. Lect. par. V, 95. 156.

dern Zuhörern der Zutritt verstattet wurde. Diese Zweck hatte man auch immer bey der Wahl der Materien und biblischen Texte vor Augen. So wurde z. B. die Briefe an den Timotheus und Titus in diesen Stunden oft praktisch erläutert \*).

In den parānetischen Lectionen bemüht man sich, „zu zeigen, was angehende Theologen im Christenthum und im Studiren an Erreichung ihres Zwecks hindere, und wie sie solche Hinderniss zu überwinden hätten \*\*).“ Sie bekamen hier eine allgemeine Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtung des ganzen theologischen Studiums, und zum Gebrauch der dazu erforderlichen Hülfsmittel. Doch hielt Franke bisweilen noch außerdem besondere Vorlesungen über die Methode des theologischen Studiums \*\*\*). In den parānetischen Vorträgen wurden die meisten Erinnerungen auf Verbesserung der Moralität gerichtet. Es war aber nicht die bloß äußerliche, noch auch die gesetzliche Sittlichkeit, worauf hier angetragen wurde; sondern, ganz nach den oben angeführten Grundsätzen, die innere und evangelische. Unbe-

straft

\*) Idea, am angeführten Ort.

\*\*) Lect. par. VI, 35.

\*\*\*) *Lectiones methodologicae.* Idea, S. 260. Man vergl. Frankii *Summa praelectionum de studiis reci et ordinate tractandis*, in den oben schon angeführten *Reliquiis opusculorum*, S. 263 f.

ast blieb hier nichts von allem Fehlerhaften und  
istdhigen, was man in Reden und Handlungen  
Studirenden bemerk't oder vernommen hatte.  
Anke fing diese Vorlesungen im Jahr 1693 an,  
ch vor der Inauguration der Universität; er fuhr  
mit bis an seinen Tod 1727 ununterbrochen fort;  
d sein Sohn hat sie noch mehrere Jahre lang fort-  
setzt. — Der Anfang war klein, wie bey allen Franz-  
chen Instituten. Er hieß sie damals in seinem  
studirzimmer privatim, vor einer geringen Anzahl  
n Zuhörern. Aber bald mußten sie, bey mehrerm  
wachs der Universität, in öffentliche Vorlesungen  
ewandelt und im großen Hörsaal der theologischen  
iculstät gehalten werden. In der dazu bestimmten  
tunde. — Donnerstags von 10 bis 11 Uhr —  
len die übrigen theologischen Collegia aus, damit  
le studirende Theologen gegenwärtig seyn könnten;  
d gewöhnlich waren sie auch, besonders in den ersten  
ihren, hier alle versammelt, obgleich keiner dazu  
zuungen wurde, so wenig, wie zu andern Collegien.

Durch diese Lectionen hat Franke sehr viel  
utes gewirkt. Er redete da so eindringend, so ver-  
aulich und herzlich, wie ein Vater mit sei-  
en Kindern redet \*); bisweilen freylich ernst-  
h und streng — strenger, als es vielleicht unser  
ver-

---

\*) Sein eigener, mehrmals gebrauchter Ausdruck, s. B.  
Lect. par. III, 35.

verwöhntes Zeitalter vertragen würde — aber de-  
immer so, daß man sah, es sey Vaterliebe, die i-  
dringe. Viele seiner Zuhörer haben diese Vorlesu-  
gen als die eigentliche Grundlage zu ihrem Glä-  
angesehen, und das Bekenntniß abgelegt, daß  
hier zuerst zur gründlichen Herzensbesserung erwe-  
und zur nützlichen Anwendung ihrer Universitätsz-  
angeführt wären. Nachdem sie Lemter erhalten u-  
sich mehr Erfahrung erworben hatten, kam ihn  
manches von dem erst recht zu Statten, was sie d-  
mals hörten, aber nicht ganz verstanden, oder geh-  
rig anzuwenden wußten. Frauke selbst versiche-  
er habe von keiner akademischen Arbeit so viel wa-  
ren und bleibenden Segen gesehen, als von dieser \*  
Bey der Wahl der Gegenstände seines Vortrags bat  
er sich an keine festgesetzte Vorschrift und Ordnun-  
sondern richtete sich nach dem Bedürfniß der Zuhöre-  
Risweisen wurden Schriftstellen zum Grunde geleg-  
oder ganze biblische Bücher praktisch durchgegange-  
d. E. die Briefe an die Römer und Hebräer: zu ei-  
derer Zeit hielt er wieder freye Vorträge über ein-  
zelne lehrreiche Materien; und wenn die Sachen vo-  
der Art waren, daß eine Stunde nicht hinreicht  
sie ganz zu erschöpfen, so handelte er sie in mehrere  
Lectionen nach einander ab. Hier sind einige In-  
haltsanzeigen seiner paränetischen Vorträge: von

Selbst

¶ Vorrede zum ersten Theil der paränet. Lectionen  
S. 5.

elbstbetrüge; von der Menschenfurcht; von Studirende, die den guten Willen haben, ihre Studia und ihr Christentum gottgefällig zu führen; Anweisung, wie man sein Studiren recht einziehen solle; wie Studirende den gegenwärtigen Zustand der Kirche recht zu erkennen und nützlich anzuwenden haben; wie man die Jugendsünden fliehen soll; ob man die Zeit seiner Bekehrung lassen müsse? vom Separatismus; von mystischen Theologie, u. s. f. Seit 1795 wurden alle diese Lectionen, so wie mehrere andere Collegia, Predigten und Erbauungsstunden, von einigen Studenten, die sich dazu aus eigenem Antrieb verbanden, und auf gewisse verabredete Zeiten im Schreiben mit einander abwechselten, von Ort zu Ort nachgeschrieben. Aus diesen Papieren, die hernach ins Reine geschrieben und beym Eisenhause aufbewahrt wurden, gab Franke selbst den Jahren 1726 und 1727 einige parænetische Vorlesungen in zwei Octavbänden im Druck heraus, und sein Sohn ließ noch fünf Theile nachfolgen, von letzter 1736 herausgekommen ist. Der Titel: A. H. Franckens *Lectiones paræneticae*, oder öffentliche Ansprachen an die Studentos theologiae auf der Universität zu alle re.

8) Die

3) Die Vorträge, die vor gemischten Sammlungen gehalten wurden, als Predigten i Erbauungsstunden. Die Professores der Thologie predigten damals an allen Sonn- und Festen; Franke in der Kirche, wo er zugleich Prediger stand, die übrigen wechselseitig in der Universitätsskirche. Die letztern nahmen dann vornehmlich auf die Bedürfnisse der Jünglinge Rücksicht. Angehende Theologen aber hatten noch den besonderen wichtigen Vortheil, daß sie die Methode zu predigen von ihren Lehrern praktisch lernen konnten. Dei hier sahen sie, wie dieselben Wahrheiten, die ihnen in akademischen Vorlesungen schulmäßig erklärt, gemeinfahrlich und in einer jedermann verständlichen Sprache vorgetragen, und in die Praxis des Christenthums eingeleitet werden müßten \*).

Hierzu konnten sie auch die öffentlichen Erbauungsstunden benutzen, die auf dem Kaiserhause bald von den Directoren selbst, bald von andern gehalten wurden. Die vornehmsten derselben waren die sogenannten Singstunden, am Mittwoch und Sonnabend Nachmittags. Der Name entstand daher, weil anfänglich eine Hauptabsicht dabei war, die neuen Hallischen mit so vielem Beifall aufgenommenen Liederweisen, dem Publicum und vorzüglich der Jugend, bekannt und geläufig zu machen.

nachen. Zu der Zeit waren diese Versammlungen volkreich, daß der große kirchenmäßige Versammlungssaal des Waisenhauses die Menschenmenge oft kaum fasste. Denn hier kamen nicht nur die sämtlichen Schulkindern, nebst den meisten übrigen zum Waisenhouse gehörigen Personen zusammen, sondern fanden sich auch viele Studenten und andere Stadtbewohner aus allen Ständen dazu ein. Es wurde aber in diesen Stunden nicht bloß gesungen, sondern zugleich ein kurzer Vortrag über einen Spruch gehalten; bisweilen auch ein ganzes biblisches Buch nach und nach erläutert, als die Psalmen, das Evangelium Johannis u. s. w. Den Anfang und Beschluß machte man mit einem Gesang, der sich zum Inhalte des Textes schickte. Die fleißige Besuchung der Predigten und Erbauungsstunden wurde den studirenden Theologen besonders dazu empfohlen, „daß sie sich dadurch sollten aufmuntern lassen, den eigentlichen Zweck ihres Studiums stets vor Augen zu haben und mit Eifer zu verfolgen; weil doch alles darauf ankomme, daß die Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten mit einer beständig fortgesetzten Uebung verbunden werde. Denn ein Studirender habe das hin zu sehen, daß er sich nicht selbst durchs Studiren zerstreue und von dem einen Nothwendigen abziehen lasse \*).“

#### 4) Die

\*) Idea, S. 232 f.

4) Die von ihnen herausgegebenen Schriften. Zur Anleitung für studirende Theologen, wie sie ihr Studiren zweckmäßig einrichten und sich zum Lehramt vorbereiten sollten, war Frankens erwähntes Buch, *Idea Studiosi theologiae*, oder Abbildung eines der Theologie Beflisse nen u. c. recht eigentlich bestimmt. Sie sollten — wie er selbst sagt \*) — „als einen Spiegel brauchen, um daraus zu erkennen, wie sie den Hausherrn brauchbar und zu allem guten Werk geschickt werden könnten.“ Darum wurden auch häufig öffentliche Vorlesungen darüber gehalten. Die erste Ausgabe ist vom Jahr 1712 in 12., und die neueste von 1758. — Zu gleichem Zweck schrieb Frank seine *Monita pastoralia theologica* — — als eine Fortsetzung der *Idea Studiosi theologiae*, wovon die erste Auflage 1718 in 12. erschienen ist. Beyde Schriften sind auch 1723 lateinisch übersetzt und in einem Bande zusammen herausgekommen. Die Einrichtung der theologischen Lehrbücher — wo hin besonders Breithaupts *Theses* und *institutiones credendorum et agendorum* und Freylinghausens Grundlegung der Theologie, nebst dem Compendium, oder kurzem Begriff der christlichen Lehre, gehören — werden wir unten näher kennen lernen. Die ersten waren für den

---

\* Im Anhang zur Idea, S. 194.

den akademischen Unterricht, und die beyden letzten zunächst für Schulen bestimmt.

Um meisten aber wurden die religiösen Grundsätze dieser Männer theils durch die vielen neuen Lieder im Freylinghausischen Gesangbuch, theils durch die zahlreichen kleinen, aus wenigen Bogen bestehenden Erbauungsschriften verbreitet. Diese Schriften sind von verschiedenen Verfassern; einige von Freylinghausen, die mehren aber von Franken. Es waren größtentheils Predigten und andere erbauliche Vorträge, die man nachgeschrieben hatte, und die er dann, nach vorhergeschehener Durchsicht, drucken ließ. Sie wurden mit großer Begierde von Leuten aus allen Ständen gelesen, so, daß einige derselben, ohnerachtet der ungewöhnlich starken Auflagen von mehreren Tausenden, doch sechs, acht, bis zehn Mal bald nach einander wieder aufgelegt sind. Den Kindern in den sämmtlichen Schulen des Waisenhauses, und andern, die zum Waisenhaus gehörten, wurden solche um die Zeit herausgekommene kleine Bücher, nach gehaltenem Schul-examen, also vier Mal im Jahre, unentgeltlich ausgetheilt; und in dem Buchladen des Waisenhauses waren sie für einen äußerst wohlfeilen Preis zu haben. Folgende Bemerkung Frankens zeugt von seinem richtigen Blick in vergleichenen Dingen. „Luther's Schriften — sagt er \*) — sind fast ganz in Abgang

\*) Lect. par. I., 300.

gekommen, seitdem man sie in Tomos oder Bänden gesammelt hat. Die kleinen Schriften, die Luther so einzeln herausgab, die gingen in die Welt hinein, damit trügen sich die Leute, die lasen sie durch, erweckten und stärkten sich daraus. Hernach, da sie in Tomos gebracht worden, konnten's die Leute nicht mehr bezahlen: besonders konnte man es nicht mehr haben: und so hat die Lesung der Schriften Luthers aufgehört.“ Eben diese kleinen Frankischen Schriften waren es, die der Buchhandlung und Buchdruckerey des Waisenhauses ihr Daseyn gaben. Ein hier studirender Theolog, Heinrich Julius Elers, übernahm 1698 die Besorgung des Drucks einer einzelnen Frankischen Predigt: von der Pflicht gegen die Armen. Auf vieler Verlangen wurden bald darauf noch mehrere gedruckt. Elers, der vorher keine Kenntniß vom Buchhandel hatte, übernahm auch den Verkauf derselben, und ging damit auf die Leipziger Messe, wo er sie anfänglich auf einem kleinen Tische öffentlich feil hatte. In kurzem kamen noch einige andere Verlagsbücher, meist ähnlichen Inhalts, hinzu; und die Geschäfte der Buchhandlung, die ohne alles Capital angefangen war, mehrten sich in wenigen Jahren so sehr, daß viele Gehülfen dabei nöthig wurden \*). So entstand

durch

\*) S. erste Fortsetzung der wahrhaften und unständlichen Nachricht vom Waisenhaus, S. 25. 26.

durch die Bemühungen dieses Mannes ein Handlungsinstitut, das noch bey seinem Leben eins der beträchtlichsten dieser Art in Deutschland wurde. — In der Landst e inschen Bibelanstalt, welche 1710 gleichfalls beym hiesigen Waisenhouse errichtet und Franke's Aufsicht mit untergeben wurde, sind über eine Million und Siebenhundert Tausend Bibeln gedruckt worden, und noch besonders an Neunhundert Tausend Neue Testamente \*).

So suchten also diese Männer ihre Anvertrauten zum thätigen Christenthum durch Lehre und Beispiel anzuführen. Dieser Hauptpflicht ihres Amtes — denn dafür hielten sie es — kamen sie aufs gewissenhafteste nach, und erweckten sich dazu täglich unter einander. Franke schreibt davon in ihrer aller Namen: „Dass wir dies einmütig und von Herzen suchen, davon mögen wir getrost und mit aller Freudeigkeit — worin wir jedoch nicht uns, sondern der Gnade Gottes alles zuschreiben — mit Paulus sagen: unser Ruhm ist der, nämlich das Zeugniß unsers Gewissens, daß wir in Einfalt und göttlicher Lauterkeit — — — auf der Welt gewandelt haben, und noch wandeln: wir hoffen aber, daß man uns auch so bis ans Ende befinden werde.“ (Idea, S. 215.) Und in dieser Hoffnung sind sie nicht zu Schanden geworden. Was mein sel. Vater in der Vorrede

zum

\* ) Im Jahr 1827 war die Summe der Bibeln 2,356,986 und der Neuen Testamente 1,040,714.

zum ersten Stück seiner Sammlung vermischt  
ter theologischer Abhandlungen (Halle  
1759. 8.) von ihnen sagt, war noch in meinen frü-  
hen Jugendjahren eine Stimme aller ihrer dank-  
baren Zuhörer, deren damals viele unter uns übrig  
waren: „das Andenken und Ansehen der ehemaligen  
hiesigen Lehrer bleibt mir billig unvergänglich, theuer  
und ehrtwürdig, da ich durch Gottes gnädige Regie-  
rung gewürdigt worden bin, sie alle insgesamt noch  
persönlich zu kennen (er kam 1725 nach Halle), ih-  
res gesegneten Unterrichts zu genießen und mit einer  
von den Augenzeugen abzugeben, die die Wahrheit  
erkannt haben, die in ihnen gewesen ist.“ Und vorher  
schreibt er: „ich bin — der Lehre und den  
Fußstapfen derselben gefolgt; aber nicht blindlings  
noch bloß um deswillen, weil sie mir vorgegangen  
sind, sondern weil ich die Sache selbst reiflich über-  
legt, und den Weg, den sie gezeigt und gewandelt  
haben, richtig, und in dem Wort der Wahrheit selbst  
angezeigt befunden habe.“ —

Unter ihnen allen war Francke durch inner  
Kraft, durch gemeinnützige unermüdete Thätigkeit  
und durch den besonders gesegneten Erfolg aller seine  
Bemühungen ganz vorzüglich ausgezeichnet. Ihn  
war auch durch das Predigtamt, das er zugleich mi-  
 verwaltete, und in der Folge vornehmlich durch di-  
 von ihm gestifteten Institute, ein größerer Wirkungs-  
kreis angewiesen. Wie er seine Zeit auskäufte, un-

mit welchen Gesinnungen und Vorsätzen er jeden seiter Tage begann, wollen wir von ihm selbst hören: „Das kann ich mit Wahrheit sagen, wenn ich einem eine Stunde von meiner Lebenszeit gönne, so denke ich, daß ich ihm ein großes Geschenk gebe. Denn eine Stunde ist mir edler, als mir viel Geld und Gut ist.“ — „Früh, wenn ich aufstehe, — stelle ich mir vor, daß nun alle meine vorigen Tage schon in die Ewigkeit zurückgetreten sind, und daß ich also derselben jetzt zu vergessen habe; daß ich aber mit diesem Tage nun einen recht neuen Anfang machen müsse, — um ihn als den ersten und letzten zuzubringen: als den ersten, damit eine recht neue, grünende Kraft in mir sey, in welcher das Werk des Herrn von Statten gehe; als den letzten, daß mir's vorkomme, als wenn darnach keine Zeit mehr übrig sey, das nachzuholen, was ich an diesem Tage versäumen würde \*).“ — Bey dem ausgezeichneten Segen seiner Arbeit ward er nie anzählig und herrschsüchtig — ein gewöhnlicher Fehler religiöser Parteiführer! — sondern blieb in den Schranken der Demuth und Selbstverleugnung. Man sah aus seinen Handlungen, daß Petrus goldene Vorschrift, nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Heerde, in sein Herz geschrieben war. Sein ganzer Sinn ist von ihm in folgenden Worten ausgedrückt:

\* ) Lect. par. IV, 71. III, 35. 36.

drückt \*): „Ich will mir keine besondere Autorität über andere anmaßen, ihr Lehrer und Meister zu seyn, oder gar über ihre Gewissen zu herrschen. Gott weiß, was meine Seele für einen Ekel hat an aller solcher Meisterschaft, auch wenn man das äußerliche Lehramt dazu missbraucht. — — Ich halte mich für nichts, als für einen Knecht und Diener: und so mir nun der Herr die Fackel seines Worts in die Hände giebt, um solche andern, wie einem Diener gebührt, vorzutragen, begehre ich um deswillen nichts mehr zu seyn, als diejenigen, welchen ich mit meinem Vorleuchten Dienste leiste.“ Und gleichwohl war ihm die seltene Gabe in besonders reichem Masse zu Theil geworden, nachdrücksvoll auf andere zu wirken und ihnen von seinem Geiste gleichsam mitzutheilen. Er gewann aller Herzen durch Liebe, weckte in ihnen den Sinn für Gottseligkeit und christliche Frömmigkeit, und unterhielt ihn durch seinen immer gleichen warmen Eifer. So entzündete dann eine Kohle die andere; so brannten alle, die sich zu ihm hielten, vor Begierde, auch etwas zur Förderung des Werkes Gottes beizutragen. Wie hätte es ihm also zu der Zeit, da so vieler Herzen von einem solchen Lichte erleuchtet und für die Wahrheit erwärmt waren, an brauchbaren Gehülfen bey sei-

\* In seiner zweyfachen schriftlichen Ansprache an einige auswärtige christliche Freunde (Halle, 1701), S. 4: 5.

n Anstalten fehlen können? Die Erfahrung hat auch bestätigt, daß die Arbeiter an denselben nur so fern volle Eüchtigkeit und Brauchbarkeit gehabt haben, als dieser Geist und Sinn sie belebt hat.

Nun ist noch von den Verdiensten zu handeln, wie sich die Theologen aus Spener's Schule um die Verbesserung des Religionsunterrichts und der ehrmethode in den einzelnen Theilen der Theologie erworben haben; ferner von der Ausführung ihrer Verbesserungsvorschläge auf der Universität zu Halle; und endlich von einigen durch sie daselbst gestifteten nützlichen Anstalten zur näheren Vorbereitung und Uebung der angehenden evangelischen Lehrer.

Zuvörderst wollen wir ihre allgemeinen Grundsätze über den praktischen Vortrag der Wahrheiten des Christenthums, oder über die sogenannte ascetische und mystische Theologie kennen lernen.

Die häufigen Vorwürfe, die man Spenern wegen seiner Vertheidigung dieser Lehrart machte, veranlaßten ihn, sich in der Vorrede zu den tabulishodosophicis ausführlich darüber zu erklären \*). Es erhellt daraus, daß er die Verirrungen der Neujüker und die trüben Quellen, aus denen ihre Lehrsätze zum Theil hergeflossen sind, hinlänglich bekannt hat.

---

\*) Sammlung der Spener'schen kleinen geistl. Schriften, Th. I. S. 1063 f.

hat. Aber er will auch das Gute in den Schrift  
der reinen Mystiker nicht verkannt wissen, u  
zeigt; worin es eigentlich bestehet. Die ältern Le  
rer unsrer Kirche, die oft mystische Ausdrücke  
brauchten, als Luther selbst, Arnd und viele an  
dere, hätten nie an den Behauptungen der schwä  
merischen Mystik Anteil genommen, nie die Be  
kündigung des göttlichen Wortes verachtet, ob  
gelehrt, daß Gott die Menschen ohne den Gebrau  
desselben, folglich unmittelbar bekehre und zu  
heilsamen Erkenntniß Christi führe. Die achte my  
stische oder ascetische Theologie sey eigentlich  
keine besondere Art der Gottesgelehrsamkeit — den  
nur eine könne die wahre seyn — sondern vielmehr  
eine von den übrigen verschiedenen Lehrart des  
selben. Die Mystik trage nicht andere Sachen vor  
als die Thetik, sondern nur auf andere Art. Di  
thetische oder dogmatische Theologie werde gemeinig  
lich so abgehandelt, daß man es bey der Erklärung  
dessen, was man aus der heil. Schrift als wahr er  
kannt habe, bewenden lasse, daß also bloß der Ver  
stand beschäftigt werde: aber die Mystik habe ei  
mit der ganzen Seele und deren sämtlichen  
Kräften zu thun. Denn der mystische Lehrer erklärte  
nicht nur, was Buße, Rechtfertigung, Heiligung  
und Erneuerung sey, sondern seine Hauptbemühung  
gehe dahin, zu zeigen, wie man dieses alles an sich  
selbst erfahren und in Ausübung bringen solle; er  
lehre,

hre, was für Hülfsmittel und Uebungen dazu dienlich wären, was für Hindernisse dabey vorkämen, und wie man sie zu überwinden habe. Er beschäftigte sich also besonders mit solchen Glaubenslehren, die vorzüglich praktisch sind, zeige den Nutzen, den sie in der Ausübung haben, ermahne aufs dringendste zur Befolgung der erkannten Wahrheit, und empfehle einen Anvertrauten Ernst, Sorgfalt und Wachsamkeit. In diesem Sinne solle jeder Religionslehrer in mystischer Theolog, und unsere ganze evangelische Lehre nichts anders, als mystische Theologie seyn. Denn dies sey das in der heil. Schrift allen vorgesteckte Ziel. Auf die Sprache komme zwar nichts an: doch könnten diejenigen mystischen Ausdrücke, die einmal in der Kirche Bürgerrecht erhalten hätten, z. B. Weg der Reinigung, der Erleuchtung und Vereinigung mit Gott, ohne Schaden bey behalten werden, zumal, wenn sie, wie diese, biblisch wären, und der Bibel gemäß erklärt würden. — Dieses war auch Frankens Lehre. „Die ächte mystische Theologie — sagt er \*) — ist die innere Uebung des Christenthums, so fern es sich auf die Richtschnur des göttlichen Worts gründet. Aus diesem innern Grunde muß das äußere Christenthum hervorgehen, wenn es anders Gott gefallen soll.

---

\*) Lect. paraen. VI, 150 f. 182. Es steht in diesem Theile fünf paränetische Lectionen über die mystische Theologie, S. 148 — 306.

foll. Dicjenigen Lehrer, die in ihren Vorträgen ja gen; wie das Ebenbild Gottes wieder in der Seele erneuert werden solle, und wie man darin immer weiter kommen müsse, nachdem man durch Buße und Glauben an Christum zu Gott gekommen ist, heißen mystische Theologen. Verstände jemand etwas anderes unter mystischer Theologie, so wäre es nicht zu dulden. . . Wer nach diesen Principien mystische Schriften liest, wird nicht auf selbsterwählte Wege gerathen und sich von Christo abführen lassen; wohin freylich viele Mystiker mit ihren Schülern gekommen sind. Der Reiz der Neuheit und das Hohe in den Ideen lockte sie an, und die bekannten Sachen schienen ihnen viel zu gemein und zu gering zu seyn.“

Um alles dieses besser zu verstehen, müssen wir in die Geschichte der Vorzeit zurückgehen. Schon frühzeitig wichen viele Christen von der Lauterkeit und Einfalt des apostolischen Unterrichts ab. Siedelten, indem sie etwas Besseres und Höheres suchten, ihre eigenen sehr verschiedenen Wege. Vornehmlich aber bekam die Sittenlehre und das thätige Christenthum durch das Mönchs- und Asceten Leben — welches seit dem vierten Jahrhundert viel Beyfall fand — eine ganz falsche Richtung. Asceten waren Leute, die die Uebung zur Gottseligkeit zu ihrem Hauptzweck machten. Aber die meisten secten ihre Frömmigkeit in äusseren strengen Uebungen, im Fasten, ehelosen Leben, Abgesessen-

heit von menschlicher Gesellschaft u. s. f. Ganz in den Sinn Jesu und seiner Apostel starben sie Welt dergestalt ab, daß sie ihr unbrauchbar wurden; und die Welt belohnte sie dafür mit Hochachtung Bewunderung. Unter ihnen traten auch Schriftsteller auf, die man ascetische nannte, weil sie bauung nach ihrer Art, das ist, Ausübung der Grundsäze, durch ihre Schriften zu beförder suchen. Die meisten verbanden damit mehrere der Zeit gangbare Lehren der neu platonischen stoischen Philosophie, wodurch sie auch zum Teil zur ascetischen Lebensart geführt, oder doch in verstärkt wurden. Das sind die sogenannten lautern, falschen oder unächten Mystis. Sie gingen davon aus, daß der menschliche Leib hart behandelt und die Sinnlichkeit unterdrückt werden müsse, damit der Geist, den sie als stütz aus Gott, oder als Theil des göttlichen Wesens ansahen, frey werden, und sich wieder mit Gott einigen könne. Dies auf klare Begriffe zurückgestellt, will eigentlich so viel sagen, daß wir durch Unterdrückung der Begierden, deren Ursprung im Körper und in der Sinnlichkeit sey, zur Neinhlichkeit zu Gott gelangen, und ihm wohlgefällig werden en. Hiezu aber wendeten sie nicht die in der christlichen Lehre vorgeschriebenen Mittel an, und lehrschriftwidrig von der menschlichen Natur, vom Wesen Gottes, von der Gottähnlichkeit und den Wirkungen

kungen Gottes auf die Menschen. Durch die unaudörliche Beschäftigung mit ihren selbstersonnenen religiösen Begriffen, durch Abziehung von allen äußeren Gegenständen, Eingekehrtheit in sich selbst und stilBeschaulichkeit, unter beständigem Fasten und Kstezung des Körpers, hofften sie einen Grad der Vollkommenheit zu erreichen, wodurch sie über alles irdische erhaben würden und zu einer geheimnissvollen Versenkung in Gott, oder Vereinigung mit dem göttlichen Wesen gelangten. Durch solche schwärmerisch Vorstellungen und Uebungen erhitzten sie ihre Einbildungskraft, glaubten für unmittelbare Erleuchtung und Belehrung Gottes Empfänglichkeit zu haben und bildeten sich ein, im Besitz des göttlichen Lichts zu seyn. Viele Gutgesinnte ließen sich von ihnen täuschen, besonders durch den Gebrauch biblischer Rdensarten, die ihnen sehr geläufig waren, z. B. von Errettung und Kreuzigung des Fleisches, Anziehung des neuen Menschen, Weltverleugnung, Vereinigung mit Gott u. dergl., denen sie aber einen unbiblischen Sinn unterlegten.

Nun kam ohngefähr im achten Jahrhundert der Gebrauch der aristotelischen Philosophie unter den Christen allmählich auf, und seit dem elften Jahrhundert wurde sie in den Schulen der abendländischen Kirche herrschend. Dies war das Zeitalter der Scholastiker, welches bis zur Reformation dauerte. Hier entstanden mannigfaltige Missbrauch

uche anderer Art. Man suchte Aristoteles Grundsatz der christlichen Glaubenslehre und Sittenlehre upassen. Viele scholastische Theologen machten Lehren des Evangeliums bloß zum Gegenstand der Eculation, wozu sie nicht gegeben sind, sorgten für den Verstand — wiewohl sie auch diesem echte Nahrung gaben — vernachlässigten aber das, und führten ihre Schüler durch Unterricht und Spiel von der wahren christlichen Gottseligkeit mehr als daß sie ihnen dazu Anleitung geben sol-

Nicht aus der Bibel, sondern aus Aristoteles rede die Sittenlehre geschöpft; und Melanchthon sichert, daß die Mönche noch zu seiner Zeit häufiger die aristotelische Ethik gepredigt hätten, mit zilicher Beyseitezung aller christlichen Moral. Sie waren dabei größtentheils so blinde Führer des Volks, daß sie die Religionsübung und das geistliche Leben Christen nur im äußern Gottesdienst, in Befolung der kirchlichen Traditionen, und mechanischer obachtung des überhäufsten Ceremonienwesens ten.

Aber die göttliche Vorsehung lenkte es so, daß hrend dieser Zeit wieder Lehrer hervortraten, die en Missbräuchen mit Nachdruck entgegenarbeiteten, d wahres thätiges Christenthum herzustellen hten. Diese wurden gleichfalls Asceten und mystiker genannt. Zwar gehörten einige derselben zu den Schwärmern, die von den vorhin beschriebenen

benen Ideen ausgingen und vielfachen Schaden frühten: aber es waren unter ihnen, besonders seit den zwölften Jahrhundert, auch Männer von ganz anderer Art, nämlich eigentlich erbauliche Lehre und christliche Erbauungsschriftsteller und diese sind es, die man ächte und wahre, oder lautere und reine Mystiker nennt. Sie führen meistens die Sprache der älteren Mystiker aber sie tragen darin schöne Sachen und rein biblische Wahrheiten vor, als Bernhard, Gerson Taulerus, Thomas à Kempis und andere die sich nach ihnen bildeten. Keiner unter ihnen ist ganz rein von den Flecken seines Zeitalters: aber sie empfahlen doch durchgängig das rechtschaffene Wesen im Christenthum mit Wärme und Herzlichkeit. „Sie gingen von der Erkenntniß des sündlichen Verderbens aus, und führten auf den rechten Grund der Erkenntniß Jesu Christi und wahrer Herzensbesserung.“ Ihr Arbeit war auch nicht ohne Frucht. Denn sie haben in ihrem Zeitalter und bey der Nachwelt, vornehmlich in der römischen Kirche, wo der freye Gebrauch der Bibel den Laien untersagt, oder doch erschwert wurde, großen Nutzen gestiftet. Sie gehören daher zu den Zeugen der Wahrheit und Vorläufern der Reformation, „indem sie theils diejenigen bestritten, die ihr Christenthum nur in äusseren Gebräuchen und in Werkheiligkeit setzten, theils die Scholastiker, die sich mit Streitfragen beschäftigten, und es beglehr-

ehrter und spitzfindiger Auseinandersetzung der  
aubenslehren bewenden ließen \*).“ Viele-  
stellen dieser Art hat Melanchthon aus ihren  
erken in seinen Schriften ausgezeichnet, z. B. aus  
h. Gerson in der augsburgischen Con-  
ssion und deren Apologie.

Die deutschen und schweizerischen Reformatoren  
sechzehnten Jahrhundert waren in allen diesen  
meten mit ihnen einverstanden. Sie hatten sich  
doch das fleißige Lesen mystischer Schriften diese und  
dere richtige Grundsätze zu eigen gemacht, und sich  
an die Sprache derselben gewöhnt, daß sie viel  
von in ihre praktischen Vorträge aufnahmen. Mit  
eicher Achtung reden Luther und Melanchthon  
in ihnen? und wie oft bezeugt nicht der erstere,  
hier, nächst Augustin, aus keinem Schriftsteller  
viel gelernt habe, als aus Taulerius? Und  
eichwohl wurde der von den Mystikern verworfene  
Missbrauch der aristotelisch-scholastischen  
Philosophie bald nach dem Tode der Reformatoren  
die Schulen beider protestantischen Kirchen wieder  
in neuem eingeführt, und das Praktische dar-  
unter vernachlässigt. In der lutherischen Kirche be-  
nders schien es, als wenn einige der angesehensten  
herer, die im großen Ruf der Rechtgläubigkeit stan-  
n, das recht geflissentlich wieder niederreißen woll-  
ten,

ten, was Luther mit so vieler Sorgfalt gebaute hatte. Die Studirenden bekamen auf Universitäten gewöhnlich keine Anleitung, wie sie von dem, was sie hörten, heilsamen Gebrauch für sich und ihre künftigen Zuhörer zu machen hätten.

Um diese Zeit standen in der protestantischen und römischen Kirche abermals mystische Lehrer auf, die dem herrschenden Verderben zu steuern und den Sinn für thätiges Christenthum zu wecken suchten. Einig schöpfen aus der falschen Quelle des unsäutern Mysticismus, oder mischten doch den biblischen Wahrheiten, die sie wieder hervorzogen, viel aus dieser Quelle Geschöpfes bey. Dahin gehören Molinos die Guyon, Fenelon, Poiret, Weigel u. a. m. In der lutherischen Kirche aber zeichnete sich von allen ascetischen Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts der fromme Arnd \*) ganz vorzüglich aus Seine Erbauungsschriften, besonders seine vier Bücher vom wahren Christenthum — die 1605 und 1608 zuerst herauskamen — haben großen Segen gestiftet und zu der neuen Dekonomie, die zu Spener's Zeiten begann, den Grund gelegt. Die Theologen aus dieser Schule empfohlen daher dieses

Werk

---

\*) Generalsuperintendent in Biele; lebte von 1555 bis 1621. — Man vergl. Rambach's Vorrede und die übrigen Vorberichte vor der Büllrichausischen Ausgabe der Bücher vom wahren Christenthum 1739. 4.

Werk als eins der nützlichsten Erbauungsbücher, und wünschten, daß die studirenden Theologen sich recht vertraut damit machen möchten. „Denn da im vorigen Jahrhundert in unserer Kirche wieder das alte Verderben einriß, daß die Lehrer fast bloß Theorie und nicht Praxis trieben; daher das Volk in Unwissenheit blieb und irre geleitet wurde, und sich mit bloßem Wahnglauben behaßt: so fand sich Arnd bewogen, dies Werk zu schreiben, und zeigte (im ersten Buche), wie man den rechten Grund des Christenthums in der Buße und Bekehrung legen müsse; und (im zweyten Buche) wie man den wahren Glauben an Christum in seiner Nachfolge zu beweisen habe. Er war in den mystischen Schriftstellern sehr belesen, und fasste sonderlich bey der Lehre von der Erneuerung und dem göttlichen Ebenbilde das Kernhaftest und Gründlichste zusammen, was er bey ihnen gefunden hatte; nahm aber überall Gottes Wort zur Regel und Richtschnur an, ohne eigenen Einfällen und Einbildungungen zu folgen. Im dritten Buch (von der Erneuerung) findet man vornehmlich den Kern aus den mystischen Schriften, besonders aus Tauler us, dessen Worte er oft beybehält.“ — — „Mit ihm geht also eine neue Periode in unserer Kirche an; aber er führte keine neue Lehre, sondern zeigte, wie sich das, was die alte Lehre in sich fasse, auch in der Ausübung bey uns befinden müsse. Von der Zeit an sind mehrere

rere aufgestanden, die der Wahrheit kräftig Zeugniß  
gaben \*).“

Diese treue Darstellung der Ideen des sel.  
Spener's über ascetische und mystische Theo-  
logie, nebst den beygefügten historischen Erläuterun-  
gen, wird jeden unbefangenen Leser in den Stand  
setzen, seine Lehrart richtig zu beurtheilen. Sie ent-  
hält zugleich den Schlüssel zu vielem, was im fol-  
genden vorkommen wird, und rechtfertigt ihn gegen  
manchen ungegründeten Ladel seiner Zeitgenossenschaft.

Für diejenigen, denen es scheinen möchte, als  
wenn die Theologen aus dieser Schule den Schriften  
der reinen Mystiker einen allzu hohen Werth beyge-  
legt, und sie wohl gar zum Nachtheil der Bibel emp-  
fohlen hätten, seze ich folgende Worte Frankens  
hieher: „Ich lasse die mystischen Schriften in ihrem  
Werth, und es sei fern von mir, unglimpflich da-  
von zu sprechen: denn mein Herz ist manchmal durch  
sie erbaut worden, wie auch Luther dies von Tau-  
lerus bekennt. Allein zwischen solchen Schriften  
und dem Wort, das wir in der heil. Schrift haben,  
ist doch ein solcher Unterschied, wie zwischen einem  
Stern, dey in der Nacht, und der Sonne, die am  
Mittag leuchtet. So lange jemand in der Finster-  
niß des gesetzlichen Wesens so dahin geht, und in

seit

---

\* ) Frankens Lect. par. am a. O. und III, 204. Idea,  
S. 51. und Anton's Colleg. antithetic. S. 832.

seinem Herzen das Licht der Erkenntniß Christi noch nicht recht aufgegangen ist, denkt er, was für einen Schatz er habe, und was für eine Wohlthat ihm wiederfahre, wenn ihn so ein Mystiker immer weiter hineinführt — und er freuet sich über das Licht, wie sich einer über einen Stern freuet, den er bey trüber Nacht erblickt. Aber wenn er hernach sieht, welche Klarheit der evangelische, apostolische und prophetische Geist im Worte Gottes habe, so urtheilt er ganz anders. — Dieser Geist geht ihm dann über alles; denn er giebt dem Menschen Gnade und Kraft, daß er mit Freudigkeit vor Gott wandelt, und seinen Zweck weit eher erreicht, als ein anderer, der viel speculirt. — Es ist ihm da gleichsam so zu Muthe, als wenn ihm die Sonne aufginge; und er sieht, daß alles andere wie nichts gegen dieses Licht zu rechnen sey \*).“

Jetzt erst können wir die Methode der Spenerisch-Hallischen Schule, die sie beym Unterricht der Studirenden in den einzelnen Theilen der Theologie, und in den Hülfswissenschaften befolgt wissen wollte, genauer kennen lernen.

I. Die beiden vornehmsten Hülfsmittel der Gottesgelehrsamkeit sind Philosophie und Philologie, oder Sprachwissenschaft.

Von

\*) Lect. paraen. I, 189. VI, 219.

Von der Philosophie wollen wir zuerst Spener selbst hören \*): „Philosophie pfleget die Ankommlinge auf Universitäten gleich anfangs zu studiren. Ueber die Nothwendigkeit und den Nutzen derselben ist viel gefragt, gezweifelt und gestritten worden. Gewiß ist es, daß durch den Missbrauch derselben überhaupt, besonders aber durch die Secten philosophie — anfänglich durch die platonische und hernach noch weit mehr durch die aristotelische — in der Kirche großer Schaden verursacht ist. Denn das gänzliche Verderben der römischpäpstlichen Kirche ist hauptsächlich der aristotelisch-scholastischen Philosophie zuzuschreiben; und es ist sehr zu bedauern, daß sie auch in unserer Kirche nach Luthere Zeiten wieder so viel Beyfall gefunden hat. — Aber die Philosophie selbst ist darum nicht zu verachten oder zu vernachlässigen. Denn sie ist ein edles Geschenk Gottes, und besteht in dem Gebrauch und der Ausbildung der allen Menschen angebornen Vernunft. Allein eben deswegen muß man in der Philosophie niemanden zum beständigen und unwidersprechlichen Befehlshaber setzen. Man soll sich also keiner Secte widmen und verschreiben. Die wahre Philosophie, die an keines Menschen Aussprüche gebunden ist, kann nur eine einzige seyn, die das nicht entgelten muß, was die Thorheiten der Sectirer verschuldet haben. Der wahren Philosophie ist also in dem Pallast

\*) Praefat. ad tabb. hodosoph., S. 1031. 1034 f.

er Gottesgefahrtheit Ort und Stelle vergönnt.“ — Niemit verbinde ich noch ein paar Stellen aus Auson's Schriften \*): „Die Bekenner der Wahrheit vor Zeit der Reformation haben die Philosophie nicht erachtet, sie haben nur gesagt: hieher reicht die Philosophie nicht! und das werden die Philosophen selbst sagen, wenn sie es ohne Affection überlegen. — Man verachtet die Philosophie nicht, wenn man ihr billige Schranken setzt, oder erinnert, daß man nicht alles für demonstrierte Wahrheiten nehmen müsse, was dieser oder jener Philosoph dafür aussiebt. — — Wenn die Philosophen bisweilen weitläufige Demonstrationen machen müssen, so geschieht dies um der Herzenshärigkeit der Leute willen, die es oft nicht besser haben wollen, als bis sie durch meilenweite Umwege ermüdet sind. Es heißt hier: wenn ihr's so haben wollt, so geschehe es — aber ihr könnet es kürzer haben.“

Die Frage, ob das gelehrte Studium der Philosophie allen studirenden Theologen nothwendig sey? wurde von Spener mit nein beantwortet. Er theilte, wie wir oben (S. 67.) gesehen haben, die Studirenden in drey Classen ein, und bestimmte danach den Umfang der gelehrten Kenntnisse, die für jeden gehören. Da die Philosophie eigentlich nur Hülfsmittel sey, so müßten diejenigen, die weder

hin-

\*<sup>o</sup>) Colleg. antithet. S. 67. 69.

hinlängliche Fähigkeiten, noch Vermögen und Zeit zum Studiren hätten, das was ihnen nothwendig sey, dem Nützlichen vorziehn, weil sie sonst ihre Zeiten verderben und vergeblich arbeiten würden. Es ist natürlich, Philosophie mit dem Studium der Philologie zu verbinden, „wo aber eins nothwendig zu bleiben müste, würden die alten Sprachen doch die Vorzug verdienen.“ Wer aber zur ersten und zweiten Classe gehöre, der müsse die Philosophie gründlich studiren \*). Hiermit ging er zugleich einem gewöhnlichen Vorurtheil seines Zeitalters entgegen. Denn die Studirenden aus allen Facultäten, auch auf protestantischen Universitäten, pflegten häufig erst den ganzen Cursus der aristotelischen Philosophie der oft lange dauerte, zu endigen, ehe sie Facultätswissenschaften hörten. Daher kam es denn, daß den meisten für diese, und für philologische Vorlesungen nur wenig Zeit übrig blieb. — Den fähigen Köpfen empfahl Spener vorzüglich die Erlernung der Naturlehre und Mathematik. Die letztere besonders deswegen, weil sie in Absicht ihrer Gewißheit und sichern Beweise alle andere Wissenschaften übertriffe, den Verstand am meisten schärfe, zur Ordnung im Denken gewöhne, und ein Muster zur möglichsten Nachfolge und Anwendung bey andern Wissenschaften gebe.

Die

---

\* Gestalt eines würd. Stud. theol., Th. I. S. 1140.

Die Philologie, oder Sprachwissenschaft hat also, als Hülfsmittel der Gottesgelehrtheit betrachtet, vor der Philosophie den Vorzug. Wenn die Philosophie, in so fern man sie in der Theologie anwendet, beschäftigt sich mit Sachen, die man aus der heil. Schrift schon weiß: die Philologie aber setzt uns in den Stand, diese Sachen aus der Schrift zu lernen \*). „Studirende Theologen müssen alle übrige Kenntnisse so viel mehr oder weniger hochhätzen, und sich angelegen seyn lassen, als sie mehr der weniger zum Verstand der heil. Schrift beytragen. . . . Besonders dient die gründliche Kenntniß der hebräischen und griechischen Sprache unmittelbar zur Forschung der h. Schrift. Dadurch wird man tüchtig, mit eignen Augen zu sehen, und einen Glauben aus Überzeugung auf die Schrift selbst zu gründen, daß man sich nichts aufdringen läßt, was nicht darin steht, oder derselben wohl gar entgegen ist \*\*).“

## II. Von den einzelnen Theilen der Theologie selbst.

1. Exegetik, oder Schrifterklärung. Sie geht deswegen allen übrigen Theilen der Theologie vor, weil die heil. Schrift der Grund des christlichen Glaubens ist, und die ganze Gottesgelehrsamkeit

\*) Praef. ad tabb. hodof., S. 1041.

\*\*) Gestalt eines würd. Stud. th., am a. D.

keit aus dieser Quelle geschöpft werden muß. „mehr man sich mit der h. Schrift beschäftigt, desto weiter wird man es in der Gottesgelahrtheit bringen „, und so viel wird jeder wahre Gottesgelehrsamke besitzen, als ihm davon in sein Herz geschrieben ist \*).“

Die exegetischen Vorlesungen in Halle würden diesen Grundsätzen gemäß eingerichtet, und den Studirenden angewiesen; sie vom Anfang ihres akademischen Aufenthalts an zu hören. Auch in den übrigen theologischen Lectionen war es ein Hauptzweck ihnen die Bibel wichtig zu machen, und Anleitung zu geben, wie sie dieselbe recht verstehten und zu ihrer und anderer Heil gebrauchen sollten. „Denn die künftige Lehrer muß frühzeitig lernen, wie er die Schrift zu eigner Erbauung, und zum Unterricht anderer anzuwenden habe \*\*).“

Die exegetischen Vorlesungen waren von doppelter Art, cursorische und statuarische. Man gab den Studirenden den Rath, die Bibel auch für sich auf diese zweifache Weise zu lesen, und beide mit einander zu verbinden. Die schnellere, oder cursorische Lecture diente dazu, daß sie einen allgemeinen Ueberblick und Begriff von dem Inhalt der ganzen heiligen Schrift erlangten. „Bleibt ihnen

dann

\* ) Praef. ad tabb. hodol., S. 1055.

\*\*) Franke, Idea, S. 102. und Spener am a. D.

in gleich beym ersten Lesen manches dunkel, so daß es doch bey wiederholter Lesung aus der vorher-  
angenen Uebung meistens deutlich seyn \*). — Hier wurden in Halle beständig cursorische Collegia  
zu das Alte und Neue Testament gehalten; und in rieh den Studirenden, in ihrem ersten Universi-  
tätsjahre das griechische Testament wenigstens zwey  
mal, die hebräische Bibel aber ein Mal für sich  
zuhzulesen. Sie erhielten auch Anweisung, wie  
es leicht und bequem geschehen könne. Dadurch  
ward ihnen die Bibel geläufig; sie wurden mit der  
Schrift vertraut, und lernten das Eigenthümliche  
der Grundsprachen durch den beständigen Gebrauch  
ründlich kennen \*\*). Die langsamere, oder statatis-  
che Lecture schränkte man auf der Universität nur  
auf einige der wichtigsten biblischen Bücher ein.  
Denn die Absicht war hier bloß, den angehenden  
Religionslehrern die Methode zu zeigen, die sie künf-  
ig auch bey andern Büchern der heil. Schrift anzus-  
venden hätten \*\*\*). Für die, welche in den bibli-  
schen

---

\*) Spener's kleine geistliche Schriften, Th. I. S. 1105.  
1106.

\*\*) Franke, Idea, S. 255.

\*\*\*) Über den Gebrauch der Ausleger verdient folgende  
Stelle aus Spener's praef. ad tabb. hodos. (S. 1060.)  
hier angeführt zu werden: „Jeder versuche zuerst seine  
eigenen Kräfte, damit er nicht gleich durch anderer  
Meinung eingenommen werde. Hernach ziehe er die  
Ausleger zu Rath. Da wird er oft eben das finden,  
was

schen Grundsprachen versäumt waren, wurden *Collegia propaedeutica* oder *fundamentalia* gelehrt um ihnen die Anfangsgründe dieser Sprachen beibringen. Die Geübtern aber erhielten im Chaldaischen, Syrischen und Arabischen Unterricht. Dies zum Besten war auch das oben beschriebene orientalische *Collegium* gestiftet \*). Der Hauptzweck bey den exegesischen Vorlesungen, vornehmlich bey den statarischen, ging auf das Praktisch. Man entwickelte erst den eigentlichen Wortverstan und setzte die Gründe, worauf er beruhet, auseinander: dann aber zeigte man den Zuhörern, wie d erklärten biblischen Stellen zugeeignet und angewendet werden müssten, „damit sie lernten, heilsame Lehren und Ermahnungen zur Ueberzeugung des Bestandes und Besserung des Herzens für sich und andere daraus herzuleiten \*\*).“ — Die Uebungen der

Dir

was er selbst darüber gedacht hatte; und es wird ihm Freude machen, ohne Wegweiser gesehen zu haben, wie die Gelehrten vor ihm gefunden hatten. Oder er findet etwas bey ihnen, worauf er nicht gekommen war — dies wird er dann dankbar annehmen — oder etwas seiner Meinung ganz Entgegenstehendes. Hier steht ihm frey, seine Meinung mit der Meinung des andern zu vertauschen, nach erwogenen Gründen; oder bey de seinigen zu bleiben, wenn er die Grinde dafür erheblicher findet. — Gar keinen Ausleger zu Rath ziehen und alles selbst sehen wollen, wäre Thorheit und Un dankbarkeit.“

\*) Franke, Idea, S. 254 f.

\*\*) Ebendas. S. 252.

enden in den sogenannten Collegiis biblicis wer-  
wir unten kennen lernen.

Wer das Verdienst, das sich die Hallischen  
Theologen durch Befolgung und Verbreitung dieser  
Wünsche erworben haben, richtig schätzen will,  
muß sich an die verkehrte Behandlung der Bibel  
vorigen Jahrhundert, und an die Vernachlässi-  
ng des Bibelstudiums auf den lutherischen Univer-  
sitäten zurückrinnern. „Dieser Theil der Theolo-  
— sagt Spener \*) — der wichtigste im gan-  
theologischen Studium! wird von vielen zuletzt,  
wohl gar nicht getrieben, statt daß sie sich zuerst  
mit beschäftigen sollten. Ich weiß Beispiele von  
Personen, die fünf bis sechs Jahre auf Universitäten  
gebracht, und viel Fleiß bewiesen haben, ohne daß  
ihnen je eingefallen wäre, ein exegesisches Colle-  
gium zu hören, oder für sich Zeit auf diese Uebung  
wenden. — In den Exegeticis werden ge-  
höhnlich viel fremde Dinge angebracht, um seine  
Lehrsamkeit und Belesenheit zur Schau zu tragen,  
und oft in mehreren Jahren nicht einige Bücher,  
sondern kaum einige Capitel oder Verse geendigt.“  
Und Franke schreibt davon \*\*): „In voriger und  
zum vergangener Zeit fand man auf Universitäten zu  
allen andern Dingen gemeinlich noch eher Gelegenheit,  
als

\*) Spener, am a. D., S. 1055.

\*\*) Idea, S. 251. Lect. paraenet. II, 35. V, 216.

als zum gründlichen Studium des göttlichen Wortes. Mir ist es in allen meinen Universitätsjahren so nicht geworden, daß ich ein Collegium über die gheil. Schrift hätte hören können: wir hätten das eine große Glückseligkeit, die uns vom Himmel her käme, gehalten.“ Von der Zeit aber, da die biblischen Collegia in Leipzig ihren Anfang genommen hatten, sagt er in einer 1709 gehaltenen paränetischen Vorlesung \*): „Vor etwa 20 Jahren war keine Bibel oder Testament mehr in Leipzig in allen Buchläden zu finden, so freueten sich die Studiosi theologici daß ihnen die Bibel in die Hände gegeben wurde!“

2. Christliche Glaubenslehre und Sittenlehre. „Mit der Thetik oder Dogmatik — d. der ausführlichen und gründlichen Erklärung und Beweisführung der Glaubenslehren — muß nächst die heil. Schrift der Anfang gemacht werden. Die Egetik ist auch hier, wie bey andern Theilen der Theologie, die Baumeisterin, die alles anordnet. Thetik und Polemik müssen von ihr lernen, wie sie die Schriftstellen zum Beweis der Wahrheit und Wiedergabe der Irrthümer gebrauchen sollen. Aber in der Bibel sind die Sachen nicht in der Ordnung und Form eines Lehrgebäudes zusammengestellt, sondern es ist dem Fleiß der Gelehrten überlassen, die zerstreute Materialien zu sammeln und zu ordnen, damit sie in Zusammenhang übersehen werden können. Daher

\*) Th. IV. S. 108.

nd Lehrbücher und Systeme an sich nicht zu verachten, besonders wenn sie von Männern herrühren, die nicht allein Weltgelehrte, sondern auch rechtschaffene und gottselige Leute gewesen sind. Denn sie enthalten eine durch den Lehrer Fleiß in Ordnung gebrachte Sammlung der in der heil. Schrift zerstreut vorgezogenen göttlichen Wahrheiten. Nur muß man sie nach der h. Schrift prüfen, und nicht bloß auf das Wort der Lehrer glauben. — Beides sind Abwege, die Vorarbeiten anderer verachten und unbenuzt lassen, und sie ohne Prüfung gebrauchen, daß man sie bloß ins Gedächtniß faßt und nachbetet \*).“

„Der studirende Theolog hört bald im Anfang einer akademischen Laufbahn die Glaubenslehre; erst in *catechetischer Kürze*, und hernach *aussführlicher* \*\*). Er bedient sich dabei eines Buchs, das ihm von seinen Lehrern empfohlen ist, zum Nachlesen und eigenen Studiren; jedoch eines und desselben Buchs, um sich nicht zu sehr zu zerstreuen, und irre zu werden. — Mit den dogmatischen Lectio-  
nen sind auch *Examatoria* zu verbinden, wo jeder Gelegenheit hat, zu sehen, ob er die Sachen recht gefaßt habe \*\*\*).“

„Unter

\*) Spener's praef. ad tabb. hodos., S. 1043. und Gestalt eines wurd. Stud. theol.

\*\*) Doch wurde in Halle über die Dogmatik, so wie über die Moral, nie länger, als ein Jahr gelesen.

\*\*\*) Franke, Idea, S. 105. 259. 263.

„Unter dem Namen der praktischen Theologie kann man zusammenfassen den ganzen Vortrag der christlichen Lebenspflichten und Sitten, nebst der Erklärung und Auflösung der Gewissensfälle (Exsistenz). Die Moral ist so nothig als die Glaubenslehre, ja sie kann als ein Theil derselben angesehen werden, und steht mit ihr in der genauesten Verbindung. Denn Glaubens- und Lebens-Pflichten sind beide von Gott vorgeschrieben: und beide müssen von jedem Prediger seiner Gemeinde vorgetragen werden \*).“ — „Da aber theoretische und moralisch Vorlesungen nicht bloß für die Schule, sondern auch für das Leben bestimmt sind: so muß der ganze Zweck derselben darauf gerichtet seyn, daß die christliche Lehre nicht allein methodisch vorgetragen werde, sondern, da sie ihrer Natur nach ganz praktisch ist: so ist jede Lection so einzurichten, daß die Zuhörer Anleitung bekommen, die Wahrheiten zu ihrem eigener Nutzen anzuwenden, und andern auf eine heilsame Art vorzutragen \*\*).“

Spener und seine Nachfolger wollten also mit der Dogmatik die Moral verbunden, und diese aus jener hergeleitet wissen. Denn sie gingen beständig davon aus, „dass der lebendige Glaube an Jesum Christum den Weltheiland, und die daraus herstammende Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, bey aller

---

\*) Spener, am a. D., S. 1051.

\*\*) Franke, Idea, S. 265.

ller Moral zum Grunde liegen müsse, und daß alle Moralität, die nicht auf diesem Grunde beruhe, falsch sey \*).“ Die ältern Theologen unserer Kirche, als Melanchthon, Chemnitius, Gerhard, hatten gleichfalls das Theoretische und Praktische in ihren Lehrbüchern mit einander verbunden, und bey der Glaubenslehre gezeigt, wie und wo sie anzubinden sey. Besonders handelten sie in dem Artikel vom *Gesetz* und *Evangelium* einen großen Theil der Moral ab. Aber in einem vollständigen wissenschaftlichen Zusammenhang wurden die moralischen Materien damals von den Theologen noch nicht vorgetragen, sondern zerstreuet und nur beyläufig bey der Dogmatik. Es fehlte daher den Studirenden gewöhnlich an einer allgemeinen Uebersicht des Ganzen der theologischen Sittenlehre. Georg Calixtus in Helmstadt war der erste, der die Moral von der Dogmatik absonderte und ein wissenschaftliches Lehrgebäude derselben nach aristotelischen Grundsätzen aufzuführen versuchte \*\*). Seit der Zeit folgten mehrere diesem Beispiel, und schrieben Systeme der theologischen Moral. Auch in Halle trug man von Anfang an die Moral zugleich als eine von der Dogmatik abgesonderte Wissenschaft in besondern Lectio- nen vor. Denn gegen die Absonderung beider

Dis-

\*) S. Frankens Lect. par. II, 221. VII, 270. 276.

\*\*) Ge. Calixti Epitome theologiae moralis. 1634.

Disciplinen im wissenschaftlichen Vortrag war a  
sich nichts zu erinnern \*): aber der höchstschädliche  
Trennung dieser Disciplinen suchte man dadurch  
vorzubeugen, daß man die genaue Verbindung  
worin beide mit einander stehen, beym Unterricht  
deutlich zeigte, und bey der Dogmatik beständig an  
das Praktische Rücksicht nahm.

Ueber die Vernachlässigung der theologischen  
Sittenlehre im vorigen Jahrhundert führt Spener  
in seinen Schriften oft die lautesten Klagen. Er sag  
mehrmals, daß viele Studirende schlechterdings kein  
Gelegenheit auf Universitäten gefunden hätten, mora  
lische Vorlesungen zu hören \*\*). Zu Anton's Zei  
ten las D. Olearius in Leipzig wieder das erst  
Collegium über die Moral, nachdem in langer Zei  
keins war gehalten worden \*\*\*). Selbst das in  
jenem Zeitalter so häufige Einholen theologischer Be  
denken von Facultäten und einzelnen berühmten Got  
tesgelehrten ist mit ein Beweis davon, wie wenig  
damals richtige und feste moralische Grundsätze allge  
mein verbreitet waren. Auch bemerkt Anton sehr  
richtig, man sei auf Universitäten, nach dem Vor  
gang der römischen Kirche, oft in den Fehler verfallen  
Casuistik zu treiben, ohne sichere Principia der

Moral,

---

\*) Vergl. Frankens Idea, und Lect. par. V, 146.

\*\*) In den *piis desideriis* und der praef. ad tabb. hodoſ., S. 1051.

\*) Anton's Colleg. antithet., S. 77. 81.

Moral, die doch nothwendig vorausgehen müßten, ja man in der Casuistik allgemeine moralische Grundsätze auf einzelne Fälle anzuwenden habe.

Aus diesem allen läßt sich auf die Einrichtung der Lehrbücher schließen, die man beym Vortrag der Glaubenslehre und Moral zum Grunde legte.

Beym akademischen Unterricht brauchte man in den ersten Zeiten Breithaupt's Compendia. Seine *Institutiones theologicae* kamen 1695 in 2 Theilen heraus. In den ersten Büchern derselben waren die Glaubenslehren (credenda), in den letztern aber die Sittenlehren (agenda) so abgehandelt, daß theils die biblischen Redensarten und Vorstellungen, nebst den kirchlichen Bestimmungen und Schulausdrücken, erklärt, theils Winke zur näheren Zueignung der Wahrheiten fürs Herz gegeben wurden. Im Jahr 1700 gab er die *Theses credendorum et agendorum fundamentales* heraus, wo in jedem Capitel sowohl theses doctrinales, als theses morales befindlich sind. Ueber dieses letztere kürzer abgefaßte Lehrbuch pflegte man in Halle gewöhnlich die Glaubenslehre zu lesen \*).

Für die Schulen waren die Lehrbücher zunächst bestimmt, welche Joh. Anastas. Freylinghausen — Frankens Gehülfe im Predigtamt und bey der Direction des Waisenhauses — ge-

8 \* schrie-

\*) Vergl. Anton's eben angeführtes Buch, S. 74.

schrieben hatte. Er beobachtete dabei eine zweckmäßige Abstufung. 1) Die Grundlegung der Theologie schrieb er für die obern Classen des Pädagogiums und der lateinischen Schule des Waisenhauses. Bis dahin war noch kein so brauchbares theologisches Lehrbuch in deutscher Sprache vorhanden gewesen. Es empfahl sich durch Fasslichkeit, durch biblisch-praktischen Vortrag der Wahrheiten, und möglichste Vermeidung der Schulsprache. Er benutzte bey Abfassung desselben vornehmlich Spener's Glaubenslehre, folgte auch der Ordnung dieses Buches in den meisten Artikeln, und rückte zugleich viel gehaltvolle und nachdrückliche Stellen aus Luther's Schriften mit ein. Buddeus ermunterte den Verfasser zur Herausgabe, als ihm der handschriftliche Entwurf dieses Lehrbuchs zu Gesicht gekommen war. Selbst Baumgarten legte es bey dem Vortrag der Glaubenslehre zum Grunde, und schrieb seine Theses theologicas (Halae 1746. 8.) darüber. 2) Ein Auszug aus dem größern Lehrbuch, den er für die mittlern Classen gedachter beiden gelehrt Schulen, und für die obern Classen der Bürgerschulen des Waisenhauses bestimmte, war das Compendium, oder der kurze Begriff der ganzen christlichen Lehre. 3) Zum Gebrauch in den untern Schulklassen schrieb er die Ordnung des Heils in Fragen und Antworten, die dem Compendium als Anhang beygefügt, und auch

nich einzeln herausgekommen ist. Man brauchte sie neben Luther's Katechismus zum Religionsunterricht der Kinder. — Diese Freylinghausischen Lehrbücher wurden ehedem ungemein geschätzt, und ihr Gebrauch war in vielen Schulen sehr gesegnet. Es erfolgten daher in den ersten Jahrzehenden mehrere ungewöhnlich starke Auflagen davon bald nach einander.

3) Symbolische Theologie. Die Halsischen Theologen ließen sichs um so mehr angelegen seyn, die Bekennnißbücher unserer Kirche in besondern Vorlesungen historisch und dogmatisch zu erläutern, da ihnen die Gegner Abweichung von denselben schuld gaben. Wie sie über ihren Werth und Gebrauch gedacht haben, kann man aus folgenden Auszertungen sehen: „Symbolische Schriften müssen nicht zu hoch geachtet, nicht der Bibel gleichgeschätzt werden. Dies ist ein Missbrauch. Denn ihr Ansehn haben sie aus der h. Schrift, und in so fern sie mit der Lehre derselben übereinstimmen. Aber auf einen andern Abweg gerathen die, die sie gering schätzen und nicht lesen wollen. Ein Lehrer der Kirche, und wer sich zum Lehramt vorbereitet, ist in der That verbunden, die Bekennnißschriften seiner Kirche zu studiren, damit er wisse, wozu er sich verpflichten solle.“ — — „Sie sind nützliche Bekennnisse unserer Vorfahren, darin viel zur wahren Gottseligkeit im Leben und Wandel dienliches anzutreffen ist; und man

man erblickt in ihnen die ersten milden Strahlen des reinern Lichts, das uns nach einer langen Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens aufgegangen ist. Jedoch, der h. Schrift ist nichts gleich: diese hat den Vorzug vor allen menschlichen Büchern. Auch die symbolischen Schriften müssen wir aus der Bibel prüfen; und wenn und weil wir sie mit derselben in der Lehre einstimmig finden, gern in Gehorsam dabei bleiben. — Ueberhaupt sollen wir von unseren Lehrern nichts annehmen und glauben um ihrer selbst willen, sondern nur in so fern sie uns aus der h. Schrift überzeugen. Wir müssen also nicht in ihnen, sondern Christus in ihnen glauben. Das heißt denn zwar durch Menschen, nicht aber von Menschen, sondern von Gott gelehret seyn \*).“

4) Das im siebzehnten Jahrhundert so sehr verschämte Studium der Kirchengeschichte — die vor Korthold's und Fettig's Zeiten auf lutherischen Universitäten niemand lehrte — wurde den studirenden Theologen dann besonders zu treiben anempfohlen, „wenn sie erst in der Glaubenslehre und Moral einen guten Grund gelegt hätten\*\*).“ Spener war zwar auch der Meinung, daß die studirenden Theologen in der Kirchengeschichte nicht fremdspringe seyn dürften, und daß ihnen die Kenntniß der selben

\*) Spener's praef. ad tabb. hod., S. 1047. und Gestalt eines wurd. Stud. th., S. 1140 f.

\*\*) Franckens Idea, S. 266.

elben nützlich sey \*): indessen scheint ihm doch im vorigen Jahrhundert die Brauchbarkeit derselben in ihrem ganzen Umfang noch nicht so eingeleuchtet zu haben, wie den ersten Hallischen Lehrern, deren Einsichten hierin durch Korthold's, Fittig's, Thomasius und Arnold's Vorarbeiten schon merklich erweitert waren. „Das Studium der Kirchenhistorie — schreibt Franke \*\*) — breitet seinen Nutzen im ganzen theologischen Studio aus. Man kann es bey der Schrifterklärung nicht entbehren, und es ist vornehmlich in der Polemik wichtig; auch lernt man prudentiam ecclesiasticam daraus. — Besonders müssen Studirende die neuere Kirchenhistorie recht inne haben, was sich von Luther an bis auf die neuesten Zeiten für eine Folge der rechtschaffenen Verwaltung des Lehramts gefunden, um in die Fußstapfen dieser treuen Zeugen der Wahrheit zu treten. — Es würde nicht hinreichen, wenn einer Theologie studiren wollte nach einer Methode, die vor hundert oder mehr Jahren von Theologen vorgeschrieben ist: sondern wenn jemand recht methodisch studiren will, so muß er die ganze Disposition seines Studirens auf den gegenwärtigen Zustand der Kirche richten.“

Es gehörte nicht in ihren Plan, die Zuhörer in tiefe gelehrte Forschungen einzuführen, sondern ihre Bemühung ging eigentlich dahin, daß sie aus der



Kir-

\*) Praef. ad tabb. hodol., S. 1051.

\*\*) Idea, S. 121. 258. Lect. paraen. III, 201. 203.

Kirchengeschichte christliche Klugheit und Lehrweisheit lernen, sich vor Abwegen und Verirrungen hüten und den aufgestellten guten Beyspielen folgen sollte. Bey Materien, die hierauf führten, pflegten sie am längsten zu verweilen. Einige Fragmente nachgeschriebener Collegienhefte aus jener Zeit, die ich hier vor mir liegen habe, beweisen es deutlich, daß sie immer von diesem Gesichtspunct ausgegangen sind. Sie huben aus den *Centuriis Magdeburgensisibus* aus Osianer, Arnold und andern damals vorhandenen Hülfsmitteln hauptsächlich das heraus, was zu diesem Zweck diente, und begleiteten es mit praktischen Bemerkungen aus dem reichen Schatz ihrer eigenen Erfahrung. So suchten sie den Missbrüche dieses Studiums vorzubeugen, die sie sehr wohl kannten, wie aus folgenden Stellen ihrer Schriften erhellt „Wenn man Acht darauf giebt, was die Leute oft mit so vieler Mühe aus der Kirchenhistorie zusammen raffen, so sieht man, es sey fast alles dahin gerichtet alles ungewiß und zweifelhaft zu machen: darum lassen sie sichs so sauer werden! Indessen bleib das Studium selbst in seinem hohen Werth. Den die Historie ist eine große Hülfe für die Theologie und ein Geschichtschreiber ein großer Diener der Theologie \*).“ — „Gewöhnlich aber treibt man die Kirchenhistorie nur so, daß man allein auf die äußeren Veränderungen sieht. Dies macht die Sachen nich-

icht aus ; das heißt nicht theologisch die Kirchen-  
geschichte behandeln ; sondern man muß darin vor-  
nehmlich auf Gottes Weisheit, Wege und wunderbare  
Berichte merken, und die Zeichen der Zeit daraus be-  
rtheilen lernen, nicht nur theoretisch, sondern  
auch praktisch \*). — Ein neuerer Schriftsteller,  
der mit den Theologen aus dieser Schule auf einem  
Grunde hauete, faßt alles das, worauf ihre Bemü-  
hungen und Wünsche bey dem Studium der Kirchenge-  
schichte vornehmlich gingen, in folgenden Worten  
kurz zusammen : „Hätte man eine Kirchenhistorie, die  
mit Hintersetzung der Dinge, die mehr zur Welt,  
als zu einer im eigentlichen Sinn genommenen Ge-  
meinde Christi gehören, von den Verborgenen des  
Herrn, von den Zeugen des Evangelii, von den klei-  
nen Gemeinden Jesu Christi, und wie die aufeinan-  
der gefolgt, wovon man nur bald hie, bald da, bald  
dort etwas aufgezeichnet findet, die möglichste Nach-  
richt gäbe — was wäre die werth \*\*) !“

5) Ueber die Polemik und deren Gebrauch  
erklärte sich Spener so \*\*\*): „Sie lehrt, wie man  
die Glaubenslehre gegen Irrthümer zu vertheidigen,  
und diese zu widerlegen habe. Es müssen Männer  
seyn, die sie treiben; aber sie ist nicht allen gleich noth-  
wendig. Nicht alle müssen zum Krieg angewöhnt wer-  
den.

\*) Franke, Lect. paraenet. II, 331.

\*\*) Spanberger, in der Idea fidei Fratrum, S, 531.

\*\*\*) Praef. ad tabb. hodol., S, 1048, 1050.

den. So wie in der bürgerlichen Gesellschaft einige beständig Kriegsdienste thun, andere aber als friedlich Bürger leben: so ist es auch mit den Gottesgelehrten. Sie sollen zwar die Wissenschaft der theologischen Streitigkeiten nicht ganz als Nebensache treiben: aber nur wenige haben nöthig, sie zu ihrer Hauptbeschäftigung zu machen. Für die, welche nur kurze Zeit auf Universitäten verweilen, ist es genug, wenn sie die Glaubenslehren recht gefaßt haben, bey deren Abhandlung die entgegenstehenden Meinungen auch kürzlich berüthigt zu werden pflegen. Brauchen sie einst in ihrem künftigen Berufe mehr, so können sie es leicht durch eigene Fleiß nachholen, wenn sie nur vorher in der Glaubenslehre, und sonderlich in der heil. Schrift gründlich unterwiesen sind. Unverstand aber und verfehlte Ordnung ist es, auf Universitäten die Streitigkeiten zu treiben, und das Studium der h. Schrift auf künftige Zeiten zu versparen.“ So wahr untreffend dies alles gesagt ist, so sehr war es den herrschenden Meinungen und Gewohnheiten jener Zeiten entgegen. Denn Polemik war in diesem streitsüchtigen Zeitalter das Lieblingsstudium auf Universitäten und viele, die in den fünf bis sechs Jahren ihres akademischen Aufenthalts nie ein Ezegeticum, nie Moral und Kirchengeschichte hörten, gingen doch Jahr aus Jahr ein in polemische Collegia.

Zur Führung der Streitigkeiten selbst gab Specht sehr heilsame Vorschriften, mit beständiger Hin-  
sicht

ht auf die Missbräuche seines Zeitalters. Man müsse  
im Verlauf jeder Errung und Spaltung aus glaub-  
würdigen Quellen erzählen, der näheren Veran-  
lassung dazu in der Geschichte nachspüren, den ei-  
gentlichen Streitpunkt genau bestimmen; und deutlich  
zeigen, wie die Thesis gegen die Antithesis zu behaupten  
ist. Bey den Streitigkeiten mit Irrenden solle man  
nicht bloß auf Überzeugung des Verstandes antragen;  
nach ihr Herz müsse mit ins Interesse gezogen, und  
alles zum rechten Zweck, nämlich zur Besserung des-  
selben, hingelenkt und angewendet werden. Diese  
Absicht werde am sichersten erreicht, wenn man den  
Ursprung der mehresten Verirrungen in der Ver-  
derbtheit des menschlichen Herzens auftüche.  
Dadurch könne auch verhütet werden, daß kein Zank-  
geist und Sectenhaß — der aus diesem Studium so  
leicht entstehe — im Herzen wurzele; vielmehr ge-  
wöhne man sich, die Irrenden als Kranke anzusehen,  
über die man nicht zürnen dürfe, sondern denen man  
das Mitgefühl eigner Krankheitsschwäche zu Hülfe  
eilen müsse. „Ich habe nichts rathsamer gefunden —  
sagt Anton \*) — als bey allen Streitigkeiten dar-  
auf zu weisen, daß ein jeder die Saamen der Freihü-  
mer in seinem eigenen Herzen aufzusuchen habe; wes-  
wegen man also nicht erst nach Rom oder Paris rei-  
sen darf. . . Und ich bin noch der Meinung, daß  
wenn

\*) Im Coll. antithet., S. 3. Vergl. Frankens Idea,  
S. 267.

wenn man hierauf mit Ernst Rücksicht nähme, da Studium der Polemik nicht so widrig und unfruchtbarey seyn würde, als es bisher gewesen ist, da man nur darauf gedacht hat, sich hervorzuthun, die Leute brach herunter zu machen, und wie auf einem Fechtboden zu agiren; wodurch auch das Studium polemicum fast infam geworden ist. Aber auf die besagte Weise könnte diesem Studio Heil wiederaufzufahren, daß es dienste zur Gesundheit aller Völker.“

Nach diesen Grundsätzen las D. Antonius in Halle theils über die speciellern Streitigkeiten, theils über die allgemeine Polemik. Seine Collegen waren darin mit einander übereingekommen, ihm diese Vorlesungen aufzutragen. Denn auf seinen Reisen durch Portugal, Spanien, Frankreich und Italien, die er in den Jahren 1687 bis 89 mit dem damaligen jungenen Churprinzen und nachmaligen König von Polen August, als Reisehofprediger machte, hatte er sich oft in Religionsgespräche eingelassen, und Gelegenheit gehabt, sowohl den Religionszustand ins Ganze als auch die Meinungen und Streitigkeiten einzelner Parteien genau kennen zu lernen. Er pflegte daher auch von den auf Reisen gemachten Beobachtungen und Erfahrungen in seinen Collegien mancherley interessante Nachrichten mitzutheilen. Seine polemischen Vorlesungen hat ein ehemaliger hiesiger Prediger, J. U. Schwenzel, aus nachgeschriebenen Collegienheften herausgegeben, unter dem Titel: D.

Paul.

*1. Antonii Collegium antitheticum universale,*  
*ch der in den thesibus Breithauptianis be-*  
*zlichen Ordnung der Materien, anno*  
*18 und 1719 gehalten. Halle, 1732. 4.*

Uebrigens rieth man den Studirenden, daß sie in kleine Gesellschaften vereinigen, und daß wichtigste von dem, was sie in den theologischen Collegien erlernt hätten, gemeinschaftlich wiederholen möchten, d. zwar lateinisch, damit sie auch im Reden dieser Sprache Fertigkeit erlangten. Man schlug ihnen vor, insonderheit die polemischen Lectionen so zu wiedeholen, daß einer die Einwendungen vortrüge, und der anderer sie beantwortete. Und dieser Rath wurde von vielen mit Nutzen befolgt \*). Auch wünschte man, daß sie an den Disputirübungen, die er öffentlich und privatim häufig gehalten wurden, teilnehmen möchten. „Denn es hat seinen großen Nutzen, daß sie lernen, ihre Zweifel ordentlich und geschickt vortragen, auch anderer Zweifel assumiren und mit Bescheidenheit beantworten: da sie durch diese Uebung ihren Verstand schärfen, und bessern Widerspruch in Schranken und gehöriger Gewöhnung zu bleiben gewöhnt werden \*\*).“

III. Die ersten Hallischen Lehrer ließen sichs  
 ornehmlich angelegen seyn, den Studirenden nähere  
 Inleitung zur zweckmäßigen und gesegneten Führung

\*) Frankens Lect. paraen. IV, 138.

\*\*) Dessen Idea, S. 279.

rung des evangelischen Lehramts zu geben und stifteten zu ihrer Vorbereitung und Uebung verschiedene nützliche Anstalten.

„Die Amtsverrichtungen eines Predigers unter dem Volk bestehen darin, theils daß die Jugend in den Anfangsgründen der Religion, oder in der catechetischen Erkenntniß treu und weislich unterrichte werde, theils in öffentlichen Lehrvorträgen von verschiedener Art, theils in Wahrnehmung der besondern Gelegenheiten und Zusprüche, um den Zuhörer den wahren Glauben ins Herz zu pflanzen, und die Früchte desselben bey ihnen zu befördern \*).“

Auf diese drey Hauptpunkte richteten sie ihre Aufmerksamkeit bey dem Geschäft der Vorbereitung künftiger Lehrer.

1) Sie machten ihre Schüler mit dem ganzen Umfang der wichtigen Pflichten des evangelischen Lehramts bekannt, und gaben ihnen die treueste Anweisung, wie sie denselben ein Gnüge zu leisten hätten. Ihre Anleitung aber gründete sich nicht bloß auf Theorie, sondern auch auf eigene vieljährige Amtserfahrung. Franke war zugleich Prediger in Halle, und seine Collegen, Breithaupt und Anton, hatten, ehe sie hieher kamen, an mehr als einem Orte Predigerstellen bekleidet. Sie gaben diesen Unterricht hauptsächlich in den sogenannten Pastoral-

\* ) Spener's Bedenken, Th. IV. S. 188. Vgl. Steinmeck Sammlung, Th. I. S. 1104.

lectionen, deren Hauptinhalt in Frankens  
lonitis pastoralibus kurz dargestellt ist \*). Doch  
hränkten sie ihn nicht allein auf diese ein. Denn  
allen Vorlesungen ging ihre Absicht dahin, zu zei-  
gen, was für Nutzen die vorgetragenen Sachen im  
ehramt hätten, und wie sie da angewendet werden  
küsten. Es kamen also in den exegetischen, dog-  
matischen und moralischen Lectionen viele Beimerkun-  
gen dieser Art vor; besonders aber waren, wie wir  
sehen (S. 75 — 79.) gesehen haben, die ascetischen  
und parænetischen Stunden hiezu gewidmet.

2) Ihre Homiletik, oder Anweisung zum  
redigen, und die damit verbundenen Uebungen,  
waren von den damals gewöhnlichen sehr verschieden.  
Spener sah das Studium der Homiletik, wie es  
in seiner Zeit auf den meisten protestantischen Univer-  
täten getrieben wurde, mit Recht als eins der vor-  
nehmsten Hindernisse der wahren Gottesgelehrsamkeit  
an. Gewöhnlich ließen die studirenden Theologen das  
ihre erste und letzte Sorge seyn, nur die Predigtkunst  
zu treiben, um daraus die Art und Weise zu lernen,  
wie sie zu reden hätten; unbekümmert um das,  
was sie einst reden sollten. Denn sie vernachlässigten  
das Studium der Glaubenslehren und Lebenspflichten,  
vorin sie die Materialien zum Kanzelvortrag fanden:  
nur die Form lag ihnen am Herzen, das Kunststück

der

\*) Vergl. S. 82.

der Einrichtung, der Theilung, der Erweiterung gehörig zu erlernen. Sie hielten recht abergläubisch auf die Beobachtung dieser Zwangsgesetze, und gingen beständig in ihren selbst angelegten Fesseln. Spener sagt daher: „er achtet es für keine Schande, frey zu bekennen, daß er sein Lebtag in kein Collegium homileticum gegangen sey, noch je eine Orationem ecclesiasticam gelesen habe \*).“

Wer nicht das Lob der Beredsamkeit, sondern die Belehrung und Besserung seiner Zuhörer zum einzigen Ziel seiner Bemühungen mache, dem sey es von allen Dingen um einen reichen Vorrath der Erkenntniß göttlicher Dinge zu thun; er wende seinen Fleiß besonders auf das Studium der h. Schrift, der Glaubenslehren und Lebenspflichten. Die Kraft des Vortrags hänge von der innern Stärke der Sachen und dem ernstlichen Eifer des Lehrers ab. Die Vorschriften der Rednerkunst dienten ihm nur dazu, daß er sich gewöhne, seine Gedanken richtig, deutlich und ordentlich auszudrücken. Es könne aber den angestehenden Lehrern nicht genug eingeschärft werden, daß sie nicht im Rednerton, nach Aristoteles rhetorischen Vorschriften, sondern im Lehrton zu predigen hätten, und daß sie sich zweckmäßiger Popularität befleißigen müßten.

Dieses

\*). M. s. außer der Vorrede zu den tabb. hodol., S. 1052f. die Steinmeckische Sammlung, Th. I. S. 1090.

Dieses waren die Ideen, von denen auch die  
allischen Theologen ausgingen. Wir wollen Fran-  
zen selbst darüber hören. „Viele Lehrer sind dahin-  
kommen, daß sie auf eine geistliche Rednerkunst  
dacht sind, gleich als wenn in der Kirche Gottes  
ledner seyn sollten. Darauf ist es gar nicht anz-  
sehen. Vater sollen wir seyn. Der Lehrer muß  
ine Zuhörer wie ein Vater zu allem Guten ermah-  
en — und seine Ermahnungen einrichten, wie es  
um's Herz ist, um das Verlorne vom Verder-  
en zu retten. Bey dem Vater im Hause kommt es  
icht darauf an, daß er oratorisire, und schöne Re-  
cen halte von der Erziehung der Jugend, oder von  
en guten Sitten u. dergl.“ — — „Ein Lehrer  
ißt die Art derjenigen Bäume haben, die zwar hoch-  
ewachsen sind, aber doch ihre Zweige ausbreiten,  
nd herab auf die Erde hangen lassen, damit die,  
ie unten gehen und nicht hinaufsteigen können, doch  
on ihrer Frucht etwas erreichen und genießen kön-  
nen.“ — „Das ist aber das gemeine Uebel: was  
ir im Amte alle Tage brauchen, das lernen wir  
icht; denn es ist uns zu gering: und was wir auf  
Universitäten gelernt haben, das wissen wir hernach  
icht mit Nutzen zu gebrauchen. — Das Princ-  
pium, das man insgemein hat, man müsse sich nach  
dem Auditorio richten, wenn es nämlich ein  
gelehrtes Auditorium sey, so müsse man auch etwas  
Gelehrtes vorbringen, ist ein höchst schädliches Prin-  
cipium.  
Knapp's Leben gel. Mdaer. 9

cipium. Wenn der Heiland die Pharisäer vor sich hatte, da hatte er ein gelehrtes Auditorum: aber sagte ihnen so deutlich und einfältig, woran es ihnen fehle, als es ihnen nur immer gesagt werden kommt. So soll man es auch machen, und bey dem Haupteck bleiben, man mag Gelehrte oder Ungelehrte vor sich haben \*).“

S)

\* Grankens Lect. par. VII, 498. 500 f. I, 73. 187 Idea, S. 123. — Eben so dachte Luther. „Wenn ich in Wittenberg predige, lasse ich mich aufs tiefste hineunter: sehe nicht an die Doctores und Magistros, die in die vierzig darinnen sind; sondern auf den Haufen junger Leute, Kinder und Gesinde. Denen predige ich nach denselben richte ich mich: die bedürfens! Wollen es die andern nicht hören, so steht die Thür offen. — Mir und Philippo darf keiner predigen; wiewohl wir auch etwas daraus lernen können, das uns vonnthalten ist. Man muß nicht predigen und tapfer her schreiben mit großen Worten, prächtig und kunstreich, daß man sehe, wie man gelehrt sey, und seine Ehre sucht. O nein! hier gilt's nicht. — Das fehlt gemeiniglich allen Predigern, daß sie predigen, daß das arme Volk gar wenig daraus lernt. Einfältig zu predigen ist eine große Kunst. Christus thut's selber. — Demnach sollte alle deine Predigten aufs einfältigste seyn; und sich nicht an den Fürsten, sondern auf die einfältigen, gräben und ungelehrten Leute, welches Tuchs auch der Fürst seyn wird. Wenn ich in meiner Predigt sollte Philippum Melanchthonem und andere Doctores ansehen, so mache ich nichts Gutes: sondern ich predige aufs einfältigste den Ungelehrten, und es gefällt Allen. Kann ich denn griechisch, hebräisch &c., das spare ich, wenn wir Gelehrten zusammenkommen: da machen wir's so krause, daß sich unser Herr Gott drüber verwundert.“

Noch

3) Zu den homiletisch-praktischen Col-  
giis wurden nur diejenigen zugelassen, die in der  
theologie schon einen guten Grund gelegt hatten,  
und mit den Regeln der Homiletik bekannt waren.  
Im Anfang hörten sie bloß den Vorträgen der Geüb-  
ten und den Censuren des Lehrers darüber zu, um  
die Anwendung der homiletischen Vorschriften zu ler-  
nen; hernach erst wurde ihnen erlaubt, selbst einen  
Versuch im Predigen zu machen \*). — Die bey  
en Waisenhausschulen als Lehrer angestellten Stu-  
denten hatten überdem die erwünschteste Gelegenheit,  
d in erbaulichen Vorträgen von verschiedener Art,  
or Kindern und vor der grösseren Jugend zu üben.  
Den Entwurf und Hauptinhalt dieser Vorträge schrie-  
ben sie eigenhändig in ein dazu bestimmtes Buch,  
as den Directoren von Zeit zu Zeit zur Durchsicht  
übergeben wurde; und bey den Vorträgen selbst war  
gewöhnlich ein Schulinspector gegenwärtig, der,  
wenn es nothig war, dem Lehrer hernach privatim  
eine Bemerkungen darüber mittheilte.

Die unreisen und im Christenthum selbst noch  
nicht genug befestigten Studenten warnte man nach-  
drücklich vor dem frühzeitigen und voreiligen

9\* Prez

Noch mehrere Stellen dieser Art findet man in der kleinen lebenswürdigen Schrift: Luther's Gedanken über die Verwaltung des evangelischen Pres-  
digtsamts, aus seinen Schriften herausge-  
zogen von C. G. Frohberger. Leipzig 1793. 8.

\*) Frankens Idea, S. 278.

Predigen. „Solche unnütze Schwätzer, — die auf die Dörfer laufen, oder sonst hie und da Prediganten abgeben wollen, sind vor Gott ein Greuel und dem Lehramt eine Schande; der ganzen Kirche aber keine nützliche, sondern schädliche Leute \*).“

4) Noch eine andere Art von Vorübungen brachte Spener in den *piis desideriis* und anderen Schriften \*\*) in Vorschlag, und erwartete davon vielen Segen. Dies waren die biblischen Uebungsstunden der studirenden Theologen untereinander *Collegia biblica*, oder *Exercitationes biblicae*. Sein Plan dazu war folgender: Es vereinigen sich die Studirenden in verschiedene kleine Gesellschaften, um ein biblisches nicht allzu schweres Buch, und zwar zuerst aus dem Neuen Testamente, mit einander durchzulesen und zu betrachten, damit sie eine Fertigkeit erlangen mit der heil. Schrift umzugehen. Vor allen Dingen muß der Wortverstand mit Anwendung aller dazöndthigen Hülfsmittel erläutert werden. Doch ist es nicht rathsam, bey dem Dunkeln zu sehr zu verweilen, als wenn alle Schwierigkeiten auf einmal überwunden werden müßten. Hierauf sind die im Text liegenden theoretischen und praktischen Wahrheiten herauszuziehen und zu entwickeln. Bisweilen — denn dies muß nicht immer geschehen — kann auch ein

---

\*) Frankens Idea, S. 279.

\*\*) Man sehe z. E. die Praef. ad tabb. hodof., S. 1059, und die theolog. Gedanken, Th. IV. S. 180 f.

erzer Entwurf zu einer Predigt gegeben werden. Es ist hauptsächlich auf die Erbauung zu richten, und die theoretischen Materien müssen beständig zur That gezogen werden. Hier ist nicht der Ort, in lehrte Forschungen einzugehen; sondern es soll gezeigt werden, wie jeder in einer Schriftstelle liegende Punct zur Ermunterung und Befestigung im Guten, zum Trost und zur Beruhigung diene. In den Versammlungen thut jedes mal einer den Hauptvortrag. Wenn dieser geendigt ist, so steht es den brigen Mitgliedern der Gesellschaft frey, noch etwas zur Erklärung des Textes, oder zur Erbauung hinzuzusetzen. Hiezu kann es nie an Stoff fehlen, indem vorausgesetzt wird, daß sich jeder auf die zu erläuternde Schriftstelle auch dann vorbereite, wenn er nicht selbst den Hauptvortrag hält. Die Versammlungen sind mit einem kurzen, dem Inhalt der Rede angemessenen Gebet anzufangen und zu beschließen. Alle müssen sich dazu gewöhnen, daß sie während eines Vortrags und auch nach Endigung desselben die Zueignung der Wahrheiten auf sich selbst machen, und sich prüfen, wie ihr Herz dagegen gesinnt sey, ob sie davon fest überzeugt sind, und ob sie alles so sey sich finden, wie es in der heil. Schrift vorgeschrieben ist. Es ist auch von sehr großem Nutzen, wenn sich zwey oder drey Freunde dazu vereinigen, vertrauliche Prüfungen untereinander anzustellen.

Zu

Zu Ausführung dieser Vorschläge verbanden sich zuerst die drey Magister, Anton, Franke und Schade in Leipzig 1686, und Anton erhielt, auf sein Ansuchen, von Spenern eine nähre schriftliche Anleitung dazu, aus der ich so eben einen Auszug mitgetheilt habe. Dies waren die *Collegia philobiblica*, oder *philobiblica*, die damals so großes Aufsehen machten, und den ersten Unternehmern viel Spott und Verdruck zugeogen. Von der Zeit an begann eine große Erweckung unter den Studirenden in Leipzig. Die meisten, die an diesen Uebungen Anteil nahmen, wurden von einem solchen Ernst und Eifer belebt, daß man bis dahin auf Universitäten noch kein Beispiel dieser Art gesehen hatte. Ein Gleichtes geschah hernach in Halle, und späterhin in Jena, nachdem Buddeus (1705) von Halle dahin gekommen war. So ging also Spener's zuverlässliche Hoffnung, daß hiedurch insonderheit rechbrauchbare und erbauliche Prediger gebildet werden würden, zu seiner Freude vollkommen in Erfüllung. Seitdem diese Bibellectionen aufgehört haben, ist der Eifer der Studirenden erkalten; und jene Universitäten haben der Kirche nicht mehr so viel fromme und geübte Lehrer zugezogen als damals, da sie noch im Gange waren.

Die *Collegia biblica* in Halle wurden unter der Direction der theologischen Facultät gehalten, doch so, daß nicht der geringste Zwang dabeystand.

Sie

e bestanden aus verschiedenen kleinen Gesellschaften, wöchentlich in einer oder mehreren verabredeten unden zusammen kamen. Einer der Geübteren, B. ein akademischer Privatdocent, oder ein Inspector vom Waisenhouse, führte dabej die Auffsicht, d gab Erinnerungen, wenn sie nöthig waren. Auch Anfänger im theologischen Studium wurden erzählt, diese Versammlungen fleißig zu besuchen. fangs aber waren sie nur Zuhörer, und sie mußten erst das volle Vertrauen ihrer Lehrer und Commissionen erworben haben, ehe sie unter die Zahl derer, Vorträge hielten, aufgenommen wurden \*).

5) Anleitung zum Catechisiren und catechetische Uebungen. Eine der vornehmsten Beziehungen Spener's ging dahin, den zu seiner Zeit äußerst mangelhaften Volks- und Jugendunterricht in der Religion zu verbessern; und die verbesserte Methode desselben in der protestantischen Kirche Uebung zu bringen. Von den Grundsätzen, die dabei befolgte, findet man in den theologischen Bedenken ausführliche Nachricht; und das sehr vollständige Register dazu weiset die Hauptstellen nach, unter den Artikeln: Catechisation, Catechismus, Catechismusregimen. Das Wichtigste,

\*) Mehr davon findet man in Frankens Idea, S. 269 f. und in der ausführlichen Schrift: *Methodus exhortationum biblicarum, quae consilio et auctoritate Ordinis theol. in academia Halensi inter theologiae Studiosos instituta et instituenda sunt.* Hala, 1707.

tigste, was hier und in andern Spenerischen Werken zerstreut davon vorkommt, hat ein Ungekannter geordnet, und in Form eines Gesprächs unter dem Titel herausgegeben: D. Spener's Gedanken über die Catechismusinformation, Halle, 1715. 12., und Steinmeß hat diesen Aufsatz auch in seiner Sammlung der kleinen geistlichen Schriften mit aufgenommen\*). — Die für Catecheten bestimmten und an Materialien sehr reichhaltigen Spenerischen Catechismustabellen hat D. Prictius aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt und mit Zusätzen vermehrt. Frankfurt a. M. 1717. 8.

Die Gedanken der ehemaligen Hallischen Lehrer über den Werth und Nutzen der catechetischen Unterweisung im Predigtamt und Schulunterricht, weiß ich nicht stärker und einleuchtender, als mit Frankens Worten auszudrücken. Möchten sie doch auch in unsrer Zeiten — wo viele Studirende so wenig Sinn für dieses alles haben — beherzigt werden! „Die Studiosi werden künftig in ihrem Amte befinden, wenn sie Jahr aus Jahr ein gepredigt haben, daß die Zuhörer aus ihren Predigten, auch von solchen Dingen, die sie ihnen wohl hundertmal gesagt haben, so wenig gefaßt haben, als wenn sie es ihr Lebtag noch nicht gehört hätten, und das alles aus Mangel der Catechisationen. Denn weil es mit den Predigten nicht so geht, wie etwa in Schulen, da-

\* ) Th. I. S. 1171—1224.

in von Zeit zu Zeit Examina hält: so verlassen  
h die Leute darauf, wie sich etwa die Schüler dar-  
f verlassen und faul werden würden, wenn kein  
amen angestellt würde. Die meisten Menschen  
ben so wenig Fassungskraft, daß wenn ein Periode  
sagt ist, sie ihn schon wieder vergessen haben: sie  
kommen, indem sie zuhören, fremde Gedanken, und  
mmen aus der Verbindung heraus. Sie erlangen  
so keine rechte Einsicht in die Ordnung des Heils. —  
er Prediger wird der Sache durch kein anderes Mit-  
helfen und rathen können, als durch die Catechiz-  
tion. Es ist also das Vornehmste, nicht nur im  
chulamt, sondern auch im Predigtamt, den Leuten  
n Catechismus recht zu lehren und zu erklären.  
aher ist selbst in den Predigten immer auf den  
itechismus Rücksicht zu nehmen. Hätten nun Stu-  
doi theologiae hier einige Jahre zugebracht und alle  
eologische Collegia gehört, aber nicht catechisiren  
lernt, so wären sie zur Hauptfache, die sie einst  
un sollen, ungeschickt, und dieser Mangel würde  
e meiste Frucht ihres Amtes verhindern. — Ver-  
indige werden ihre Gelehrsamkeit nur in so weit  
rägen, als sie brauchbar ist, und wahrer Nutzen  
mit geschafft wird. — Es ist ihnen große  
chande, wenn sie die hiesige gute Ge-  
genheit dazu, nicht benügen. Im Anfang  
r Universität wußte man das mehr zu schätzen:  
ach dieser Zeit sind sie mehr auf äußerliche Wissen-  
schaf-

schäften verfallen, und haben die Catechisation verachtet.“ Dies sagte er in einer paränetischen Vorlesung \*), im Jahr 1710; und jetzt noch immer ist es ein Wort, zu seiner Zeit geredet.

Er machte die Studirenden auch noch auf andere erhebliche Vortheile dieser Uebung aufmerksam „Ich versichere, wenn einer die Glaubenslehren sich recht imprimiren will, so kann er es nicht besser thun als durch Catechisationen. Denn da kommen die wichtigsten Lehren vor; und indem sie da populär müssen vorgetragen werden, und indem alles in viele Fragen zerlegt wird, und die Antwort der Schüler bald so, bald anders fällt, so wird einem dadurch der Satz viel heller und leichter, und man lernt die Beweise besser einschenken, als da man sie im Collegio theticco hörte \*\*).“

Die vorhin erwähnte gute Gelegenheit, das Catechisiren zu lernen und sich darin zu üben, hatten die hiesigen Studirenden in dem beym Waisenhouse von Franken mit Zustimmung der theologischen Facultät gestifteten Catechetico, oder catechetischen Institute. Hier wurden sie theoretisch und praktisch so angeleitet, wie damals in keiner Anstalt auf andern Universitäten geschah. Der nächste Zweck war, Lehrer für die Schulen des Waisenhauses darin einzuziehen, und ihre Kenntnisse und Lehrgaben zu prüfen.

\*) Lect. par. IV, 227—232. Vergl. Idea, S. 241.

\*\*) Lect. paraen. am a. D.

rüfen; daher auch alle sogenannte Präparandi-Mitglieder dieses Instituts waren \*). Aber auch andere, die nicht mit dem Waisenhouse in Verbindung standen, konnten unentgeltlich daran Antheil nehmen, wenn sie bey Franke um Erlaubniß ansuchten. In jeder Woche waren vier bis fünf Stunden dazu ausgesetzt, die von dem Oberinspector der Bürgerschulen des Waisenhauses gehalten wurden. So bald die nächstigen Regeln gegeben waren, catechisirte er zuerst selbst Kinder von verschiedenen Kenntnissen und Alter in Gegenwart der Studenten, um ihnen die Einwendung der Regeln zu zeigen. „Dadurch wurde — wie Franke es ausdrückt — das donum catecheticum des Lehrers tief in ihre Gemüther eindrückt; es theilte sich ihnen unvermerkt mit, daß es ihnen nicht schwer wurde, es nachzuahmen.“ Dieses geschah etwa vierzehn Tage lang. Dann stand es den Zuhörern frey, sich selbst zum Catechisiren der Kinder zu melden. Anfänglich wiederholten sie nur in den dazu ausgesetzten Stunden die catechetischen Vorträge des Inspectors; und dieser fuhr dagegen in andern Stunden fort, ihnen vorzucatechisiren. Letzteres hörte auf, so bald sie mehr Uebung erlangt hatten, und sie hielten nunmehr im Beyseyn des Inspectors eigene Catechisationen über einen ihnen vorgeschriebenen oder selbstgewählten Gegenstand, worauf sie sich zu Hause vorbereitet hatten. Der jedesmalige

<sup>\*)</sup> Vergl. S. 50 und 51.

malige Vortrag des Catecheten würde in Abwesenheit der Kinder von dem Inspector vor den übrigen Zuhörern censirt. Auch darauf sahe man sorgfältig, daß sie den Catechismus auf verschiedene Art, nach den Bedürfnissen der Catechumenen, behandeln lernen, wie es sich für die ersten Anfänger, für die Übtern und für die Mittelklasse schickt. Daher wurden immer Catechumeni von verschiedenem Alter, Fähigkeiten und Kenntnissen ausgesucht. — Dieses nützliche Institut, das noch jetzt fortdauert, hat Franke im Anhang zu seiner Idea Studiosi theol. (S. 237 — 250) ausführlich beschrieben, und man findet da zugleich viel Lehrreiches und Erfahrungsmäßiges über catechetischen Unterricht und catechetische Methode beyzammen.

In den Schulen des Waisenhauses selbst hatten die so vorbereiteten Lehrer die beste Gelegenheit, sich im Catechisiren, so wie im gesammten Jugendunterricht, unter beständiger Aufsicht und Zurechtweisung zu üben: und bey der großen Menge der Schulkinder, die eine Abtheilung derselben in mehrere Classen nothig machte, konnten immer sehr viele dazu gelangen. „Aber es ist darin ein großer Selbstbetrug, daß sich manche für glücklich halten, weil sie so viel eigene Mittel haben, daß sie nicht bedürfen Information anzunehmen, und diejenigen für unglücklich schäzen, die so arm wären, daß sie Kinder informieren.“

iten müsten. Insgemein sind das die untüchtesten Leute zum Lehramt, die sich nicht in der Bildung der Jugend geübt haben. Sie wissen nicht, ob sie den Unterricht angreifen sollen. Hingegen kann man einen solchen bekommen, der arm gewesen, und durch seine Armut noch irgend dazu angetrieben worden, daß er eine Information angenommen, in den Kindern den Catechismus beyzubringen: kann er hernach, wenn er ins Lehramt kommt, es leisten, was das Vornehmste darin ist." — Ein gewissenhafter Studirender übt sich indessen im Catechisiren und andern Theilen des Unterrichts nicht nur wenn er durch Armut dazu genöthigt wird, sondern auch wenn er für sich zu leben hat; und er thut es nicht bloß um seines Vortheils willen, sondern es ist ihm ein wahrer Ernst, seine Schüler zur rechten Erkenntniß Christi anzuleiten \*)."

---

Die Leser werden in dem allen, was in diesem Aufsatze gesammelt ist, so vielfachen Stoff zu lehrreichen Betrachtungen gefunden haben, daß ich nicht nothig habe, sie bey dem Schluß desselben erst darauf aufmerksam zu machen, zumal, da im Vorhergehen den so oft Winke dazu gegeben sind.

Es genügt mir daher, von dem gesegneten Erfolg der hier beschriebenen Bemühungen der ehema-

---

ligen

\* ) Franckens Lect. par. IV, 35. und Idea, S. 130. vergl.  
S. 272.

ligen Hallischen Lehrer noch Folgendes, größtentheil mit Franken's eigenen Worten, anzuführen. „Sie der hier Studirenden erkannten den eigentlich Hauptzweck unserer Arbeit, sie bekehrten sich von Herzen und gingen in eine gründliche Selbstverleugnung ein. Sie setzten alle Absichten auf zeitlichen Vortheil, Reichthum, Ehre vor der Welt, gute Stellung, Kunst ihrer Patronen, künftige Beförderung aus den Augen; wagten es auf alles und ließen es darauf ankommen, daß sie von der Welt verachtet und verworfen würden, ja sie bezeugten darüber eine besondere Freudigkeit, daß sie dessen gewürdigt würden. — Es war unter ihnen eine herzliche Zusammenfassung in der Liebe, sie ermunterten und erweckten sich untereinander. Landsleute, oder Tischgesellschaften vereinigten sich oft, eine gewisse Stunde auszusegen, wo sie zusammen beteten, oder nügliche Betrachtungen anstellten, oder die Bibel zu ihrer Erbauung mit einander lasen; denn das Studium der heil. Schrift trieben sie mit großem Eifer. Auch die Tischgesellschaften ermunterten sich durch erbauliche Unterredungen. Sie bemühten sich, ihren Commilitonen und allen, die um ihnen waren, mit ihrem Wandel, mit Wort und Werken, vorzuleuchten, zu ihrem Heil. Es wurden daher auch viele andere Leute, in den Häusern, wo solche Studenten wohnten, oder speiseten, durch sie zur gründlichen Bekehrung erweckt. . . Durch dieses alles leg-

sie den Grund, daß sie sich einst, wenn sie wieder ihrem Vaterlande zusammenkamen, in ihren Aemt n die Hand boten, in brüderlicher Vertraulichkeit zusammen lebten, einmuthig und im alten Vertrauen, das sie schon auf Universitäten zu einander fast hatten, das Werk des Herrn zu treiben. — ewißlich, es ist mancher, der hier studirt hat und einen andern Ort hingekommen ist, daselbst nicht geworden, so daß fast alles durch einen Menschen erregt worden, die Leute ihre Augen aufgethan, sich gegangen, und erkannt haben, daß man nicht dem verderbten Leben so fortfahren solle. So wurden auch andere Lehrer durch die, so von hier weggegangen, erweckt. Denn wenn jene sahen, daß sie e Lehramt bisher nicht so ernstlich geführt, als diese führten, so vereinigten sie sich mit ihnen, nachdem ihre bisherigen Fehler erkannt hatten \*).“

Die Gegner Spener's hatten zwar viel nachheilige Gerüchte von den Hallischen Lehrern im Auslande verbreitet, die anfangs bey vielen Glaubten fanden: aber seitdem man sich auch auswärts von dem edlichen Sinn und der Brauchbarkeit ihrer Zöglinge durch sichere Erfahrungen überzeugt hatte, änderte sich dies so sehr, daß die hiesigen Theologen, und besonders Francke, von den entferntesten Orten her unablässig ersucht wurden, Arbeiter in Kirchen und Schulen von hier aus zu versenden. Doch war bey den ersten,

\*) Lecti. par. IV, 84 — 87. 108. 110 s. VI, 28.

ersten, die an dieser Erweckung Theil hatten, mehr Lauterkeit, größere Treue, ernstlichere Weltverlehnung, und überhaupt ein besonderer Vorzug in der Kraft des ersten Eifers zu spüren, als in der Folgezeit, da die Zahl der Studirenden zunahm, und die auf Universitäten herrschende Verderben auch hier unendlich, die sich der Theologie widmeten, immer allgemeiner wurde. Franke hielt schon im Jahr 1702 zwei merkwürdige paracletische Vorträge, von denen der Unterschied der gegenwärtigen und ehemaligen Studiosorum theologiae, aus denen ich im Vorhergehenden einiges ausgezeichnet habe, um hier noch folgende Stelle mittheile \*): „Im Anfang der Universität erkannten unsere Studiosi besser, was unser Hauptzweck sey in unsren Lectionen, Predikten, Ermahnungen und Umgang mit ihnen, daß nämlich gründlich zu Gott bekehrt werden möchten. Es fand sich dies so merklich an ihnen, daß ich die Jahresszeit, in der wir jetzt leben \*\*), immer der Zeit zu vergleichen pflegte, da der Saamer der in die Erde gestreuet ist, hervorgeht und den Acker grünend macht. Denn so fand sichs in dieser Jahresszeit, daß wenn neue Studiosi zwischen Ostern und Pfingsten hieher kamen, und denn so ein Vierteljahr ohngefähr das Wort gehört hatten, so kam nicht nur eine

\* ) Im vierten Theil der paraclet. Lectionen, S. 77 bis 118. Die hier angef. Stelle steht S. 77. 80. 81.

\*\*) Er hielt diese Vorträge am 8. und 15. August.

einer und der andere, sondern viele, und gaben zu erkennen, was das Wort an ihren Herzen für Wirkung gehabt; sie fingen an zu bekennen, wie sie Gott herzlich preiseten, daß er sie habe an diesen Ort kommen lassen; sie fingen an zu bekennen, wie sie vorher auf Schulen oder Universitäten ihres Christenthums so schlecht wahrgenommen, wie sie in solchem elenden und verkehrten Zustande gewesen, mit welchen Sünden sie ihr Gewissen beschwert, wie sie sich von ihren Commilitonen hätten verführen lassen, und wieder andere verführt; sie bezeugten, was sie darüber für Traurigkeit in ihren Herzen empfänden, was sie für eine Begierde und Verlangen hätten, daß ihre Seelen gerettet und rechtschaffen zu Gott bekehrt werden möchten; fragten um Rath, wie es doch weiter anzufangen wäre. . . . Diese Bewegungen, die sich um diese Jahrszeit zu finden pflegten, konnte man nicht bequemer vergleichen, als, wie schon gesagt, mit der Zeit, da der Saamen auf dem Acker aufgegangen ist, und ihn gleichsam mit einer grünen Decke bedeckt. — Wenn ich aber unsern gegenwärtigen Zustand ansehe, so muß ich bekennen, wenn ich nach meiner Erkenntniß und Erfahrung reden soll, daß die Studiosi theologiae jetzt unsere Hauptabsicht weniger einzusehen und zu Herzen zu nehmen scheinen, als sie damals erkannt und zu Herzen genommen wurde. Sie meinen, unser Hauptzweck wäre der, daß wir ihnen nur die Köpfe mit Wissenschaft

erfüllten, daß wir ihnen nur so vles beibringen wollten, daß sie einmal ein Mint bekommen, Frau und Kinder ernähren, und sich in der Welt durchbringen könnten: da doch unsere Hauptabsicht ist, daß wir sie zu Christo führen, und Leute aus ihnen machen möchten, in welchen zuerst das Reich Gottes angerichtet werde, ehe sie sich dazu wollen gebrauchen lassen, das Reich Gottes in andern anzurichten. Aber diese unsere Hauptabsicht bleibt dem mehresten Theil meistens verborgen und verdeckt. — Die Wahrheit, die ihnen bezeugt wird, sich rechtschaffen zu Gott zu bekehren, führen sie nur in das bloße und todte Wissen hinein, die Kraft aber und den Geist, das Leben und das Licht, das man durch das Wort des Herrn in ihre Seelen hineinzubringen sucht, verachten sie, als wenn es eine Sache wäre, daran am wenigsten gelegen; und die sich künftig schon einmal von selbst geben würde. — Daher finden sich jetzt nicht so viele ein, wie sonst, wegen ihres Christenthums um Rath zu fragen. Der Acker will nicht so grün aufgehen, wie ehemals!"

### III.

Johann Anastasius Freylinghausen.

---



Dieser von vielen Seiten höchst achtungswürdige  
Mann war zwar nicht dazu bestimmt, eine An-  
zahl, wie die Frankische, zu gründen: — ihm  
war daher auch nicht der große Unternehmungs-  
geist und die glückliche Selbstthätigkeit, die den Stif-  
ter beseelte, zu Theil geworden; vielmehr mußte  
sein Talent erst hervorgezogen, und seine Thätigkeit  
geweckt und geleitet werden: — aber dazu war  
er aussersehen, der vornehmste Mitarbeiter des  
Stifters zu seyn, und den von diesem angefange-  
nen Bau ganz in dessen Geiste fortzuführen.  
Denn unter den vielen treuen Gehülfen, die diesen  
bey Gründung der hiesigen Anstalten unterstützten,  
war außer Freylinghausen keiner, der zu aller  
Art von Geschäften so geschickt und bereitwillig ge-  
wesen wäre; keiner, der das Wohl des Ganzen mit  
so großer Angelegenheit auf seinem Herzen getragen,  
und von Anfang an alle Arbeiten und Sorgen  
mit ihm gleich getheilt hätte. Länger als 30 Jahre  
war er sein unzertrennlicher Gefährte, wohnte mit  
ihm in einem Hause, speisierte an seinem Tische, war  
früh und spät um ihn, und Franke unternahm  
nichts, was nur von einiger Wichtigkeit schien, ohne  
es vorher mit ihm überlegt zu haben. Er war also  
nicht bloß Werkzeug in seiner Hand, sondern auch

sein

sein unentbehrlicher Rathgeber. Franke selbst nannte ihn seine rechte Hand; und schon bey Lebzeiten beider Männer urtheilten viele, daß er ihm ganz das sey, was Timotheus dem Paulus war.<sup>ii</sup> Die kurze Beschreibung seines Lebens, die ich hier mittheile \*), wird es auch beweisen, daß man von ihm, in Beziehung auf Franken — ohnerachtet er nur sieben Jahre jünger war, als dieser — mit Wahrheit sagen könne, was der Apostel seinem Timotheus nachröhmt, daß er ihm, wie ein Kind dem Vater, am Evangelio gedient habe.

<sup>iii</sup> Er war 1670 am 2. December zu Sandersheim im Fürstenthum Wölfenbüttel geboren, wo sein Vater Bürgermeister und Kaufmann war.<sup>iv</sup> Seine Mutter, eines Predigers Tochter, die viel historische Kenntniß der christlichen Lehre hatte, brachte ihm die ersten Religionsbegriffe bey, die für sein fühlendes

<sup>v</sup>) Ich schöpfe th eils aus einem Lebenslaufe, der von ihm selbst herrührt — woraus ich mehreres wörtlich auszeichnen werde — und aus andern ihn betreffenden Aufsätzen verschiedener Verfasser, die in seinem Ehrge dächt n i s s (Halle, 1740. Fol.) stehen, th eils aus mündlichen Nachrichten, die von seinem Sohne, dem sel. D. Freylinghausen; meinem sel. Vater — der ihn 14 Jahre lang genau gekannt hat, und viel mit ihm umgegangen ist — und einigen andern glaubwürdigen Zeugen betrühen. Auch aus der Erzählung seines Lebens im 5ten Theil der Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführung rechtschaffener Prediger- und Gelehrten (Halle, 1776.) S. 188 f. ist hier einiges benutzt worden.

herz schon damals viel Empfänglichkeit hatte. Er wurde aber mehr zur Furcht vor Gott, als zur Liebe zu ihm angeleitet. „Doch blieb bey mir nicht ohne Eindruck — schreibt er selbst davon — was ich für Beschreibungen vom jüngsten Gerichte und der Qual der Verdammten hörte. Ich ward daher in die äußerste Furcht gesetzt, wenn ich jemand fluchen hörte; zweinte auch zuweilen, wenn ich nicht einschlafen konnte, wegen der ewigen Pein der Gottlosen in der Hölle. — Meine ersten Lehrer aber (die Privatlehrer sowohl, als die in der öffentlichen Schule,) ließen es alle an gehörigem Fleiß, gutem Exempel und nöthiger Aufsicht fehlen.“ Nach zurückgelegtem 12ten Jahre kam er nach Einbeck zu seinem Großvater mütterlicher Seite, dem Senior und Pastor Polenius, wohnte in dessen Hause, und besuchte die dortige Stadtschule. Auch hier war die Anweisung zum Christenthum, selbst in den obern Classen, höchst mangelhaft, und auf die littliche Bildung wurde sehr wenig gesehen. Dennoch blieb bey ihm der durch die erste Erziehung erweckte Abscheu an allen groben jugendlichen Klusschweifungen, und an der Bosheit und Rohigkeit seiner meiststen Mitschüler. Von seinem Großvater wurde er zur Lesung der Bibel, und zum Auswendiglernen der Psalmen, so wie auch der evangelischen und epistolischen Texte angehalten. Dies schien ihm zwar damals ohne Nutzen zu seyn, weil niemand ihn anleitete, das zu verstehen, was er las und lernte; aber

in der Folge kam ihm doch diese frühe Bekanntschaft mit der heil. Schrift sehr zu Statten, daß ihm die darauf verwendete Zeit nicht gereuete.

Im Jahre 1688 verließ er die Einbecksche Schule, hielt sich ein halbes Jahr lang bey seinen Eltern auf, und bezog dann 1689 als 18jähriger Jüngling die Universität Jena. Dort hörte er zuerst, nach Gewohnheit damaliger Zeiten, den ganzen philosophischen Cursus; hiernächst philologische, exegetische und theologische Vorlesungen, vornehmlich über die Glaubenslehre bey dem berühmten D. Baier, dem nachmaligen Professor Theologiae primarius in Halle \*).

In der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Jena wohnte er mit einem Candidaten, Namens Homeyer (nachmaligem Prediger zu Lebendorf), auf einer Stube. Dieser hatte einige Jahre in Erfurt studirt, und stand mit seinem dortigen Lehrer, dem D. Breithaupt — der den Sinn für christliche Frömmigkeit und Rechtschaffenheit zuerst in ihm geweckt hatte — in beständigem Briefwechsel. Da er nun seinem Freunde viel von der Gelehrsamkeit und dem exemplarischen Wandel dieses Theologen erzählte, und bisweilen schöne Stellen aus dessen Briefen vorlas, so ward in ihm das Verlangen rege, den Mann auch persönlich kennen zu lernen. Auf Homeyers Empfehlung

\*) Man sehe oben S. 70.

hlung fing er um diese Zeit an, Arnd's, Spe-  
r's und Luther's Schriften zu lesen, und spürte  
raus — wie er es selbst ausdrückt — einigen  
aufgang des Lichts, und manche gute  
bewegungen in seinem Herzen. Der Pie-  
smus, der von Leipzig ausgegangen seyn sollte, ver-  
sachte damals allgemeines Aufsehen, und Erfurt  
war nun auch eine von den auswärts der neuen Lehre  
egen über berüchtigten Städten; besonders seitdem  
I. Franke (1690), unter großem Widerspruch der  
leisten übrigen Lehrer, als Diaconus dahin gekom-  
men war, und mit seinen ernstlichen Predig-  
en — denn so nannte man sie — viel Eingang  
gefunden hatte. Der Ruf dieses Mannes hatte mehr-  
ere Studirende in Jena neugierig gemacht, ihn selbst  
zu sehen und zu hören. Sie besuchten ihn daher in  
Leipzig, und hernach in Erfurt häufig. Einige, die  
durch seine öffentlichen Vorträge und lehrreichen Pris-  
vatgespräche anderer Sinnes geworden waren, such-  
ten Homeyer's Umgang, und Freylinghausen  
vernahm aus ihren Unterredungen viel zum Lobe der  
beiden Erfurtischen Lehrer. Um Ostern 1691 wur-  
den die Jenaischen verbündeten Freunde — unter  
denen sich auch Freylinghausen's nachmaliger  
Amtsgehülfe, M. Wiegleb befand — mit einander  
einig, nach Erfurt zu reisen, um Franken und  
Breithaupt zu sprechen und predigen zu hören.  
Aus eigenem Antriebe würde Freylinghausen  
vorject

vorjezt noch nicht mitgegangen seyn; aber da ih  
zugeredet ward, so ließ er sich's gefallen, —  
dies ist sein eigener Ausdruck — ihnen' Gesell  
schaft zu Leisten. „Wir gingen — schreibt  
weiter — bald nach unserer Ankunft zu M. Fran  
ken, der zwar eben nicht viel redete; doch war al  
les, was er sagte, mir als eine neue Sprach  
ganz unheimlich zu hören, daß ich es auch  
so bald ich nur in mein Quartier zurückkam, mir pri  
memoria aufschrieb. Und so ging mirs auch bei  
D. Breithaupt. Die Predigten, die ich von ih  
nen hörte, gingen mir gar sehr süß ein, so, daß  
ich den Unterschied zwischen denselben, und denen  
so ich bisher in Jena gehört, gar wohl merkte. Doch  
war ich nie gewillt, daß ich um des willen Jena  
verlassen und mich nach Erfurt begeben wollte; son  
dern war zufrieden, daß ich die Leute, deren künf  
tig in der Kirchenhistorie, und zwar nicht im Besten  
gedacht werden würde, nun selbst gesprochen hätte,  
und mein Judicium von ihnen geben könnte.“ Aber  
ehe noch sechs Wochen vergangen waren, unternahm  
er mit jener Gesellschaft wieder eine Reise nach Erfurt  
um die Pfingstferien dort zuzubringen. Er hatte  
wie es scheint, gleich bey dem ersten Besuch, Breit  
haupts Aufmerksamkeit weit mehr auf sich gezogen,  
als seine damals gewiß viel wärmeren Gesellschaf  
ter. Denn jetzt bot ihm Breithaupt nicht nur  
sogleich an, bey ihm zu speisen und in seinem Hause

logiren, sondern er that ihm auch den Antrag, in  
furt zu bleiben, und eine vortheilhafte Hofmeister-  
sle in einem vornehmen und christlichgesinnten Hause  
zunehmen. Es wurde ihm schwer, sich dazu zu  
tschließen — denn „er wollte sich nicht gern aus  
r bisherigen Freyheit herausbegeben; noch eine  
berühmte Universität, als Jena war, verlassen:“ —  
dlich aber versprach er doch, diesem Ruf zu folgen,  
eün er die Einwilligung seiner Eltern erhalten könnte.  
ierauf fehrte er nach Jena zurück, und fertigte gleich  
nen Boten nach Gandersheim ab. Dieser brachte  
rieße zurück, worin die Eltern ihre Betrübniss und  
nwillen über seine Bekanntschaft mit den irriegen  
nd verführerischen Männern in Erfurt bezeug-  
en; besonders ermahnte ihn die sorgsame Mutter  
ehr dringend, sich von dem Umgange dieser verdäch-  
igen Leute, die im Christenthum zu weit gingen,  
os zu machen; er sey ja immer ein frommes und  
gehorsames Kind gewesen, er werde doch jetzt nicht  
urch Ungehorsam sein Glück verscherzen, und sich  
er künftigen Beförderung im Vaterlande ver-  
ustig machen wollen. Durch diese ihm unerwartet  
n den Weg gelegten Hindernisse, wurde der Funke,  
der anfangs schwach und langsam in seinem Herzen  
gezündet zu haben schien, zur lichten Flamme ange-  
blasen. zwar machte ihn der erste Anblick dieser  
Briefe sehr verlegen; er übersendete sie daher sogleich  
dem D. Breithaupt, und frug bey ihm an, was  
nun

nun zu thun sey. Aber bald darauf fühlte er „grauen Trieb und Freudigkeit, bey seinem einmal gesetzten Entschluß zu bleiben, und ihn sogleich auszuführen.“ Alle Gegenvorstellungen einiger Jenaischer Bekannten waren vergeblich; er machte sich eilends auf den Weg, und trat zu Breithaupt ins Zimmer, da dieser kurz vorher sein Antwortsschreiben an ihn hatte abgehen lassen. Was darin stand, vernahm er nun aus Breithaupts Munde, daß ihm nöthig unter solchen Umständen zu dieser Veränderung nicht zu ratzen sey; und daß er einen seiner Freunde in Jena auffordern möchte, diesen Antrag anzunehmen. Dennoch entschloß er sich, die Hofmeisterstelle vors erste anzutreten, und dann einen Versuch zu machen, ob er seine Eltern durch Vorstellungen beruhigen könnte. Dies gelang ihm auch; besonders durch Breithaupts Verwendung, der deswegen selbst an die Eltern und an einen ihrer Freunde schrieb. Freylinghausen fühlte sich nun in seiner Lage sehr glücklich, und nutzte den Umgang seiner beiden Lehrer, die ihm täglich werther wurden, und deren Vorlesungen, Predigten und Erbauungsstunden eifrig besuchte. Aber kaum war ein halbes Jahr vergangen, so fügte es sich, daß seinem Vater auf einer Reise eine gedruckte arge Schmähchrift — die auch in Erfurt an den Galgen geschlagen war — in die Hände fiel. Sie enthielt unter andern ein langes Verzeichniß sogenannter Prophetenkinder und

Pie-

tisten schüler, die in Erfurt von allen Kanzeln  
geschlossen seyn sollten. Wie erschrak er, als er  
Den Namen seines Sohnes darin erblickte! Er  
steunigte die Rückreise, und sandte gleich nach  
z Zuhausekunft seinen ältesten Sohn nach Erfurt,  
den verirrten Bruder mit eigener Gelegenheit von  
ibzuholen. Den Tag zuvor, als dieser dort an-  
, war Franken das Absetzungsdecreet vom  
gistrate zugeschafft worden. Freylinghausen  
te seinen Bruder zu ihm, der den Mann sehr  
gewann, und seinen getrosten und freudigen Muth  
it genug bewundern konnte. Dieser Besuch, und  
y Breithauptische Predigten, die er mit anhörte,  
ten bey ihm die Wirkung, daß er von dem, was  
n Pietismus nannte, eine günstigere Meinung  
am, und nun, nach seiner Zurückkunft, in Ganz-  
sheim der Fürsprecher seines Bruders ward, und  
Gegnern und Spöttern freymüthig sagte, daß  
alle so werden müßten, wie dieser,  
nn sie rechte Christen seyn wollten.  
ine Eltern, deren Gemüther bloß durch andere  
genommen waren, ließen sich nach und nach eines  
ssern belehren. „Sie legten — so schreibt er selbst  
oon — ihre bisherigen Vorurtheile ziemlich ab, und  
nigten ihr Haus von verschiedenen unchristlichen  
wohnheiten, daß dasselbe auch als pietistisch  
erall berufen wurde. Und so gering und schwach  
in damaliger Anfang des Guten war: so segnete  
ihm

ihn doch Gott zur Erweckung und Aufmunterung  
einiger andern in meiner Vaterstadt.“ Hier von ha-  
er auch verschiedene Beispiele angeführt.

Bey dieser Veränderung der Gesinnungen seines  
Eltern, kostete es ihm keine Mühe, sie zu bewegen  
dass sie ihn erlaubten, sein Studiren noch eine Zeit  
lang auf der neugegründeten Universität zu Halle, wo  
hin Breithaupt und Francke als Lehrer berufen  
waren, fortzusetzen. Er folgte ihnen um Ostern  
1692 dahin nach, hielt sich über anderthalb Jahre  
hier auf, hörte fast alle theologische Vorlesungen, die  
in dieser Zeit gehalten wurden, übte sich in prakti-  
schen Vorträgen, und war in seinem Privatleife un-  
ermüdet. Vornehmlich beschäftigten ihn Chemni-  
tius Loci theologici, die er in Tabellen brachte  
und die erheblichsten Bemerkungen auszog. Wäh-  
rend dieses Aufenthalts in Halle gerieth er in einen  
äußerst peinlichen Gemüthszustand, der länger als  
ein halbes Jahr dauerte. Er giebt davon selbst die-  
ses zur Ursache an, dass er sich des ihm aufgegang-  
nen neuen Lichtes überhoben habe, und in Eigener  
Gerechtigkeit und eigenes Wirken eingegan-  
gen sei; wozu sich dann auch allerley Gewissensbe-  
denklichkeiten über Essen und Trinken, und über an-  
dere dergleichen äußere Dinge gesellten.

Gegen das Ende des Jahres 1698 kehrte er  
nach Sandersheim ins väterliche Haus zurück, pre-  
digte fleißig, las Luthers Schriften und ande-

ologische Bücher, und unterrichtete die Kinder in den angesehenen Häusern in den Anfangsgründen christlichen Lehre; von welcher letztern Arbeit er hi so viel Nutzen verspürt zu haben sichert, als von irgend einem akademischen Collegio.

Im December des folgenden Jahres erhielt er, eben zurückgelegtem 23sten Jahre, von Franken den Antrag, wieder nach Halle zu kommen, um als Gehülfe im Predigtamte zu unterstützen. Er mit diesen Ruf mit Freuden an, kam 1695 hieher, hielt schon vor seiner Ordination die gewöhnlichen Mittagspredigten in der Glauchaischen Kirche. Er erleichterte auch Franken seine übrigen inichhaltigen Arbeiten, wo und wie er konnte; Underheit war er bey damaliger Anrichtung der menschulen, der Freytsche für die Studien und des Pädagogiums sehr geschäftig. ersten Zöglinge des julezt genannten Instituts durch welche auch die Idee, eine solche Erziehsanstalt zu stiften, eigentlich veranlaßt wurde — den drey Kinder aus Gandersheim, die dort Freyghausens Unterricht genossen hatten. So lange Glauchaischen Bürger nicht wußten, daß es auf wirkliche Adjunction mit ihm angesehen sey, lob sie seine Predigten sehr, und einige drückten sich stark darüber aus, daß sie behaupteten, wenn er trete, so sey es nicht anders, als wenn ein Engel Gott.

Gottes auf der Kanzel stehe. Als ihnen aber Frank seine Absicht in einem an sie gerichteten Schreiben entdeckte, und sie ersuchte, mit ihm zugleich bey Hoh darum anzuhalten: so fingen sie einen Proces an wendeten vor, daß der Adjunctus der Gemeinde zu Last fallen werde, und wollten von niemand weniger als von Freylinghausen hören, ob ihnen gleich die Versicherung gegeben wurde, daß sie durch ihn keine Unkosten gesetzt werden sollten. Durch diesen Widerspruch der Glauchaischen Gemeinde, oder eigentlich der damaligen Gerichtspersonen („davon die meisten — wie Freylinghausen schreibt — lieb gar keinen, als zwey Prediger, die sich ihrer Seele ernstlich annähmen, gehabt hätten“) ward die Ordination bis zum Anfang des Jahres 1696 verzögert. — Seine Widersacher aber wurden hernach bald besänftigt, indem er durch Liebe und Treue ihr Vertrauen gewann.

Nun erst nahm die Zeit seiner vollen Geschäftigkeit und gemeinnützigen Thätigkeit ihren Anfang. Er hielt beständig die sonntäglichen Nachmittagspredigten, die Wochenpredigt, die öffentlichen und Privat-Catechisationen, die Erbauungsstunden in der Kirche, und oft auch auf dem Waisenhause, so wie er auch häufig die Vormittagspredigten in der Universitätsskirche übernahm. Auf Verlangen der theologischen Facultät las er den älteren Studirenden ein omiletisches Collegium, und zwar unentgeltl.

eltlich. Sie erhielten darin nicht bloß theoretische  
Anweisung, sondern sie predigten auch in seiner Ge-  
genwart zu ihrer Uebung, und er verbesserte hernach  
je bemerkten Fehler. Beym Waisenhouse besorgte  
er alles, was ihm vom Stifter aufgetragen wurde,  
alf ihm bey seinem weitläufigen Briefwechsel, bey  
seinen Missionsgeschäfte und vielen andern Arbeiten.  
In den ersten Jahren gab er auch Religionsunter-  
richt in der ersten Classe des Pädagogiums — wor-  
aus seine Grundlegung der Theologie ent-  
standen ist — und hielt viele parænetische, und auf  
die Erbauung gerichtete Vorträge an die Zöglinge  
dieses Instituts und der übrigen Lehranstalten des  
Waisenhauses.

Seine vornehmste Sorge und das Ziel aller sei-  
ner Bemühungen war, wie er es selbst oft ausdrückte,  
„sich selbst, und die ihn hörten selig zu machen.“  
Bey diesem unablässigen Trachten nach dem Reiche  
Gottes und dessen Förderung unter den Menschen,  
bewies er eine fast beyspiellose Uneigennützigkeit und  
Verleugnung der Welt und aller irdischen Absichten,  
so daß man von ihm mit vollem Rechte sagen kann,  
er habe nicht das Seinige gesucht, sondern nur  
das, was Jesu Christi ist. Zur Bestätigung  
hiervon will ich aus dem von ihm selbst geschriebenen  
Lebenslaufe folgendes mit seinen Worten hieher setzen:  
„Gott ließ meine Arbeit nicht ohne Segen seyn; und  
wiewohl ich davon weder Salarium noch Acci-

denzien zu geniesen hatte, (nämlich ganzer 20 Jahr lang, von 1695 bis 1715), so war ich doch mit den damaligen Umständen sehr wohl zufrieden, und kann Gott zum Preise sagen, daß darin keine Begierde ein Mehreres zu haben, oder zu ansehnlicheren und einträglicheren Diensten zu gelangen, mich angefochten habe, sondern daß ich darin wohl geris bis an mein Ende geblieben wäre.“ Es fehlte ihm nicht an Gelegenheiten zu Amtsveränderungen, die seine äußerer Umstände sehr verbessert haben würden. So erhielt er z. B. im Jahre 1711 einen Ruf als erster Prediger nach E s e n s in Ostfriesland. Aber er schlug diesen und alle übrige auswärtige Anträge aus, indem er es als eine Wohlthat schätzte, dem Manne, den Gott hier so vorzüglich zum Segen gesetzt hatte, die Arbeitslast zu erleichtern, und Mitgenöß seines Segens zu seyn. „Ich habe indessen — fährt er weiter fort — nicht zu klagen, daß mir nicht anderswo her, ohne mein Denken, Sorgen und Bitten, sollte zugefallen seyn, was mir von Zeit zu Zeit damals noth gewesen ist. . . An einem gewissen Salario hätte es der liebe Prof. Franke wohl nicht fehlen lassen; aber er hatte selbst von den Pastoreinkünften nicht so viel, als die nothigen Kosten der Haushaltung erforderten. Das Beichtgeld hätte zwar den übrigen schlechten Gehalt in etwas ersetzen können: dessen wir uns aber bald begaben: und von Profession hatte er mehrere Jahre weder Heller noch

och Pfennig einzunehmen. In der ersten Zeit meines Amtes empfing ich auch die Kleider von meinen Stern. So habe ich auch bey niemand Schulden machen dürfen, sondern immer so viel übrig gehabt, daß ich andern Nothleidenden etwas zuwerfen können. Eine große Versüzung und Erleichterung dieses aber war mir, daß ich solche Collegen und behülfen hatte, mit denen ich, und die mit mir ein Herz und eine Seele waren \*).“

Erst 1715 wurde seine äußere Lage etwas verbessert. Denn in diesem Jahre erhielt Franke das Pastorat bey der hiesigen Ulrichskirche, und Freytagshausen wurde als sein Adjunctus mit dahin erufen. Nun verheirathete er sich erst — in seinem 45sten Jahre — mit Frankens einzigen Tochter, deren Taufzeuge er gewesen war. Aus dieser he hatte er einen Sohn, Gottlieb Anastasius, ein nachmaligen hiesigen Lehrer der Theologie, und vier Töchter.

\*) Er meint hier theils Franken und so viele andere gleichgesinnte Arbeiter bey den Waisenhausanstalten, theils den oben erwähnten M. Wiegels, der 1701 durch Franken als Diaconus an der Glauchaischen Kirche und Rector der Bürgerschule hieher berufen ward, und ganz in die Gemeinschaft der Arbeit mit seinen Collegen trat. Alle drey kamen gewöhnlich in einer Frühstunde zusammen, vereinigten sich im Gebet, besprachen sich dann über alle den Tag über vorkommende Dinge, und vertheilten ihre Geschäfte untereinander.

Nach D. Herrnschmid's Tode (1723), wurde er, auf Franken's Ansuchen, durch ein königliches Patent zum Subdirector des Pädagogiums und des Waisenhauses ernannt. Franken wünschte sehr, daß er sich entschließen möchte, auch die durch jenen Todesfall erledigte theologische Lehrstelle anzunehmen, wozu er ihn beym König in Beschlag bringen wollte. Allein seine anspruchslose Bescheidenheit, nach welcher er immer klein von sich dachte und andere höher achtete, als sich selbst, verstellte ihm nicht, seine Einwilligung dazu zu geben. In Absicht der theologischen Gelehrsamkeit hätte er sich den meisten übrigen Hallischen Lehrern damaliger Zeit ohne Anmaßung an die Seite stellen können — wie dies noch jetzt seine Schriften beweisen, — und selbst sein Schwiegervater scheint es erkannt zu haben, daß ihn Freylinghausen in manchen Theilen der Theologie an Kenntnissen noch übertreffe. Auf das Studium der Schrifterklärung und der Glaubenslehre hatte er von Jugend auf sehr vielen Fleiß gewendet, und die damals vorhandenen Hülfsmittel dabei sorgfältig benutzt \*). Hierzu kam noch, daß er bey den Studirenden in großer Achtung stand, und ihnen in einer langen Reihe von Jahren beständig Vorlesungen gehalten hatte.

Aber

---

\*) Man vergleiche was von seinen größeren und kleineren theol. Lehrbüchern — worin er die Glaubenslehre mit der Sittenlehre verband, — S. 115 f. bemerkt ist.

Aber dieser demuthige und bescheidenen Sinn zeigte sich in allem, was er that und redete. Er kündigte sich nie selbst an, trug nicht zur Schau, was in ihm war; arbeitete am liebsten ohne Geräusch und Aufsehen, und konnte es nicht vertragen, wenn man ihm Lobsprüche beylegte. Ein Fremder, der eine Bekanntschaft hier gemacht hatte, fällte das ichtige Urtheil von ihm: „er ist gleich den vollen Gefäßen, die sich von den leeren eben dadurch unterscheiden, daß sie am wenigsten klingen.“ War er gleich nicht in dem Grade heiter, offen und zuvorkommend, wie Franke, sondern mehr in sich gelehrt \*): so war er darum doch nicht verschlossen, nicht finster und zurückhaltend; vielmehr war ihm herzliches Wohlwollen und Freundlichkeit im Umgange eigen, vornehmlich in jüngern Jahren, wo er sich gern in lehrreichen Gesprächen mittheilte, und Menschen von verschiedenem Alter und Stande so zu behandeln wußte, daß ihnen in seiner Gesellschaft wohl war. Er hatte die Gabe, auf eine ungezwungene Art von Wahrheiten der Religion auch in Gesellschaften zu reden, und dadurch an der Besserung und Befestigung der Menschen im Guten zu arbeiten. Den Hauptinhalt seiner Unterredungen mit Personen aus seiner Gemeinde und mit Fremden, und sein Urtheil über sie, pflegte er, nebst andern wichtigen Amtserfah-

\*) Erat *nimiris internus*, sagt ein Mönch vom Thomas a Kempis, in einer alten Lebensbeschreibung.

erfahrungen, zu seiner Erinnerung in ein besonderes Buch zu schreiben. Sein Rath wurde von vielen gesucht. Denn er besaß eine scharfe Beurtheilungskraft und glückliche Prüfungsgabe, und auf seine Treue und Verschwiegenheit konnte man sich ganz verlassen. Ueber der Bruderliebe vergaß er auch nicht der allgemeinen Liebe. Jeder Hülfsbedürftige konnte auf seine Unterstützung Anspruch machen, und es bekümmerte ihn sehr, wenn er nicht im Stande war, den Schmerz der Leidenden zu lindern. Bey einem zart und tief fühlenden Herzen war er ohne heftig aufwallende Leidenschaften, immer ruhig und gleichmuthig; daher auch sehr bedacht sam und vorsichtig. Nie unternahm er zu viel auf einmal, sondern ging langsam, aber sichern Schritts. Was er angefangen hatte, ließ er nicht gern unvollendet. Er wickelte keinen Schwierigkeiten. Wovon er einmal, nach reifer Ueberlegung gewiß war, daß es so und nicht anders seyn müsse, dabey blieb er fest, und achtete nicht, was andere davon urtheilen möchten. Seine ausdruckende und unerschütterliche Geduld bewies er auch in seinen mannichfaltigen körperlichen Leiden, und bekämpfte oft die heftigsten Schmerzen durch angestrengte Thätigkeit. Wenn er an Zahntzähn litt, und sich dadurch gehindert sah, seine öffentlichen Arbeiten auszuführen, so pflegte er geistliche Lieder zu dichten: und es ist aus sichern Nachrichten bekannt, daß er einige

xige der lehrreichsten, unter den empfindlichsten Schmerzen dieser Art verfertigt hat, z. B. die beiden Lieder: Mein Herz gieb dich zu Frieden, und Geduld ist noth wenn's übel gesetzt &c. \*). Durch seine vorsichtige, sanfte und geistige Behandlungsart gelang es ihm mehrmals, derirte vom Verderben zu retten; und oft war er der einzige, der etwas ausrichtete, wenn alle seine Behülfen sich vergeblich mit ihnen bemühet hatten. Denn er betrat hier den einzigen richtigen, aber gewöhnlich verfehlten Weg, daß er sich erst des Zuspraus derer, an deren Herzen er zu arbeiten hatte, versicherte. Einstmals klagte ihm ein Prediger, daß er von seiner mühevollen Arbeit keinen Nutzen sehe, und daß so viele verstockte Sünder in seiner Gemeinde wären, die sich auf keine Weise erweichen und bessern ließen; wovon er ihm auch einzelne Beispiele anführte. Hierauf erzählte ihm Freylinghausen, daß sich in den ersten Jahren seiner Amtsführung einmal ein Bürger bey ihm zum Abendmahl gemeldet habe, — denn er pflegte die Communicanten vor der Beichte einzeln im Hause zu sprechen — von dem es bekannt gewesen sey, daß er ein sehr unsittliches Leben führe. Er habe geglaubt, hier sey eine scharfe

Strafs

---

\*) Wiegleb sagte daher zu einem seiner Bekannten: „Wenn unser Freund Zahnschmerzen hat, so sollte man sich allemal freuen. Denn wenn die Hennen schreyen, so hat man davon allezeit ein Ei zum Besten.“

Strafpredigt am rechten Orte angebracht. Einer seiner bejahrteren Freunde, ein erfahrner Schulmann, habe in einem Nebenzimmer die ganze Ermahnung mit angehört, und ihn hernach mit den Worten angeredet: Das hat Er sehr schlecht gemacht! Dafür hätte Er dem Manne Sein Mitleiden bezeugen sollen, um erst sein Zutrauen zu gewinnen. Nur dann könnte Er hoffen, Frucht zu schaffen. „Das befremdete mich anfangs — sagte Freylinghausen — denn ich glaubte es sehr gut gemacht zu haben. Aber ich merkte mir's: der Freund urtheilte ganz recht: ich habe 'es in der Erfahrung immer so befunden.“ Dies sey zugleich eine Probe von der Art, wie er Belehrungen zu geben pflegte.

Seine Theologie gründete er ganz auf die heilige Schrift, und vorzüglich auf die apostolischen Schriften, in denen er unablässig forschte. Die Bibel war beständig um ihn, wenn er arbeitete; gewöhnlich sah man sie auf seinem Tische vor ihm aufgeschlagen liegen. Er wendete sie sehr geschickt und glücklich an zur Belehrung und Widerlegung der Errrenden, und wußte oft bey vorfallenden zweifelhaften Fällen, oder vorgelegten schweren Fragen, durch Anführung eines dahin passenden biblischen Ausspruchs oder Beyspiels, die ganze Sache so ins Licht zu setzen, daß man sich dabei beruhigt fand. Daher bestimmte er auch den Werth theologischer Schriften und Vorträge,

äge, hauptsächlich nach ihrer Uebereinstimmung mit dem Sinne und Geiste der biblischen Schriftsteller. Was nicht biblisch ist — pflegte er zu sagen — id jede Methode, die nicht nach apostolischer Kraft-inhalt schmeckt, ist mir von Herzen zuwider.“ Aus diesem Grunde erklärte er sich auch mit Nachdruck gegen den Missbrauch der Sectenphilosophie bey der Vortrage der christlichen Lehre, sonderslich der Wohlischen, die viele damals der Religionslehre anzuequemen suchten. Er nannte dies „eine vererbliche Mischung, der er wünsche, daß es ihr so gehen möge, wie Ps. 129, 6 — 8 stehe.“

Die Lehre von dem Glauben an Jesum Christum, als Heiland und Versöhnner der Welt, und daß dieser Glaube sich durch die Liebe thätig beweisen müsse, war ihm die Hauptfache, worauf er alles zurückführte. Diesen Glauben an Jesus empfahl er, „als Grund und Wurzel aller Tugenden seiner Bekänner.“ — In seinen Religionsvorträgen fand man nichts Gesuchtes und Erkünsteltes: sie waren aber durchgedacht, ordentlich, deutlich, fließend, und durchgängig auf das Praktische gerichtet. Man kann seine Lehr- und Vortragsart aus seinen gedruckten erbaulichen Schriften, die ehemalig begierig gelesen wurden, kennen lernen, als aus seinen Predigten über die Sonn- und Festags-Episteln (wovon 1728 schon die vierte Auflage herauskam), aus der Einleitung zum Heil-

heilsamen Gebrauch des Leidens Christi den 16 Betrachtungen über das hohe prächtige Gebet Jesu u. s. f. Die Predigten pflegte er nicht zu memoriren; aber die Sachen wurden vorher von ihm sorgfältig überdacht, und dann mit solcher Präcision vorgetragen, daß in dem wörtlich Nachgeschriebenen, wenn es gedruckt werden sollte, kein Wort geändert werden durfte. Er band sich nicht immer an die gewöhnlichen Texte, und noch weniger an homiletische Zwangsgesetze, sondern hielt oft Homilien, worin er, nach Art der Alten, längere biblische Abschnitte praktisch durchging. Er erläuterte er häufig, besonders in den Wochenpredigten und Erbauungsstunden, ganze biblische Bücher, wovon seine im Druck erschienene Erklärung der ersten Epistel Johannis eine Probe ist. Bisweilen wurden auch Schriften von Luther, A. v. Spener, zum Grunde gelegt, und dem Volke Anleitung gegeben, solche Bücher mit Nachdenken und Nutzen zu lesen. Was ihm übrigens von Breitenthalts Eifer und feierlichem Ernst, oder von Frankens Fülle des Ausdrucks, Darstellungsgabe und Lebhaftigkeit der Action abging, das ersegte er nicht nur durch das Verdienst der Gründlichkeit, und durch das sichtbare Interesse des Herzens, womit er redete; sondern auch durch eine gewisse ihm eigenthümliche Sanfttheit und Anmut, die in seinem mündlichen Vortrage herrschte und jedermann anzog.

Fran:

rank e selbst pflegte die Freylinghausischen  
Verträge mit einem anhaltenden sanften Regen, der  
es eindringe, zu vergleichen: die seinigen hingegen,  
ist einem Regenguss, der zwar das Land wässere,  
der auch schneller wieder abfließe. — In seinen  
Hebete n war sehr viel Herzlichkeit und Frubrunst.  
In den Catechisationen, die er hielt, schätzte  
man allgemein die seltene Gründlichkeit und Deut-  
lichkeit. Wenn er des Sonntags Abends in der  
Blauchaischen Kirche catechisierte, so drängten sich die  
Kinder zu ihm um den Altar: auch Erwachsene stell-  
en sich um sie her, und schämten sich nicht, auf  
eine Fragen mit zu antworten. Unter diesen frei-  
willig Antwortenden war selbst die Frau des D. An-  
ton oft, und andere ihres Standes.

Noch ist sein Verdienst um die Einführung veler  
neuen und verbesserten geistlichen Lieder und  
Liederweisen zu erwähnen. (Vergl. S. 83.)  
Seine Liedersammlungen zeichnen sich offenbar vor  
den sämmtlichen bis dahin herausgekommenen Ge-  
sangbüchern sehr vortheilhaft aus; obgleich viele  
nicht ohne Grund gewünscht haben, daß er bey der  
Auswahl der Gesänge bisweilen noch strenger ver-  
fahren seyn möchte. Doch dient hiebei zu seiner  
Entschuldigung, theils, daß damals wegen des gro-  
ßen Mängels guter Gesänge in mehreren einzelnen  
Rubriken, oft nicht viel zu wählen war, theils, daß  
viele Gesänge, die er aus eigener Neigung wohl  
nicht

nicht aufgenommen haben würde, darum beybehalten werden mußten, weil sie noch im Gebrauch und Ansehen waren, und daher in einem Gesangbuche das erst eingeführt werden sollte, nicht vermisst werden durften. Der erste Theil dieser Sammlung kam zuerst 1704 im Verlage des Waisenhauses unter dem Titel heraus: geistreiches Gesangbuch, den Kern alter und neuer Lieder, wie auch die Noten unbekannter Melodien in sich haltend. Im Jahr 1734 wurde es schon zum 17ten Male wieder aufgelegt. Die erste Ausgabe des 2ten Theils ist von 1714; und beide Theile sind von G. A. Franken zusammen in einem Bande herausgegeben, Halle, 1741. 8. Aus dieser großen Sammlung, die über anderthalbtausend Lieder enthielt, machte Freylinghausen selbst einen Auszug von 1056 Liedern, der 1718 zum ersten Male herauskam. Dieses kleinere, in 2 verschiedenen Formaten sehr oft wieder aufgelegte Gesangbuch, war eigentlich zum Gebrauch bey öffentlichen Versammlungen bestimmt, und wurde auch auf dem Waisenhaus, in der Glauchaischen Kirche und in vielen auswärtigen Gemeinden eingeführt. Er selbst war einer der vorzüglichsten Liederdichter seiner Zeit. Seine sämmtlichen Lieder, deren mehrere auch in neuere Sammlungen bald verändert, bald unverändert aufgenommen sind, belauzen sich auf  
 ·r und vierzig.

Wie

Wie vorurtheilsfrei er in Dingen, die nicht im Wesentlichen der Religion gehörten — auch ininem Alter noch — dachte, davon sey folgendes ein Beispiel. Der Befehl Königs Friedrich Wilhelm I. (1736), daß in den lutherischen Kirchen verschiedene Ceremonien, die Lichter beym Abendmahl, die Chorrocke, Messgewande u. dgl. abgehasst werden sollten, erweckte bey vielen Predigern rohe Besorgnisse und Verlegenheit. Einige beharrten so eigensinnig bey der alten Einrichtung, daß sie s. bis zur Absetzung kommen ließen. Bey der Zusammenkunft des Hallischen Ministeriums äußerte war auch Freylinghausen verschiedene gar nicht unbedeutende Bedenklichkeiten über diese Sache; dar aber bemerkte, daß einigen an Beybehaltung ihrer Chorrocke besonders viel gelegen war: so erklärte r, daß wenn der Landesherr ihm gebiete, einen othen Rock zu tragen, verbiete ihm aber dabei nicht, das reine Evangelium zu predigen, so wolle er diesem Befehle gern nachkommen.

Von dem, was er zur Aufnahme der Waisenhausanstalten bey Lebzeiten des Stifters that, geschah das meiste auf eine weniger in die Augen fallende Art. Von ihm rührten viele heilsame Rathschläge und glückliche Ideen her, wie noch aus manchen im Archiv des Waisenhauses befindlichen Tagebüchern und andern Schriften zu ersehen ist. Aber er wollte nicht als Urheber derselben bekannt seyn; und

und sie wurden daher, ganz nach seinem Sinn und Willen, größtentheils durch den Stifter, oder unter dessen Autorität von andern ausgeführt.

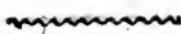
Da ihm dieser treue Freund, den er als Vater und Bruder ehrte, im Jahre 1727 durch den Tod entrissen ward, erhielt er, nebst dem jüngern Franken, die Direction des Waisenhauses und Pädagogiums; und die Gesellschaft von der Fortpflanzung der Erkenntniß Christi in London ernannte 1720 beide zu ihren Mitgliedern. Bald nach des Stifters Tode ließ ihn König Friedrich Wilhelm zu sich nach Wusterhausen kommen, wo er sich über 8 Tage aufhielt, täglich zu königlichen Tafel kam, und auch vor dem König und dessen Hofe predigte. Vor seiner Abreise ließ ihm der König ein ansehnliches Geschenk für die Waisenkinder einhändigten. Er bekam die Erlaubniß, in allem, was das Wohl der hiesigen Stiftungen angeging, auch in andern, das Kirchen- und Schulwesen im Lande betreffenden Angelegenheiten, unmittelbar an den König schreiben zu dürfen; ja dieser verlangte oft in wichtigen Dingen ausdrücklich seine Meinung und Vorschläge. Gleiche Freyheit hatte auch der Stifter, ingleichen D. Lange und der jüngere Franken. Von diesem Briefwechsel mit dem Könige wird im hiesigen Waisenhausarchiv — wohin auch ein großer Theil der Langischen Correspondenz gekommen ist — noch einiges aufbewahrt.

Dhr:

Ohnerachtet sich das Waisenhaus, unter seiner  
nd G. A. Franckens Direction, im Neufsern sehr  
usnahm, indem es durch den reichlichen Abgang  
er Arzneien und manche andere neuverdoste Hülfs-  
uellen viele Zuflüsse bekam, daß es also auf allerley  
Art erweitert und vergrößert werden konnte: so wa-  
en doch seine Erwartungen von dem Fortgange des  
innern Baues, in seinen letztern Lebensjahren oft  
twas zweifelhaft. Er fürchtete, daß diese Anstalt  
in der Zukunft das nicht mehr leisten werde, was  
ie im Anfang geleistet habe. Gegen seine Freunde  
äußerte er sich oft darüber mit den Worten: das  
Beste im Lände ist gegessen!

Die Kräfte dieses arbeitsamen Mannes waren  
urch die beständige Anstrengung und überhäuften  
Beschäfte schon um die Zeit, da Franke starb, sehr  
geschwächt. Aber durch den Schmerz über diesen  
unverzüglich Verlust, den er so tief fühlte, und durch  
den Zuwachs neuer Amtsarbeiten und Sorgen, die  
hn nun noch im Alter zufielen, wurde seine Gesund-  
heit aufs heftigste erschüttert. Im Jahre 1728 be-  
fiel ihn ein so gefahrvoller paralytischer Zufall, daß  
jedermann an seinem Aufkommen zweifelte. Zwar  
erholte er sich wieder, aber es blieb doch eine so  
merkliche Schwäche übrig, daß er sich gendächtig sah,  
seine Thätigkeit immer mehr einzuschränken. Die  
Anfälle der Lähmflüsse kehrten mehrmals wieder, und

er



er starb an den Folgen derselben im 69sten Jahre seines Alters, den 12. Februar 1739.

Sein Gedächtniß bleibt bey allen, die wahres Verdienst — nicht bloß das glänzende, sondern auch das stille, geräuschlose Verdienst — zu schätzen wissen, im Segen. Denn ihm gebührt gewiß eine ehrenvolle Stelle unter den christlichen Lehrern, deren Lauf und Ende wir anzuschauen haben, um ihrem Glauben nachzu folgen.

---

IV.

Heinrich Julius Elers.

Geboren den 28. Junius 1667.

Gestorben den 13. September 1728.

---



Gewiß ist es besonders in unserm Zeitalter wohlgethan, die Beyspiele von Männern, wie Elers, die Gottseligkeit mit Genügsamkeit für ihren Gewinn hielten, und Muster des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe waren, aufmerksam zu betrachten, um daran zu lernen. Für diejenigen, die bey den Bildern der Vorfahren nur auf alte Tracht und Kleidung sehen, oder es lieber haben, wenn sie gar nicht in ihrer wahren Gestalt aufgestellt werden, daß mit sich nicht etwa jemand daran ärgere, oder seinen Geschmack verderbe — ist dieser Aufsatz nicht geschrieben. Nichts soll an Eler's Bilde geändert, sondern alles unverziert und unverkünstelt so wiedergegeben werden, wie es uns vom Alterthume überliefert ist. Wie sehr er auch verdient, daß sein Andenken in den Stiftungen Frankens, um die er sich so große Verdienste erwarb, fortlebe, wird die folgende kurze Geschichte seines Lebens und Wirkens klar machen \*).

12 \*

Er

\* ) Ich nehme diese Überlieferungen 1) aus gedruckten Schriften: M. Wiegles Gedächtnispredigt auf Elers. G. A. Franken's Gedächtnisrede, nebst dem Lebenslaufe, von demselben Verfasser. Halle, 1729. 4. —

2) aus handschriftlichen Nachrichten. Dazin gehört: die in Manuscript auf der Waisenhausbibliothek noch

Er war am 28. Junius 1667 zu Bardewick unweit Lüneburg geboren. Sein Vater, Canonicus und Stifts-Senior daselbst, ließ ihn anfänglich die dortige Schule und nachher das Gymnasium zu Lüneburg besuchen. An dem letztern Orte lebte damals der fromme und gelehrte Superintendent Caspar Hermann Sandhagen, der sichs freywillig zum angenehmen Geschäft machte, mehrere fähige Jünglinge in der Religion zu unterrichten. Unter ihnen war auch Elers, der es diesem Manne zeit- lebens nicht genug zu danken wußte, daß er ihm schon in seinen Jugendjahren die Bibel werth gemacht, und zum rechten Gebrauch derselben Anleitung gegeben hatte. Doch bezeugte er oft, daß er damals noch nicht die ganze Kraft der darin enthaltenen be- seligenden Lehre an seinem Herzen erfahren habe, so sehr ihn auch seine Lehrer der aufgefaßten historischen Kenntniß wegen gerühmt hätten.

Seine erste Erweckung zu mehrerem Eifer im thätigen Christenthume setzte er selbst in das Jahr 1688. Die Veranlassung dazu gaben die oft wiederholten

noch vorhandene parænetische Lection G. A. Frankens, vom 30. Sept. 1728, worin das Exempel dieses Man- nes den studirenden Theologen zur Nachfolge vorgestellt wird, — und außerdem einige Aufsätze und Briefe von Elers, von A. H. Franken u. a. m. 3) Aus münd- lichen Erzählungen G. A. Frankens, meines sel. Vas- , von A. Jers, des sel. D. Freylinghausens, und anderer Erzählungen aus glässigen Zeugen. des sel. D. A. ässigen Zeugen zu

holten herzlichen Ermahnungen seiner nahen Anverwandtin, einer frommen Canonisse in dem nahe bei Lüneburg gelegenen Kloster Lüne. In diesem guten Anfange wurde er durch Sandhagen und einige andere redliche Männer noch mehr gestärkt; auch stand er bald, seinen Wünschen gemäß, verschiedene junge Leute, die sich zu gleichem Zwecke mit ihm veranlögten. Noch in demselben Jahre lernte er Franken kennen, als dieser auf seiner Rückreise von Hamburg nach Leipzig, durch Lüneburg kam. Elers und die mit ihm verbundenen Freunde eilten lehrbegeisterig zu ihm; und Franken gewann diesen muntern vielversprechenden Jüngling so lieb, daß er ihm Hülfe und Unterstützung anbot, wenn er in Leipzig studiren wolle. Voller Freude über dieses Anerbieten bezog er die gedachte Universität um Ostern 1688; und Franken hielt ihm Wort, ja er nahm ihn sogleich zu sich auf seine Stube im Pauliner-Collegium. Dies war der Anfang ihrer nachmaligen so genauen Verbindung.

In der Erweckung der Studirenden in Leipzig, die um diese Zeit begann, nahm Elers den thätigsten Antheil; und unterhielt sowohl mit seinen gleichgesinnten Commilitonen, als auch mit den jungen Docenten, die nebst Franken Collegia philobiblica lasen — Anton, Tieke, Schade, Achilles — vertraute Freundschaft. Schon das mal pflegte er alles Merkwürdige, was ihm selbst und

und Franken den Tag über vorgekommen war, am Abend aufzuschreiben: besonders war es ihm wichtig, den Hauptinhalt der Unterredungen seines Freundes mit Studirenden, die in Angelegenheiten des Herzens zu ihm kamen, aufzuzeichnen; und selten verging ein Tag, wo er nicht dergleichen aufzuschreiben gehabt hätte. Auf einer Reise nach Dresden, die er in diesem Jahre in Frankens und Schadens Gesellschaft unternahm, lernte er Spenern persönlich kennen, der ihn in der Folge unter seine vertrautesten Freunde zählte. Bey den Unruhen, die bald nachher in Leipzig des Pietismus wegen entstanden, wurde auch Elers als Beklagter vors Verhörl geführt: man fand ihn aber unschuldig, und konnte ihm die Erlaubniß nicht versagen, nach Frankens Abzug noch in Leipzig zu bleiben, um sein Studiren fortzusetzen und sich im Predigen zu üben.

Hierauf ging er 1690 nach Erfurt, und benützte da Breithaupts und Frankens öffentlichen Unterricht und Privatumgang. Zwar gerieth er hier durch einen Verführer, der Schein und Ruf der Gottseligkeit hatte, auf den Irrweg der Eigengerechtigkeit und des Vertrauens auf äußere strenge Uebungen: aber er kehrte bald wieder davon zurück. Wiegleb, der zu dieser Zeit in Erfurt studirte, und zu den mit Elers verbundenen Freunden gehörte, bemerkte, daß er schon damals unter ihnen allen der ernstlichste gewesen sey, und es in der Verleugnung

der

er Welt und aller irdischen Vortheile den übrigen uvorgethan habe. Und alle seine Zeitgenossen geben ihm das Zeugniß, daß er von da an seinen Lauf in der Kraft des ersten Eifers und der ersten Treue ununterbrochen fortgesetzt habe.

Im Jahre 1692 verließ er die Universität, und wurde Hofmeister in einem adlichen Hause zu Arnstadt; besuchte aber, ehe er diese Stelle antrat, seine Eltern. Bey ihnen erwartete er keine gute Aufnahme, „weil er nicht, wie sie es wünschen würden, als ein weltförmiger, sondern als ein übelberuener frommer Student von Universitäten komme.“ Doch darin hatte er sich zu seiner unaussprechlich großen Freude sehr geirrt. Der Empfang war freundlich, und der fromme Sohn wurde der Segen des ganzen Hauses, indem Eltern und Geschwister seinem Beispiel folgten, und von nun an mit ihm nach einem Ziele strebten. — In Arnstadt fand er bey allerley Arten von Menschen Eingang, sowohl in der Stadt selbst, als auch auf dem Lande, und in der ganzen benachbarten Gegend. Viele suchten seine Gemeinschaft, und erbauteten sich mit ihm durchs Gebet, Gesang und Betrachtung der heiligen Schrift. Bey diesen vertraulichen Zusammenkünften, denen selbst seine Herrschaft mit ihrer Familie beizuwohnen pflegte, zeigte sich keine Spur von Schwärmerey, kein Hang zum Separatismus: dennoch nahm ihn die Obrigkeit auf Anstiften einiger Uebelgesinnten in

An-

Anspruch, setzte ihn sogar ins Gefängniß, und stellte eine lange Untersuchung an, durch die zwar kein Verbrechen herausgebracht wurde, die sich aber doch damit endigte, daß man für gut fand, ihn als einen Seelenverderblichen Menschen aus der Stadt zu weisen. Bald nach seiner Vertreibung erhielt er eine Hofmeisterstelle zu Moska, und einige Zeit darauf eine andere, in Hamburg. Die letztere ging 1697 zu Ende. Sein Zögling kam nach Halle auf das neu gestiftete Pädagogium; und Elers übernahm es, ihn dahin zu begleiten.

Da ihn nun Franke in Halle als einen alten Freund mit offenen Armen empfing, und sogleich in sein Haus aufnahm: so beschloß er, eine Zeitlang hier zu bleiben, um sich unter seiner Anleitung noch mehr zu vervollkommen. Er lehrte in den Schulen des Waisenhauses, legte sich mit großem Eifer auf die hebräische und syrische Sprache, und predigte häufig. Aber wider alles Erwarten wurde ihm hier bald ein ganz anderes Feld zu bearbeiten angewiesen. Dazu war folgendes die Veranlassung. Er übernahm 1698 die Besorgung des Drucks der ersten auf Kosten des Waisenhauses herausgegebenen Schrift, nämlich der Frankischen Predigt: Von der Pflicht gegen die Armen. Sie hatte, mündlich vorgetragen, stark auf die Herzen der Zuhörer gewirkt, und Elers selbst trug mit vielen andern darauf an, sie durch den Druck noch gemeinnütziger

machen. Bey der Durchsicht der Handschrift fiel  
es schwer aufs Herz, daß auch er seine Pflichten  
gegen die Armen bisher nicht ganz erfüllt habe. Von  
den Gütern dieser Welt konnte er ihnen nichts mit-  
teilen: denn daran mangelte es ihm selbst. Aber  
nach sorgfältiger Ueberlegung und ernstlichem Gebete  
ste altmäßig der Vorsatz bey ihm, von nun an  
nur für die Armen zu leben, und mit dem ihm an-  
vertrauten Talente nur für sie, nicht für sich zu wü-  
ren. Weil er nun in den neuen Frankischen  
Instalten einen so großen Wirkungskreis für seine  
Häufigkeit schon eröffnet vor sich sah: so entschloß  
sich, bey diesem seinen Lehrer, den er als Vater  
xte, auszuharren, und mit ihm in Selbstverleug-  
nung und Gottvertrauen unermüdet fortzuarbeiten.  
So wurde denn das Band der innigsten Freundschaft  
zwischen beiden Männern fest geknüpft. Franke  
hinkte ihm sein uneingeschränktes Zutrauen. Elers  
sor täglich um ihn, und unterstützte ihn bey seinen  
Arbeiten; besonders waren die Abendstunden nach  
Eische der vertraulichen Unterhaltung in Franke's  
Pausa gewidmet. In ihrem täglichen Schriftwech-  
sel, wovon noch Einiges übrig ist, findet man durch-  
gängig, wiewohl oft nur in sehr wenigen Worten,  
einen so reinen Ausdruck christlicher Liebe und  
Herzlichkeit, daß man dadurch innig gerührt, und  
mit Hochachtung gegen beide erfüllt wird.

Sein

Sein äusseres Hauptgeschäft beym Waisenhaus war von Anfang an die Aufsicht über den Buchhandel und die Buchdruckerey. Bloß seinem eigenmütigen Eifer, den Gott so sichtbar segnete haben wir das Daseyn dieser beiden Institute zu danken. Die gedachte Predigt fand so starken Anhang, daß sie bald wieder aufgelegt werden mußte. Hierin bemerkte Elers einen Wink der göttlichen Vorsehung. Er ließ daher mehrere Predigten nach und nach einzeln drucken, und übernahm sodann durch den glücklichen Erfolg ermuntert, den Verlag grösserer Werke. So wurde in kurzem aus dem unbedeutend scheinenden, ohne alles Capital angefangen und in den Raum einer engen Kammer eingeschränkten Bücherhandel des Waisenhauses, ein weitausfiger Buchladen mit vielen Niederlagen. Die welche seiner ehedem gespottet hatten, als er in der Leipziger Messe Frankens Predigten auf einer kleinen Tische zum Verkauf auslegte, sahen ihn nun selbst nach wenigen Jahren wieder, geschäftig in Gedränge der Käufer, in einem großen Gewölbe mit vielen Gehülfen umgeben. Ja, seine Handlung gewann eine solche Ausdehnung, daß in Berlin und Frankfurt am Main auch Buchläden des Waisenhauses eröffnet werden konnten.

Es ist leicht zu erachten, daß ein solcher Mann gar bald die Aufmerksamkeit des Publicums, besonders aber seiner Handelsgenossen und der

Ge.

Lehrten, auf sich ziehen mußte. Die ersten  
stehen anfangs nicht, ob sie mehr seine Klugheit,  
x sein seliges Glück in Geschäften bewundern soll-  
; und einige argwöhnten gar auf geheime Erwerbs-  
ittel. Die Zeit gab ihnen erst mehr Licht hierüber.  
x Mann, der die Buchhandlung nie gelernt hatte,  
langte darin bald zu einer solchen Kenntniß und Er-  
hrung, daß sich die geschicktesten Buchhändler nicht  
räumten, von ihm zu lernen. Ja, sie zogen ihn  
t in zweifelhaften Fällen zu Rath, wählten ihn,  
egen seiner allgemein anerkannten Rechtschaffenheit,  
m Schiedsrichter bey entstandenen Streitigkeiten,  
id beruhigten sich bey seiner Entscheidung. Die  
relehrten schätzten vornehmlich seine gründliche  
ücherkenntniß, die fast alle Theile der Gelehrsam-  
keit umfaßte. Auch diese hatte er sich bey seinem  
Imte in unglaublich kurzer Zeit erworben; denn vor-  
er ging sie nicht weit über sein Fach hinaus. Daz-  
ey war er so gefällig, daß er jedem Gelehrten mit  
einen literarischen Kenntnissen willig diente, und  
elbst die mühsamsten Nachforschungen für andere  
icht scheute. Einst fragte ihn jemand! wer ihn  
denn dieses alles gelehrt habe. Elers  
erwiderte: seine Mutter habe ihn unter-  
richtet. Jener fragte verwunderungsvoll weiter:  
wer denn seine Mutter sey; und erhielt die  
Antwort: die Liebe! Und diese Gottesliebe  
und Menschenliebe war es auch, die ihn so  
arbeit-

arbeitsam machte, so unternehmend, so reich an guten Werken.

Daß seine Wahl der Verlagsbücher fast immer vortheilhaft fürs Waisenhaus ausfiel, war bey ihm kein Werk des blinden Glücks. Denn er nahm desmal sorgfältig Rücksicht auf den Inhalt des Buch auf die Zeitumstände, auf den Verfasser und dessen Verhältnisse; und urtheilte sehr richtig, daß man si des göttlichen Segens nur dann erst getroffen könne wenn man seiner Seits nichts versäumt. Strenge Gewissenhaftigkeit war ihm die Grundregel bey allen Handlungsgeschäften. Was er für unrechtiest, das erlaubte er sich nie zu thun, hätte er auch die größten Vortheile dadurch zu erlangen gewußt. Darum setzte er auch den sonst gewöhnlichen Preis der Verlagsbücher merklich herab. Das kostete ihn keine Ueberwindung, einen Schaden über seine Handlung ergehen zu lassen, so bald er überzeugt war, daß er ihn nicht verhüten könne, ohne sein Gewissen zu verlieren. Denn er ging von dem Grundsätze aus es sey kein Verlust, sondern Gewinn, wenn man in des Gewissens willen einen Scheinvortheil aufopfer. Selbst der Erfolg hat ihn gegen diejenigen hinlänglich gerechtfertigt, die ihn hierin für allzu streng hielten, und sich dahin gegen ihn äußerten, daß dies an sich schöne Maxime doch wohl im Handel bisweilen Einschränkung leide. Das Vorschlagen bey dem Verkauf — das vor seiner Zeit unter den deut-

schei

in Buchhändlern, mehr als jetzt, gewöhnlich gezogen zu seyn scheint — war ihm ganz zuwider. Es war ein für allemal den nächsten Preis, und ließ dann in keinen weitern Wortwechsel ein.

Seine Thätigkeit war mit Selbstverleugnung Verachtung aller iedischen Vortheile verbunden, sie nicht, wie gewöhnlich, Eigennutz, sondern wahre Nächstenliebe zum Grunde hatte. Gnügte ihm, Nahrung und Kleider zu haben, ihm nicht einmal eine festgesetzte Besoldung, bez sich mit einer engen Wohnung, hatte den freien H vom Waisenhouse; und Franke sorgte vaterz, daß seine einfache Kleidung — ein schwarzes enkleid; und die gewöhnliche Tracht, eine schwarze Weste und ein blauer Mantel, — so oft es nöthig erneuert wurde. „Ich habe — pflegte er zu sagen — nichts Eigenes in der Welt, als meine Kleider, und meine Handbibel; man wird auch nach meinem Tode nichts finden, als dieses. Was bedarf auch weiter in meinem ledigen Stande? Nur den Schatz sammle ich.“ Er war aber weit entzweit, sich dieses als Verdienst anzurechnen, oder sich seine Aufopferung Ruhm der Heiligkeit zu zuschreiben. Sein ganzer Sinn ist auch in dem nach seinem Tod gefundenen Testamente von ihm dargelegt. Hier ist eine Stelle daraus: „Ich bekenne, daß ich nichts Eigenes habe, weder an Gelde, noch an Büchern, aber die kleine Wittenbergische Bibel, welche dem

Di-

Director vermacht wird; und kann hiemit beze  
dass mich Gott im Gefängniß zu Arnstadt sond  
daraus gestärkt hat. Sonst habe ich nichts,  
auch nichts haben. Denn ich habe dem Werk  
Herrn gedient, und gleich vom Anfang der Arbi  
mich losgemacht, dass ich nicht möchte verstrickt  
den. Und Du, ewige Liebe, hast mir auch  
überflüssig zugeworfen, dass ich für nichts hab  
gen dürfen. — — Meine bisher geführte  
übergebe ich denn Deiner fernern Fürsorge, Be  
tung, Läuterung und Erbarmen. Gieb Deinen K  
ten nach mir Weisheit, in Deinem Willen es f  
zu machen, wie es vor Dir recht ist. Willst E  
ferner fortführen, so erwecke einen treuen Mann  
es in Deiner Kraft angreife. Und demselben  
zur Nachricht, dass wie Gott dieses alles aus i  
hervorgebracht, ich allemal mit Ihm im Gebete  
vereinigt, es Ihm als Seinen Augapfel befo  
und alsdann in allen Schwierigkeiten Seinen  
stand reichlich erfahren habe. Hat er aber eine  
läutere Absicht, so wird es ihm nicht  
lingen; denn es ist des Herren Werk!“  
Läuterkeit der Gesinnung war es auch, die den K  
Friedrich Wilhelm I., bey seiner Anwesenheit  
auf dem Waisenhouse (1713), zur Bewunderung  
dieses Mannes hincß, und ihm das Geständniß  
ndthigte, dass er solche Leute in seinem Dienste  
habe, und dass ers nun erst begreife, wie Fra

alles, was er jetzt mit Augen gesehen, zu Stande racht habe. Dem Könige war der Mann sokwürdig geworden, daß er nachher oft von ihm ate, und sich häufig nach ihm erkundigte.

Durch die Weitläufigkeit seiner äußern Berufseiten ließ er sich nicht von seinem Hauptwerke ablenken. Dieses war das beständige Streben nach Ichsthüm an Kraft und Erfahrung im thätigen Christum: dies zog er allen andern Geschäften vor, gewöhnte sich, mitten unter der Arbeit sein Herz s auf Gott zu richten. „Wie sollte ich — sagte oft — über Martha's Geschäftigkeit, des bessern eils der Maria vergessen?“ In jedem Anliegen stet er sich im festen Vertrauen an den Unsichtbaren, sahe er ihn, bewies Geduld in der Hoffnung, und folgte die Ermahnung des Apostels: alles zu tun im Namen Jesu Christi. Denn in Beziehung auf ihn, in Hinsicht auf seinen Befehl, auf Verdienst um uns, und auf seine Verheißung, ist er alles wie unter Seinen Augen und für ihn; und freute sich dabei Seines Wohlgefällens. Erin setzte er die wahre Einfalt des Herzens, inslich die edle Einfalt, die auf den großen Hauptzweck der Christen ihr Augenmerk allein richtet, auf eben alles bezieht, diesem alles unterordnet und nachigt. Auch das Neuherrere des Mannes — sein immer steurer Blick; sein froher Sinn, der in allem, was that und redete, sichtbar war — zeugte von dem innern

inneren Frieden im Herzen, der aus eben dieser Quel des Glaubens entsprang. Denen, die von ihm lehrt seyn wollten, wie sie zu solcher Ruhe auch gelangen könnten, antwortete er: dazu gelang man durch die Lebendige Erkenntniß Christi; und setzte ihnen dieses, wenn sie Empfänglichkeit dafür zu haben schienen, weiter auseinander. Sein Vorbereitung auf jeden Tag bestand in der aufmerksamen Betrachtung eines kraftvollen biblischen Spruches, den er sich nach dem Morgengebete aufschlug. Diesem Hülfsmittel verdankte er große Vortheile, und pflegte es daher auch andern nachdrücklich zu empfehlen. Er erklärte sich so darüber: ein solcher tief im Herz eingedrückter Spruch beschäftige ihn den ganzen Tag; er brauche ihn als einen Stab, um sich daran zu halten; er wehre damit aller Verstreitung bey seinen Arbeiten, daß er nie aus seiner Fassung komme nie vom Hauptwerke absehe; er sei endlich, wenn zu jemandes Erbauung etwas zu reden sey, nie über den Text verlegen: denn wenn ihm kein anderer beysalle so lege er gleich den Spruch zum Grunde, über den er an dem Tage sich selbst schon gepredigt habe. Diese Tageslösungen schrieb er in seinen Handkalender; und die letzte, kurz vor seinem Tode, war: Lasset eure Lenden umgürtet seyn, und eure Lichter brennen. Er und Franke pflegten sich bey der täglichen Morgencorrespondenz ihre Tages-  
texte einander mitzutheilen.

Bey

Bey seinen Berufsgeschäften im Wassenhause, war es ihm nicht genug, bloß die äußern Arbeiten zu verrichten; sondern sein Blick war immer auf die hauptsache gerichtet, nämlich, durch den äußern Dienst, und neben demselben, den innern und geistlichen Bau, worauf es bey diesen Stiftungen eigentlich angesehen war, möglichst zu fördern. Mit der heilsamen Erkenntniß der Wahrheit, die Gott ihm geschenkt hatte, wollte er auch andern nützlich werden. Er glaubte, darum redete er: und weil er zum Reden zu rechter Zeit ein besonderes Talent empfangen hatte, so versäumte er keine Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen, und hielt dieses für seinen eigentlichen Hauptberuf. Einstmals hörte jemand in seinem Beyseyn, es sey Schade, daß ein Mann von solchen Gaben die Theologie aufzugeben habe. Dem antwortete er: Meinen Sie, daß ich kein Theolog mehr sey? Wie steht's um Ihre Seele vor Gott? — und nun legte er ihm die Wahrheit mit solcher Wärme ans Herz, daß dieser mit vielen Thränen von ihm schied. Es war ihm dies so zur Gewohnheit geworden, daß er einem jeden, der seinen Buchladen besuchte, ans Herz redete, und zwar so, wie es sich gerade für seinen Gemüthszustand schickte. Daher genoß er die Liebe und Achtung aller, die Sinn fürs Gute hatten: nur solche, die in ihrem Gewissen nicht gern aufgeregt seyn wollten, fürchteten und mieden.

ihn. „Dß müßte gewiß ein sehr flüger Mann seyn — urtheilte einst ein solcher — der sich in Elers Gegenwart so zu benehmen wußte, daß er keinen Stachel ins Herz bekäme.“

Besonders übte er dieses sein Hauptgeschäft dann, wenn er die Leipziger Messen bereisete. Als er die erste Messe mit seinem kleinen Verlage bezog — um Osteri 1698 — erfuhr er von der Gegenpartey viel Widriges. Aber er stand unerschüttert fest. Er hörte es gelassen mit an, als der Pöbel eines Abends sein Haus bestürmte und Steine in seine Fenster warf, legte sich zur gewohnten Zeit zur Ruhe, und tröstete seinen verzagten Gehülfen, der ihn davon abhalten wollte, mit den Worten: Für diese Steine sollen sie uns noch Geld bringen, und einen Segen dazu mitnehmen. Und schon in dieser Messe sah man dies reichlich erfüllt. Jener Auflauf reizte die Neugier: der verfolgte Mann ward das Gespräch der ganzen Stadt; Einheimische und Fremde kamen haufenweis, zu sehen, zu kaufen, und etwas aus seinem Munde zu hören. — Mitten unter seinen vielen Geschäften, die er mit außerordentlicher Pünctlichkeit verrichtete, war er immer bereit, jedem Besuchenden etwas fürs Herz zu sagen; auch wohl, wenn es die Umstände gestatteten, mit ihm im Nebenzimmer zu beten. — Denn die Gabe des Gebets war ihm ganz besonders eigen. — Dann zing er gleich wieder an seine Arbeit, die aber ge-

wöhnt

wöhnlich des Tages vielfach auf gleiche Weise unterbrochen wurde. Bekanntlich haben Männer, die in mühsamen Geschäften arbeiten, oft den Fehler, daß sie unfreundlich im Umgange sind, besonders wenn sie aus ihrer gewohnten Ordnung herausgehoben, oder mitten in der Arbeit gestört werden. Dies war bey ihm nie der Fall: nie fehlte er gegen die Regel, die manchem so schwer zu beobachten ist: *non irasci intempestive accendentibus.* — Unter der Menge der Vornehmen und Geringen, die ihm in Leipzig zusprachen, kamen viele bloß um ihrer Erbauung willen: und eben so war es auch in Berlin, so oft er sich der Buchhandlung wegen dort aufhielt.

In Gesellschaften war er sehr lebhaft und aufgeweckt, und besaß die Geschicklichkeit, der Unterredung ein ganz eigenes Interesse zu geben, und sie immer auf etwas Nützliches zu lenken. Rohe und ungesittete Menschen wußte er durch seinen Ernst so zurückzuhalten, daß sie es selten wagten, in seiner Gegenwart etwas Unanständiges zu reden. Seine Geschäftsreisen brachten es so mit sich, daß er mit solchen Leuten oft zusammen traf; aber oft hatte er auch die Freude, sie durch Belehrung und Beispiel zu bessern. Einst reisete er in einer Landkutsche mit mehreren Unbekannten zusammen, unter denen ein angesehener Mann war, der sich nicht scheute, Flüche über Flüche auszustoßen, und sehr unzüchtige Reden zu führen. Eler's erinnerte ihn freundlich und bes-



scheiden; aber der ungestüme Mann gerieth darüber so in Zorn, daß er heftig schimpfte, und ihn mit aufgehobener Hand zu schlagen drohete. Eler s war zufrieden, daß er sein Gewissen gerettet hatte — schwieg — und überwand hernach das Böse mit Gute. Denn noch vor Anbruch des folgenden Tages schämte sich jener seines begangenen Unrechts so sehr, daß er ihm im Beyseyn der übrigen Reisegesellschaft freywillig Abbitte that, und seinen Ermahnungen zur Besserung zu folgen versprach. Dahin hatte ers durch seine dem Beleidiger unterwegs erwiesenen Dienste gebracht: und der ganze Vorfall machte auf die Reisegefährten einen solchen Eindruck, daß sie ihm einstimmig ihre Hochachtung bezeugten.

Auf seinen Reisen hatte er auch Gelegenheit an der Besserung und Ueberzeugung der Juden zu arbeiten. Er betrat aber nicht den Weg des Streitens und Disputirens. — den gewöhnlich die Gelehrten wählen, — weil er überzeugt war, daß man auf diesem Wege den Zugang zum Herzen ganz verfehle. Seine Methode war folgende. Erst suchte er ihnen zu zeigen, daß sein Herz fern von Haß und Verachtung sey, daß er sie vielmehr aufrichtig liebe, und daß ihre Seligkeit der Wunsch seines Herzens sey — nach Paulus Muster, Röm. 9 und 10. Dann bewies er ihnen aus Moses und den Propheten, daß man ohne Herzenseinigkeit keine Hoffnung findenvergebung und Seligkeit habe, wobei er

Pf.

Ps. 51, 12. zum Grunde legte. Hierauf zeigte er, daß sie, so wenig, als die Christen in ihrem natürlichen Zustande, ein reines Herz hätten, und daß sie beym Judenthume auch nicht dazu gelangen würden: aber die Christen könnten sich rühmen, daß sie Reinigung des Herzens durch den Glauben an Jesum erlangten. Dies wußte er ihnen an seinem und anderer Beyspiel darzuthun, durch Gegeneinanderhaltung des ehemaligen und gegenwärtigen Zustandes.

„Daraus folgt nun — fuhr er fort — daß Jesus der wahre Messias ist. Denn die Propheten haben in vielen Stellen, die nach dem eignen Zeugniß der jüdischen Lehrer vom Messias handeln, ausdrücklich geweissagt, daß der Messias es sey, der den Menschen ein neues Herz und einen neuen Geist gebe. Also durch Jesum erlangt man Vergebung der Sünden und ewiges Leben: folglich müßt auch ihr an ihn glauben, wenn ihr selig werden wollt.“ Hierüber konnte er stundenlang so andringend und herzlich mit ihnen reden, daß sie ihn mit inniger Bewegung und vielen Thränen anhörten. Und bey manchen fehlte nicht viel, daß sie sich von ihm hätten überreden lassen, Christen zu werden; doch mangelte es den meisten unter ihnen so wenig, wie jenem Könige, der dem Apostel dieses Bekenntniß that, an Ausflügen, warum es nicht möglich wäre, solche zu werden, wie er sey.

Beym

Beym Waisenhouse besorgte er nicht nur den Buchhandel, sondern nahm auch — wie schon aus dem Vorhergehenden erhellt — an den sämmtlichen dazu gehörigen Anstalten durch Rathgeben und Mitwirken thätigen Anteil. Zur Belehrung seiner jüngern Mitarbeiter sagte er oft: „man müsse auch in dem, was einem nicht anbefohlen sey, mit Hand anlegen, so bald es die Noth erfordere. Wer das nicht thue, der sey dem trotzigen Hausgesinde gleich, das unter dem Vorwande, das sey nicht seine Arbeit, die Geschäfte der Herrschaft versäume; und wer wohl gar erst fragen könne; was wird mir dafür? der sey ein Lohnknecht, und unbrauchbar im Hause Gottes.“ Er sagte dies aber nicht bloß, er übte es auch selbst. So arbeitete er mit Fransen von Anfang an freiwillig in den Ostindischen Missionsgeschäften, richtete die Malabarische Buchdruckerey und Schriftgießerey ein, die von hier aus nach Frankenbar geschickt wurde, und lernte, um dabei desto nützlichere Dienste zu leisten, noch in seinem 49sten Jahre, während der Anwesenheit des Missionarius Ziegenbalg (1715), so viel von der schweren Malabarischen Sprache, daß er darin das Neue Testament fertig lesen konnte. — Als sich nach Neubauer's Tode (1726) niemand fand, der dessen Stelle hätte ersehen können, und Franke darüber verlegen war, übernahm Elers, aus freier Entschließung, in seinem schwächlichen Alter, das

Wich

Wichtigste von jenen ihm bis dahin fremden Geschäftz.  
Zwar bekam er beym Buchläden einen Gehül-  
fen zur Unterstüzung, behielt aber doch die Oberauf-  
sicht, und die Bereisung der Messen. Dieselbe Liebe,  
die ihn im Buchhandel unterwiesen und geleitet hatte,  
lehrte ihn auch jetzt der weitläufigen Haushaltung  
als an sein Ende mit solcher Klugheit vorstehn, daß  
ihn die erfahrensten Haustirthe bewunderten. Er  
verdient also gewiß vor andern das ehrenvolle Zeug-  
niß, daß er in der Liebe, im Dienste, im  
Glauben, in der Geduld je länger, je  
mehr that.

Den Verlust seines theuren Franke (1727),  
mit dem er über 30 Jahre in wahrer Bruderliebe  
verbunden gewesen war, empfand er tief in seinem  
fühlenden Herzen: aber er war unter den Weinenden  
der erste, der sich wieder ermannete, und nicht nur  
die Mitarbeiter, sondern auch die Vorsteher des Wais-  
senhauses ermunterte, getrost fortzuarbeiten. Er  
selbst ging darin allen mit seinem Beyspiele vor, und  
konnte es nicht dulden, wenn manche über diesen  
Verlust nur flagten, und dadurch sich und andere  
zur Verzagtheit stimmten. Er drückte sich darüber so  
aus: „Der liebe Mann sagte uns ja selbst, da wir  
über seine zunehmende Schwachheit betrübt waren:  
Wenn ein Knecht im Hause stirbt, so hört  
darum die Haushaltung nicht auf. Und  
hat er daran nicht recht geredet? Also laßt uns nicht  
flas-

flagen, sondern Hand anlegen, und bedenken, daß dieses Werk nicht auf den Stifter, noch auf irgend einen Menschen, sondern allein auf Gott ge- gründet ist, und daß es nur im Glauben an ihn fortgeführt werden kann.“

Nach dieser Schilderung des seltenen Mannes bedarf es wohl keiner Aufzählung seiner vornehmsten Charakterzüge und natürlichen Geistesgaben. Es fällt von selbst in die Augen, daß sich unter den letzten die glückliche Leichtigkeit im Fassen und im Arbeiten, der scharfe Verstandesblick, Muth, Fleiß, Beharrlichkeit und Unverdrossenheit bey den mühsamsten Geschäftten, ganz vorzüglich auszeichneten. Thätigkeit war ihm so zum Bedürfniß geworden, daß er denen die ihn bey seinem herannahenden Alter zur Arbeits erleichterung bereden wollten, die Antwort gab, die er aus Spener's Munde oft gehört hatte: Wer mir die Arbeit nimmt, der nimmt mit das Leben. Aber wahre Erleichterung bey seinen mühevollen Geschäftten verschaffte er sich durch Punctlichkeit, durch Beobachtung der genauesten Ordnung, — die jedoch nie ins Kleinliche und Uebertriebene ausartete — und durch die Sorgfalt mit der er alles zu rechter Zeit aufschrieb, ohne sie auf die Treue seines Gedächtnisses zu verlassen. Sein Temperament war feurig; aber durch Frömmigkeit und strenge Wachsamkeit über sich selbst gelang es ihm, sich zur Sanftmuth und Beugsamkeit so zu gewöhnen,

wöhnen, daß er darin andern als Muster vorleuchtete. Er bewies großen Ernst gegen alles Unrecht, sonderlich bey seinen Unvertrauten; indessen hütete er sich sorgfältig, nicht aus Leidenschaft zu handeln: und war er ja einmal davon übereilt worden, so nahm er sich ein solches Versehen so genau, daß seine Freunde Mühe hatten, ihn darüber zu beruhigen. Dieselbe Demuth und anspruchslose Bescheidenheit, wodurch Francke und andere ausgezeichnete Männer jenes Zeitalters so liebenswürdig waren, fand sich auch bey ihm. Von der Ehre dessen, was durch ihn geschah, maßte er sich so wenig etwas an, als von den Gütern, die er andern erwarb. Wer ihn loben wollte, dem pflegte er zu sagen: „Können sich die Calcanten der Orgel rühmen, daß sie schöne Musik machen helfen? Und wie kann ich mir das annehmen, wenn mich Gott bey seinem Werke zu etwas gebraucht hat?“

Sein Beyspiel predigt laut, was fromme Demuth und wahres Christenthum vermöge, und wie man auch unter großer Zerstreuung durch äußerliche Geschäfte, und in jedem Berufe und Stande ein redlicher Christ seyn, und zur wahren Wohlfahrt anderer wirken könne, wenn man nur wolle. Breithaupt schrieb nach Elers Tode: „Recordans, ab initio quid Ille praestiterit et agendo et patiendo: minora puto omnia, quae scribentur de ipso:“ und darin stimmen ihm alle bey, die das-



mals etwas zu seinem Lobe öffentlich geredet oder geschrieben haben. — Seine letzte Krankheit — der er im Anfang mit angestrengten Kräften widerstand zu thun versuchte — war ein bösartiges hinziges Fieber. Er litt mit stiller Gelassenheit, im beständigen Aufsehen auf den, dessen Dienste er sein ganzes Leben gewidmet hatte, und schlummerte am 13ten Tage der Krankheit, in seinem 62sten Lebensjahr, im Beyseyn und unter den Segnungen des Pastor Freylinghausens, sanft in eine bessere Welt hinüber.

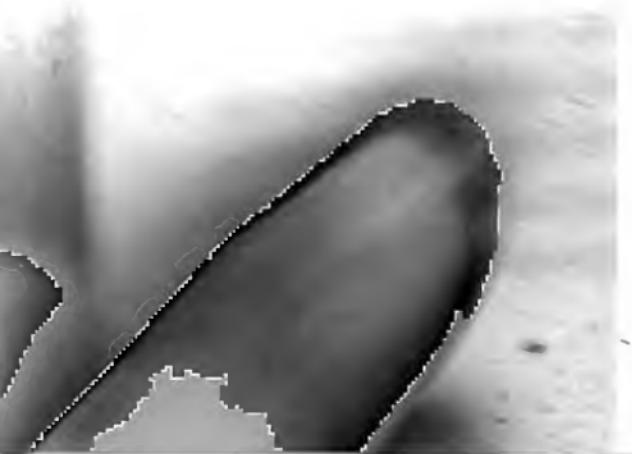
V.

Georg Andreas Weise.

Geboren zu Astrachan 1737.

Gestorben zu Magdeburg 1792.

---



---

bgleich der Mann, dessen Andenken die folgenden  
itter gewidmet sind, weder durch seine Schicksale noch  
h seine Gelehrsamkeit mit den in dem Vorangehenden  
lischen werden kann, auch einer späteren Zeit angehört  
, so verdient doch das Wenige, was über ihn gesagt  
schon deswegen aufbewahrt zu werden, weil es die  
undsätze des sel. Knapp, über die beste Art zu pre-  
m, zwar kurz aber doch sehr lehrreich darstellt. Es  
aus der Vorrede genommen, welche er den erst nach  
ri sens Tode (Halle 1793) herausgegebenen Pre-  
jten derselben über die Sonntags- und Festtags-Epis-  
n in ausführlichen Entwürfen, voranschickte.

---

Georg Andreas Weise war der Sohn Georg  
i edrichs, eines dem sel. A. H. Franke als Alma-  
ensis sehr werthen Mannes. Auf seine Empfehl-  
ung war er Hausprediger bey dem russischen Gene-  
, Grafen von Münich, in St. Petersburg  
vorden. Da aber der Graf nach Sibirien gehen  
sste, wollte er ihm dahin nicht folgen, blieb jes-  
doch

doch vors erste noch in Russland, und stand verschiedenen kleinen deutschen lutherischen Gemeinden, besonders der in Astrachan, als Prediger vor. In dieser Stadt wurde Weise 1737 geboren, und kam in seinem fünften Jahre nach Halle, wohin sein Vater (1743) als Oberinspector der deutschen Schulen des Waisenhauses von dem Sohn und Nachfolger A. H. Franckens, dem D. G. A. Franke, berufen war. Seine erste Bildung erhielt er in den Lehranstalten des Waisenhauses. Unter der Anleitung einiger geschickten Lehrer der lateinischen Schule erlangte er in den Vorbereitungswissenschaften, und vornehmlich in den alten Sprachen, nicht gemeine Kenntnisse. Den akademischen Unterricht benutzte er vom Jahre 1754 an, und besuchte die theologischen Vorlesungen der damaligen hiesigen Lehrer, Franke Michaelis, Baumgarten, Freylinghausen, und besonders meines seligen Vaters. Die letztere liebte und schätzte ihn ganz vorzüglich: er war daher in meinen Kindheitsjahren oft im Hause meiner Eltern; ich gewann ihn schon damals lieb, und in meinem reisern Alter wurde das Band vertraute Freundschaft unter uns geknüpft. Von dem zweiten halben Jahre seiner akademischen Studien gab er in den Schulen des Waisenhauses Unterricht um sich dadurch recht frühzeitig zu seiner künftige Bestimmung, als Lehrer, vorzubereiten. In seinem ganzen Leben bekannte er's mit dankbarem Hei-

n, daß diese Uebung ihm große Vortheile gebracht, id zu seiner vollen Ausbildung das meiste beragen habe. Im Jahre 1756 wurde ihm zuerst die nähre Aufsicht über einen Theil der Waisenkinder anvertraut; 1757 ward er Inspector bey der Mädchenschule und 1759 Inspector der Knabenschule. Hierauf kam er 1760 nach Dresden, als hrer bey den Kindern des chursächsischen Kabinettsministers, Freyherrn von Ende, fehrte aber, merachtet er dort in einer sehr glücklichen Lage war und die vortheilhaftesten Aussichten hatte, inm folgenden Jahre, den Wünschen seiner Eltern mäß, wieder nach Halle zurück, und wurde sein Vater als Oberinspector über die sämtlichen ürgerschulen des Waisenhauses adjungirt. Diesesamt verwaltete er bis 1768, wo er den Ruf als Diaconus an der hiesigen Georgenkirche in Glauchau nahm. Im Jahre 1774 wurde er erster Prediger bey dieser Gemeinde. Sein Wille war es wohl gewesen, Halle zu verlassen; aber 1783 erhielt ganz unvermuthet den Ruf zur zweyten Predigerstelle an der Katharinenkirche in Magdeburg, und die Umstände fügten sich so, daß er die deutlichen puren der göttlichen Vorsehung dabei nicht verkennen konnte. Hier stand er bis in das Jahr 1792, o ihn Gott zu großem Schmerz seiner Gemeinde am 16. Junius abrief. Er genoss in Magdeburg, wie vorher in Halle, allgemeine Achtung, Liebe und

und Zutrauen seiner Gemeinde, seiner Amtsgehilfen, und aller, die ihn näher kannten. Denn er war ein Mann von geprüfter Rechtschaffenheit; treu in seinen Amtsgeschäften, exemplarisch in seinem öffentlichen und häuslichen Leben, und seiner Gemeinde nicht bloß durch öffentliche Vorträge, sondern auch durch Lehrreichen Privatunterricht nützlich. Auch an seinem Beispiel sahe man den hohen Werth einer religiösen Erziehung und frühzeitigen Frömmigkeit. Denn die Kraft des Evangeliums, das er predigte, hatte er von Jugend auf an seinem eigenen Herzen erfahren; er bekannte sich daher mit Wort und Wandel zur Lehre desselben, und sein ganzes Bestreben ging dahin, seine Anvertrauten auf den Weg zu leiten, worauf er selbst wandelte, fest überzeugt, daß dieser am gewisstenen zur wahren Glückseligkeit führe. Er war von sanftem Charakter, demüthig, bescheiden, duldsam; offen und unverstellt, ein treuer, redlicher Freund; unermüdet thätig, wo etwas Gutes zu stiften war; vorsichtig und bedacht sam in seinen Entschlüsse; fest und beharrlich bey Ausführung derselben. Sein männichfältigen Kenntnisse wußte er in den öffentlichen Lehrvorträgen und im gesellschaftlichen Umgang auf eine sehr gemeinnützige Art mitzutheilen. Er blieb aber nicht bey dem stehen, was er in frühen Jahren gelernt hatte, sondern er ging mit nem Zeitalter fort. Neben den brauchbarste

thei

ecologischen Schriften, die er fleißig gelesen hatte, s und studirte er auch die neuern, und ließ das ute darin nicht unbenuützt. Denn er glaubte, der usspruch Jesu sey nicht umsonst aufgezeichnet: daß der Religionslehrer dem Beyspiel eines Flugen ausvaters folgen müsse, der aus seinen gesammelten Vorräthen Altes und Neues nehme, um von eidem für sich und für andere weisen Gebrauch i machen.“ Matth. 13, 52.

Nun von seinen Grundsätzen, in näherer Be-  
ehung auf Inhalt und Einrichtung dieser  
predigten. Er war der Meinung, daß die christ-  
liche Glaubenslehre mit der Sittenlehre in  
genauer Verbindung stehe: die Bewegungsgründe  
ur Sittlichkeit müßten aus der ersten hergenom-  
men werden: denn der christliche Tugendwandel  
ey Frucht und Folge des Glaubens an das Evangel-  
ium von Jesu Christo. Mit Recht behauptete er,  
daß es der Lehrart Jesu und seiner Apostel nicht  
gemäß sey, wenn das eine von dem andern getrennt  
werde. Bey seiner großen Achtung für die heilige  
Schr ift ließ er sich's angelegen seyn, die in der-  
selben enthaltenen Wahrheiten seinen Zuhörern,  
ohne Beymischung fremder Zusätze, vorzutragen.  
Auch brauchte er häufig biblische Ausdrücke und  
Redensarten, und bezog sich gern auf Schriftstel-  
len, indem dies, wie die Erfahrung lehrt, oft von  
Knapp's Leben gel. Männer.

größter Nutzen ist, stärker auf das Herz w und, aus sehr begreiflichen Ursachen, bleiben Eindrücke darin zurückläßt, als wenn dieselbe S mit andern Worten gesagt wird. Doch blieben gleichen Wörter und Redensarten nicht unerkl so bald sie ihm einer Erläuterung zu bedürfen si nen. Bisweilen geschah dies nur mit wen Worten, oft aber auch ausführlich. Ohne sich eigentliche Widerlegung schriftwidriger Vorstellun in der Glaubenslehre, oder auf gelehrte Beweisung einzulassen — denn beides gehörte, nach ner Einsicht, nicht für den Kanzelvortrag — theidigte er doch die erkannte Wahrheit mit Wahrnahm auf die Einwendungen dagegen Rückspürte den Quellen derselben nach, und suchte zu verstopfen; zeigte auch, daß die Forderun der Lehre Jesu ihren guten Grund in der Besd fenheit der menschlichen Natur haben, und Bedürfnissen derselben genau angepaßt sind. I war es gewiß, daß der eigentliche Beruf ei evangelischen Lehrers der sey, Jesum Christi zu predigen, das ist, zu zeigen, was Christ für uns gethan habe, und was seine Lehre von i fordere. Das Evangelium von seiner Versöhnung der wir unsere Begnadigung bey Gott zu verdan haben, hielt er mit Paulus für ein von Gott v ordnetes kräftiges Mittel zur Beseligung aller der die daran glauben. Er blieb also hier ganz bey d

achen Vorstellungen der heiligen Schrift, und te, nach dem Vorgang derselben, wie aus dem Glauben an Jesum, den Heiland der Welt, aufstige und dankbare Liebe zu ihm, und aus dieser e willige Beobachtung aller seiner Gebote herze. Davon ging er in seinen Vorträgen beständig aus, darauf führte er alles zurück. Allen solchen Meinungen, die mit dem Geist des achtens bestenthums in Widerspruch stehen, und auf den Verwandlung der Christen nachtheilig wirken, arzte er mit Ernst und Nachdruck entgegen. — In seinen Zuhörern waren mehrere redlich gesinnte Christen, aber auch manche unbefestigte und mit vley Vorurtheilen eingenommene, die sich an die Gesellschaft jener mit anschlossen. Auf diese nahm oft in seinen Vorträgen Rücksicht, und suchte sie durch sanfte Belehrung zurechtzuweisen, und vor Intritten zu verwahren. Daher seine öfteren Mahnungen vor geistlichem Stolz, vor unzeitiger Fehrsucht, vor dem unbefugten Richter unserer Brüder und der lieblosen Verachtung und Verdigung derselben. Daher die mehrmals wiederholten Bemerkungen: daß man in den an sich glichen Beförderungsmitteln zur Gottseligkeit nicht Gottseligkeit selbst sezen, nicht an äußerem Vorwerk hängen; noch auf gewisse menschliche Vortragsarten, oder unterscheidende Ausdrücke, einen solchen Werth legen müsse, als wenn darin



das Wesen des wahren Christenthums selbst bestehen. Darum zeigte er oft, wie man bey aller anscheinenden Verschiedenheit der Vorstellungsarten und Ausdrücke, dennoch in der Hauptsache Eines Sinnes seyn könne.

Es war ihm nicht darum zu thun, die Zuhörer bloß angenehm zu unterhalten, oder sie nur in kurze Zeit zu erschüttern, und schnell vorübergehend Affectionen bey ihnen aufzuregen, sondern seine Bemühung ging hauptsächlich dahin, durch den Bestand auf das Herz zu wirken. Daher fleißigte er sich eines ungekünstelten und lichtvollen Vortrags, und suchte den eigentlichen Lehrton treffen, den er für den geschicktesten hielt, Ueberzeugung und Besserung bey seinen Zuhörern zu bewirken. Er glaubte, daß uns auch hierin Reden Jesu und der Apostel zum Muster dienten und daß man von den Paulinischen Grundsätzen hierüber, 1 Corinth. C. 1—3, nicht abweichen müsse. Dabei aber fehlte es seinen Religionsträgern nicht an Kraft und Nachdruck, sie waren vielmehr eindringend und rührend; denn er reichte die Sprache des Herzens, die wieder zu Herzen geht. Sein mündlicher Vortrag gewann dadurch viel, er frey war, ohne sich im Ausdruck und in Ablungen ängstlich an den schriftlichen Entwurf zu halten. Dies war sonderlich der Fall bey der näc-

eignung am Schlus<sup>s</sup> der Predigten, wo er ganz  
s<sup>s</sup> der Fülle des Herzens redete. Man findet das-  
e in diesen Entwürfen mehrmals statt der Antwei-  
ng nur einen einzelnen kurzen Satz, oder eine gut-  
wählte Schriftstelle, worüber er mündlich weitere  
Läuterung gab.

Die vielen Hindernisse und Schwierigkeiten,  
ein Religionslehrer in unsren Zeiten, sowohl in  
seinem Amt überhaupt, als auch bey seinen öffent-  
lichen Vorträgen zu überwinden hat und oft so we-  
g<sup>s</sup> überwinden kann, waren ihm aus der Erfah-  
rung genau bekannt; aber er ließ sich dadurch we-  
r<sup>s</sup> zur Muthlosigkeit verleiten, noch in seinen oben  
geführten Grundsätzen irre machen. Da er als  
rediger einer Stadtgemeinde auch gebildete Zu-  
hörer hatte: so nahm er auf diese allerdings Rück-  
ht — wie dies auch in diesen Entwürfen sichtbar  
— aber von keiner unter seinen Predigten wird  
man behaupten können, daß sie Sachen abhandelte,  
die bloß diese n verständlich sind, oder daß sie in  
nem Vortrage gehalten wäre, den bloß diese fas-  
sen können. Zu den gebildeten Ständen gehört  
ebst in großen Städten fast immer nur die kleinste  
Inzahl der Gemeindeglieder, und besonders der  
völklichen Zuhörer der Predigten. Nur für diese  
zu predigen, und die andere weit zahlreichere Classe  
darüber zu vernachlässigen, hielt er für unverant-  
wort-

wortlich; und war dabei überzeugt, daß die Sachen die ein Prediger eigentlich vorzutragen habe, von der Art wären, daß sie auch dem gemeinsten Zuhörer deutlich gemacht werden könnten. Von Dingen, die nur wenigen erreichbar wären, müsse nicht gepredigt werden, sondern von dem, was auch die Einfältigste fassen und zum Genuss für sein Herz anwenden könne. Wie er übrigens das Verfahren derer beurtheilt habe, die unter dem Vorwände daß sie für Gebildete predigten, die eigenthümlichen Lehren des Christenthums aus ihren Vorträgen ganz ausschließen, erhellt aus dem, was im Vorhergehenden gesagt ist.

**VI.**

**V e r m i s c h t e  
u f f s ä h e u n d A b h a n d l u n g e n .**

---



## Ueber die Pharisäer und Sadducäer.

Bey dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus sollte man eine zusammenhängende Geschichte beider artheiten, eine Untersuchung ihres Ursprungs, nebst einer deutlichen Darstellung ihrer Grundsätze und Unterscheidungslehren erwarten. Aber er handelt so gelegentlich, und an den meisten Orten nur wie in Vorbeigehn von ihnen. Was man bey ihm findet, sind einzelne Materialien und Bruchstücke, bey deren Zusammensetzung und Verbindung viele Lückenbrig bleiben, die man mit Hypothesen füllen muß. Selbst ihre dogmatischen Unterscheidungslehren werden zum Theil so dunkel und zweydeutig von ihm vorgetragen, daß die Ausleger über den wahren Sinn seiner Worte von jeher gestritten haben. Und bey dem allen versichert er doch im Anfang seiner Lebensbeschreibung, daß er von Jugend auf vielen Fleiß angewendet habe, die jüdischen Secten kennen zu lernen und ihre Grundsätze zu untersuchen. In

reisern Jahren bekannte er sich zur Pharisäerpartei. Aber die Nachrichten, die er von dieser Secte und ihren Gegnern, den Sadducäern giebt, sind lange nicht so ausführlich und genau, als die von den Essenern. So merkwürdig auch die Secte der Essener ist: so hatten doch Pharisäer und Sadducäer weit größeren Einfluß in den Staat, in die Sitte und Denkungsart der Nation, als diese stillen Sonderlinge. Man sage nicht: Josephus schrieb für Juden, bey denen er vieles als bekannt voraussetzt. Denn nicht bloß für Juden, sondern vornehmlich für Auswärtige setzte er seine Geschichte auf.

Bon dem Ursprung beider Parteien findet man nichts bey ihm. Er begnügt sich zu sagen, daß die drey jüdischen Secten sehr alt wären (Alterth. 18, 2.). Das erste Mal gedenkt er ihrer in der Geschichte des Maccabäers Jonathan, als dieser in seinen letzten Jahren ein Bündniß mit den Römern und Spartanern mache. Damals, sagt (Alterth. 13, 9.), waren drey Secten unter den Juden. Nicht, als wären sie damals entstanden — sondern die Meinung scheint zu sein, um diese Zeit wären sie erst recht bekannt, und in Einfluß auf das Volk und die öffentlichen Angelegenheiten merklicher geworden, als vorher. Also, ich frage: wenn sind sie entstanden? und: was gab die Veranlassung zu ihrer Entstehung? lass sich aus Josephus nicht beantworten. Endess

find

iden sich in der Geschichte der jüdischen Nation, und selbst der Pharisäer und Sadducäer gewisse Spuren, denen man nur nachgehen darf, um die Entstehungsart beider Secten zu finden, und daraus läßt sich denn auch einigermaßen auf die Zeit ihrer Entstehung schließen. Nach Alleganz des Großen Kode kamen die Juden unter die Herrschaft der griechischen Könige, die über Syrien und Aegypten regierten. Dies ist der Zeitpunkt, da sie mündlichen Ueberlieferungen bey ihnen vornehmlich zu gelten anfangen. Sie geben den Antigonus von Socho, der zu den Zeiten des ägyptischen Königs Ptolemäus Soter lebte, für den Hauptbeförderer der sogenannten mischnischen Lehrart aus. Nur wenige Juden konnten damals das mosaische Gesetzbuch noch in der Urschrift lesen. Die Sprache der Juden in Syrien und Judäa war die aramäische, die zwar eine mit dem hebräischen verwandte Mundart ist, aber doch so viel Eigenthümliches und vom Hebräischen Abweichendes hat, daß die gemeinen Hebräer schon zu Jesaias Zeiten (Cap. 36, 11.) einen aramäisch redenden nicht verstanden. Nach dem Gesetzbuch Mose — das dem größten Theil der Nation nun immer unverständlich wurde — mußte gleichwohl in bürgerlichen und gottesdienstlichen Dingen entschieden werden. Es war die Grundlage des Religionsunterrichts und wurde in den Synagogen vorgelesen.

Sollte

Sollte es verständlich seyn, so müßten es die Gelehrten auslegen und übersetzen, wovon sich sogar zu Esra's Zeit Spuren finden, Nehem. 8, 7. Wer die Geschichte der Juden in diesem Zeittypus kennt, wird diesen Gesetzauslegern wenig Kennt und Geschmack zutrauen. Aber bey dem Volke stand sie in großen Ansehen; es glaubte ihnen auf ihr Wissen den Gesetzlehrern an eigener Geschicklichkeit Einsicht fehlte, das suchten sie durch das Ansehen älteren Lehrer zu ersetzen, auf deren Aussprüche, sie oft falsch verstanden, oder wohl gar erdacht sie sich beständig beriefen. Aber es war auch damalige Verfassung und Lage der jüdischen Nation ganz anders, als zu Moses Zeiten. Ihre Meinungen und Denkungsart hatten sich allein in vielen Stücken sehr geändert. Moses gab Gesetz für ein freyes unabhängiges Volk: jetzt standen sie schon seit langer Zeit unter der Herrschaft fremder Regenten. Diese Veränderungen mit der Nation vorgegangen waren, machte allein viele von den alten Gesetzen unbrauchbar, denn forderten auch ganz neue Verordnungen, welche Moses gar nicht hatte denken können. Sollte man nun diesen Bedürfnissen abhelfen? wollte nicht das Ansehen haben, als änderte man Gesetzbuch, als schaffte man die darin wirkhaltenen Gebote ab. Man half sich also mirungen; bald nahm man unvermerkt etwas

ild setzte man etwas hinzu; fürg man feilte so  
mge daran, bis endlich ein Sinn heraus kam, der  
lit den Absichten der Gesetzlehrer und mit den Um-  
änden des Orts und der Zeit übereinstimmte. Hät-  
ten die Gesetzesleger mehr Aufklärung, mehr rich-  
ige und vernünftige Religionskenntniß gehabt; hät-  
ten sie sich weniger von Eigennutz und Nationalvor-  
theilen regieren lassen: wie viel würden sie nicht  
ur Cultur und Sittenverbesserung des Volks haben  
beitragen können! Sie würden Jesu gleichsam vor-  
arbeitet haben, der den großen Plan, das Gesetz  
zu vervollkommen und vollständiger zu  
machen (Math. 5, 17.), so glücklich ausführte.  
Aber, anstatt es zu vervollkommen, haben sie  
es — wie Christus sagt — durch ihre Zusätze und  
falschen Deutungen gänzlich auf. Math. 15, 6.  
Um diesen Zusätzen, Auslegungen und Aenderungen  
ein desto ehrwürdigeres Ansehen zu geben, überredet  
ten sie das Volk, daß alles dieses nicht von ihnen  
erfunden, sondern daß es Ueberlieferung der  
Vorwelt sey. Sie gaben vor, Gott habe, außer  
den schriftlich aufgezeichneten Gesetzen, noch andere  
gegeben, die schriftlichen dadurch zu erklären und  
ihre Anwendung zu erleichtern. Diese Auslegungen  
hatten sich von Moses Zeiten an unter den Hächtern  
und Lehrern der Nation durch mündliche Ueberlie-  
ferung erhalten. Sie wuchsen nach und nach zu  
einer ungeheuren Menge an. Man schätzte sie dem  
ge-

geschriebenen Gesetz gleich, oder zog sie ihm vielmehr wirklich vor, nannte sie das zweyte Gesetz und machte schriftliche Sammlungen davon, woraus nach Christi Zeiten der Talmud entstanden ist. Die Lehrer und Ausleger der jüdischen Gesetze kommen im neuen Testamente unter dem Namen der Schriftgelehrten und Gesetzverständigen (*τομικοί, νομοδιδασκαλοί, γραμματεῖς*) oft vor. Sie waren nicht bloß Theologen, sondern auch Rechtsgelehrte. Denn die mosaisthen Gesetze und die Ueberlieferungen schränkten sich nicht bloß auf Religion und Theologie ein, sondern umfassten zugleich alles, was zur bürgerlichen Verfassung und Staatsregierung gehört. Beides war aufs genaueste verbunden und gleichsam in einander verwebt. Mit dem Gesetz beschäftigte sich, nach Moses Verordnung, vorzüglich der Stamm Levi und die Priester. Aber auch andere Juden, die nicht zum Stamm Levi gehörten, legten sich darauf, wie z. B. die Propheten, die bald aus diesem, bald aus jenem Stamm auftraten. Die Gesetzlehrer machten also die gelehrtte Classe des Volks aus. Ihre Gelehrsamkeit war gewöhnlich von sehr geringem Umfang, und schränkte sich bloß auf das mosaische Gesetz und die Traditionen ein. Aber diese enthielten eben die Grundsätze der ganzen gottesdienstlichen und bürgerlichen Verfassung der Juden. Was war also natürlicher, als dieses, klug Männer, die im Besitz dieser Kenntnisse waren,

die

wichtigsten Aemter im Staat und in der Kirche elten? daß sie an der Regierung Antheil bekaz? die Gerichtsstühle besetzten und den öffentlichen tesdienst nach ihrem Gutbeinden einrichteten? konnten aber ihre Absichten nicht erreichen, wenn t eine gewisse Ueber ein st i m m u n g und Verz i g u n g unter ihnen Statt fand, daß nicht einer der andere anders lehrte. In dieser Vereinig der strengsten unter den missch n i s c h e n L e h z n ist nun eigentlich der Ursprung der Phariz r p a r t e y zu suchen. Es gab einige Lehrer, die den mündlichen Ueberlieferungen und Ergänz gen des Gesetzes nichts als gültig anerkennen woll: andere gingen einen Mittelweg, wollten zwar it alle Traditionen geradezu verwerfen, legten en aber doch keinen so hohen Werth bey, und ten sie dem geschriebenen Gesetze nach. Diese rschiedenheit der Meinungen, wovon wir in der schichte die deutlichsten Spuren finden, verursachte Erennung unter ihnen. Die strengsten Anhänger der Ueberlieferungen schieden sich von den gemästern und von den völlig erklärten Gegnern der iditionen, und behielten endlich bey ihrer Menge, d bey dem großen Anhang, den sie sich unter dem lk zu erwerben wußten, die Oberhand. Sie verz i gten sich zu einer besondern Gesellschaft, die sich mer genauer verband, um ihre Entwürfe mit verz i gten Kräften auszuführen, und ihrer Gegenpartey mit

mit desto glücklicherem Erfolg entgegen zu arbeiten. Sie rühmten sich einer besondern Strenge u Heiligkeit, und gaben sich, wie Josephus sagt, für Lieblinge Gottes aus. Daher legten sich den Namen פְּרִתְשָׁרִים, oder Pharisäer ben, welches Abgesonderte oder Heilige bedeutet. der damaligen Landessprache der palästinischen Ju war פַּר ein sehr gewöhnliches Wort, welches in dem Hebräischen בָּר und פָּר aussondern, heiligen, einerley Bedeutung hatte, und daher den chaldäischen Umschreibungen des A. T. bei Wörtern oft entspricht. Auch die Rabbinen sag daß sie diesen Namen destwegen bekommen hät weil sie sich absonderten von aller Unreinigkeit, von dem großen Haufen durch strenge Beobachtung der Gesetze unterschieden und eben so auszeichneten wie ehedem die Nasiräer. Von dem Stifter dieser Partey wird nirgends etwas gemeldet. Sie sind auch wohl nicht irgend einen einzelnen Lehrer zu Urheber gehabt haben: sie ist wahrscheinlich nach und nach entstanden und erst um die Zeit recht bemerkbar worden, da ihr Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten wichtig zu werden anfing, welches nach oben angeführten Stelle aus dem Josephus (terth. 18, 2.) in den letzten Jahren Jonathas geschehen ist. Aber den Anfang ihrer Entstehung muß man in viel fröhtere Zeiten setzen. Es ist wohl nicht zu weit gegangen, wenn man behauptet,

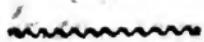
e wenigstens drey Jahrhunderte vor Christo schon gewesen seyn müsse, da die Juden schon von da den Hauptanfang der mischnischen Lehrart rechen. — Ihre vornehmsten Gegner waren die Sadducäer. Daß sie von einem gewissen Saök, einem Schüler des Antigonus von Socho, kein Namen haben, ist bloß Nachricht späterer Zeiten lange nach der zweyten Verstörung Jerusalems, davon sich nichts beym Josephus findet. Die ganze Erzählung, die die Juden von ihrem Ursprung geben, sieht völlig wie eine Rabbinische Erdichtung aus. Viel wahrscheinlicher ist es, daß der Name Sadducäer (סַדּוּכָאֵר) von πτερον hergeleitet werden müsse. Nur glaube ich nicht, daß es richtig ist, wenn man dieses Wort durch Gerechte überetzt. Vielmehr scheint es Rechtgläubige oder Orthodoxen anzugeben. Im Hebräischen und den verwandten Mundarten bedeutet πτερον oft Wahrheit, wahre Religion, ingleichen Rechtgläubigkeit, Orthodoxye. Das Wort δικαιοσύνη, womit man πτερον wörtlich überetzt, hat daher bisweilen dieselbe Bedeutung bey den griechischen Juden. Sie nannten sich so im Gegensatz gegen die Pharisäer. Wie sie dazu kamen, gerade diesen Unterscheidungsnamen anzunehmen? läßt sich aus der Stelle des Josephus, die von dem Hauptgrund der Verschiedenheiten beider Parteien handelt, leicht abnehmen. „Die Pharisäer, sagt er (Alterth. 13, 18.),

schreiben den Volk viele Gesetze vor,  
 die Ueberlieferungen der Vorfahren  
 sind, die aber in Moses Gesetzbuch nicht  
 stehn und eben darum (דברות, weil sie näm-  
 lich nicht im Gesetzbuch stehn) werden sie von  
 den Sadducäern verworfen. — Die Sad-  
 ducäer behaupten, nur das geschriebene  
 Gesetz sey als Gesetz verbindlich; was  
 zur Ueberlieferung gehöre, brauche man  
 nicht zu beobachten. Beide Parteien  
 haben hierüber die heftigsten Streitig-  
 keiten geführt. Mußte nicht eine Partei, die  
 so dachte, eine Secte, bey welcher die Ueberliefe-  
 rungen alles galten, für irrgläubig halten?  
 Konnte sie sich nicht in Vergleichung mit ihr, den  
 ehrenvollen Namen der Rechtgläubigen beple-  
 gen? Selbst der Name Pharisäer war einer  
 nachtheiligen Deutung fähig. Er sollte Ausgeson-  
 derte oder Heilige bedeuten: aber er konnte auch  
 Schismatiker anzeigen, d. i. solche, die sich vor  
 den Rechtgläubigen trennten, von den Rechtgläu-  
 bigen (צדוקים), die nur die heiligen Nationalbücher  
 der Juden als Erkenntnisgrund ansahen. Daß die  
 Pharisäer auch ihrer Seits nicht unterlassen haben,  
 die Sadducäer zu verfolgen und als Irrgläubige  
 beym Volk verdächtig zu machen, beweist die Ge-  
 schichte hinlänglich. Auch im Talmud und bey den  
 Rabbinen, die völlig Pharisäischen Grundsätzen fol-  
 gen,

gen, werden die Sadducäer mit allen bey den Juden üblichen Rezernamen belegt, heißen z. B. המיכים, אפיקורוס, u. s. w. Also hat der Wolfenbüttelsche U n g e n a n n t e \*) wohl nicht Recht, wenn er behauptet, die Sadducäer wären von den übrigen Juden nicht unter die Rezter gezählt worden; ohnegleichtet sie die wichtige Lehre von der Seelenunsterblichkeit gelehnt hätten.

Das Ansehen der Pharisäer und ihr Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten war schon lange vor den Zeiten Jesu sehr groß. Das Volk hielt sie für frömmier als andere, und für die besten Gesetzausleger. (Josephus, vom jüd. Kriege, I, 4.) Das allgemeine Zutrauen, das man in ihre Kenntnisse und Einsichten setzte, öffnete ihnen den Weg zu den wichtigsten Stellen im Staat. Zu Christi Zeiten bestand der hohe Rath zu Jerusalem größtentheils aus Pharisäern: und aus den Nachrichten der Evangelisten erhellt, daß beynah alle von ihrem Wink abhing. Zwar gab es auch Beyläger des Rathes zu Jerusalem, die sich zur Sadducäersecte bekannten (zu welcher sich sonderlich viele angesehene und reiche Juden hielten), wie unter andern die Erzählung Apostelgesch. 23. beweiset. Selbst der Hoherpriester, Ananus, der Jacobus, den Bruder Jesu, Steinigen ließ, war ein Sadducäer.

\*) In Lessing's Beiträgen zur Geschichte und Literatur sc. Vierter Beitrag. Viertes Fragment.



(Joseph. Alt. 20, 8.) Sie konnten aber, wie Josephus versichert (Alt. 18, 2.), wenig nach ihrem Sinn ausführen. Daher nahmen sie auch ungern öffentliche Aemter an, und wenn sie es thäten, so pflegten sie, wie es am angeführten Ort heißt, den Pharisäern beizutreten, weil sie das Volk sonst nicht dulden würde. Ich verstehe dies so, daß sie zwar ihre Privatmeinungen als Sadducäer behielten, aber doch nach Pharisäischen Grundsätzen entscheiden mußten, weil diese einmal im Staat eingeführt und allgemein begünstigt waren. Der größte Theil der gelehrten Juden bekannte sich zu der Partei der Pharisäer, wie auch Paulus ehemals, als er noch Jude war. In den Evangelien werden daher Schriftgelehrte und Pharisäer oft zusammengesetzt, und sogar eins mit dem andern als gleichbedeutend verwechselt, z. E. Matth. 22, 35. vergl. Marc. 12, 28. Die öffentlichen Gebete, und alles, was zum Gottesdienste gehörte, war nach ihrer Vorschrift eingerichtet. (Josephus, Alt. 18, 2.) Sie erwarben sich die Achtung des gemeinen Volks durch ihre scheinbare Tugend und Mäßigkeit, durch ihre Religiosität und Pünctlichkeit in Beobachtung des Gesetzes (Matth. 15. Luc. 11, 38. 42.), durch ihr häufiges Beten und Fasten (Matth. 6, 5. E. 23 13. Luc. 5, 33. E. 18, 12.), ihr öffentliches Almosengeben (Matth. 6, 1. 2.) und durch viele andere Dinge, die dem großen Haufen Hochachtung und

und Ehrerbietung für sie einzuflößen im Stande waren. Ihre Sitten waren gefällig und einschmeichelnd, und ihr Betragen gegen Geringere sehr herablassend und geschmeidig. Ihre Hauptbemühung ging dahin, sich durch Gunst des Volkes mächtig und furchtbar zu machen. (Joseph. Alt. 13, 18.) In ihrer Gewalt stand es, selbst die Oberhäupter der Nation und die angesehensten Priester verdächtig und verhaftet zu machen. Alles, was sie gegen diese sagten, wurde vom Volke geglaubt. (Joseph. am angef. Ort.) Die Geschichte des Johann Hyrcanus und des jüdischen Königs, Alexander, giebt hievon den augenscheinlichsten Beweis. Und wer erschwerte Jesu die Ausführung seiner Absichten so sehr, als eben diese Partey? So sehr sie auch für Aufrechthaltung und Beobachtung des Gesetzes zu eifern schien; so nachgebend war sie doch auch hierin gegen das Volk. Um sich des Volkes Gunst zu erhalten, bestrafte sie die begangenen Verbrechen mit großer Gelindigkeit. Die Sadduäer hingegen zeichneten sich durch strenge Ahndung aus. (Joseph. Alt. 13, 18. B. 20, 8.) Die Pharisäer erhielten und stärkten das Volk in der Meinung, daß äußere Beobachtung des Gesetzes und der gottesdienstlichen Gebräuche hinlänglich sey, sich der Gnade Gottes zu versichern, und daß Gott um der Verdienste des Abraham willen und der übrigen frommen Vorfahren der Nation, ihre Nachkommen begnadige: ein Vorurtheil, das

unter

unter den Juden so allgemein und so tief gewurzelt war, daß es Christus und seine Apostel bey aller Gelegenheit bestreiten mußten. Die Pharisäische Sittenlehre bestand größtentheils aus einem Gewebe sophistischer Grundsätze. Sie war eine Kasuistik, die die Kunst lehrte, aus allen alles zu machen, aus Unrecht Recht, und aus Lastern Tugend, wenn man nur fein genug zu unterscheiden wußte. Aus der Beobachtung unbedeutender Kleinigkeiten wurde ein Verdienst gemacht: hingegen die wichtigsten Pflichten bey Seite gesetzt und vernachlässigt. So schlägt Jesus ihre Sittenlehre überall (z. E. Matth. 23, 16 — 30. Luc. 11, 39 — 52.), und schon seine Bergpredigt, die so viele ihrer falschen Sätze widerlegt und berichtigt, giebt einen Begriff davon. Aus dem Talmud und den Schriften der Rabbinen sieht man, wie allgemein solche falsche Grundsätze durch die Bemühung der Pharisäer unter den Juden geworden sind. Unter allen ihren irrigen Lehren und Meinungen, die Christus in seinen Reden anführt und mißbilligt, ist beynahe keine einzige, die man nicht in diesen Schriften gleichfalls vorgetragen fände. Den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volks wußten sie zur Vergrößerung ihres Ansehns sehr vortheilhaft zu benutzen. Sie gaben vor, daß einige unter ihnen göttliche Offenbarungen und die Gabe der Weissagung hätten. (Joseph. Ant. 17, 3.) Auch gab es nach Matth. 12, 27. Lk.

Esbeschwörer unter ihnen. Die Mittel, die sie zur Heilung oder Linderung solcher Krankheiten, die man der Einwirkung böser Dämonen zuschrieb, brauchten, entnahm man größtentheils aus dem Josephus. (Alt. 2. Jüd. Kr. 7, 6.) kennen.

Von der inneren Einrichtung und Regierung der Pharisäerparteys findet man beym Josephus nicht viel Befriedigendes. Weit umständlicher redet er von der Verfassung der Essener. Von den Pharisäern sagt er (vom jüd. Kr. 2, 7.), sie hielten sehr zusammen und standen in genauer Verbindung unter einander. Diese Einigkeit, dieses Zusammenhalten der Pharisäer, gab ihnen die größte Stärke und den mächtigsten Einfluß. Verstellungskunst besaßen sie im hohen Grade, und gegen alle, die nicht zu ihrem Orden gehörten, waren sie sehr zurückhaltend und verschwiegen. Auf Subordination und Ordensgehorsam hielten sie mit vieler Strenge. Die Jüngeren betrugen sich sehr ehrerbietig gegen die Alten; sie durften nicht antworten, oder widersprechen, wenn sie von ihnen erinnert wurden. (Josephus, vom jüd. Kr. 18, 2.) Die Oberen und Hätpter der Parteys (*οἱ πρωτοὶ τῶν Φαρισαίων*) werden beym Josephus von den übrigen unterschieden, die zu den gemeinen Mitgliedern, oder zu den Lehrlingen der Pharisäer gehörten, welche letztere im N. T. *μαθηταὶ τῶν Φαρισαίων* heißen, - Matth. 22, 15. 16. Wer ein Essen ex werden wollte, mußte

nach

nach Josephus Bericht gewisse Probejahre aus halten. Vielleicht war bey den Pharisäern etwas Aehnliches. Dass es unter ihnen verschiedene Grade gegeben hat, und dass nicht alle, die Pharisäer hießen, darum auch in alle Geheimnisse der Gesellschaft eingeweiht waren, ist aus der Geschichte unleugbar. Zu den Pharisäern werden, wie es scheint, oft diesejenigen schon gerechnet, die nur pharisäische Schulen besucht und pharisäische Lehrer gehört hatten. Mehrere Juden bekannten sich bloß äußerlich zur Pharisäerpartei, um der Vortheil willen, die sie dadurch zu erlangen hofften, ohne darum eifrige Vertheidiger ihrer Meinungen zu seyn. Selbst Josephus scheint zu dieser Gattung zu gehörn. Nach seiner eigenen Nachricht in seiner Lebensbeschreibung hießt er sich zu dieser Secte. An einigen Orten macht er eine sehr vortheilhafte Beschreibung von ihr, sagt z. B. (Alterth. 18, 2.): dass sie ihr großes Ansehen in allen Städten des jüdischen Landes ihrer Tugend, ihrer Einsicht und mäßigen Lebensart zu verdanken habe. Aber anderwärts urtheilt er desto nachtheiliger von ihnen. Kurz vorher (Alterth. 17, 3.) beschreibt er sie als Leute voller List und Stolz, die sich selbst Königen widersetzten und sie bestritten.

Es ist viel, dass dies selbst ein Pharisäer sagt: aber sein Urtheil wird durch die Geschichte vollkommen gerechtfertigt. Eine kurze Uebersicht der vornehmsten Begebenheiten und Veränderungen, die sich

h mit dieser Partei zugetragen haben, wird hier  
n rechten Ort stehn. Man wird daraus den Geist  
dieser Secte, ihre Grundsätze und Absichten beurthei-  
n lernen. Im Jahr vor Christi Geb. 135 kam  
der jüdische Ethnarch und Hoherpriester Jo h a n n  
H y r f a n u s zur Regierung. Er war ein Schüler  
der Pharisäer gewesen; und begünstigte sie auch  
nach seinem Regierungsantritt so sehr, daß ihre  
Macht und ihr Einfluß in Staats- und Kirchensachen  
immer größer wurde. Dafür wurde Hyrfan wieder von ihnen unterstützt und in der Gunst des Volks  
befestigt. Er gab ihnen die Erlaubniß, ihm seine  
Fehler freymüthig anzuzeigen. Ein Pharisäer, Na-  
mens Eleazar, wollte Gebrauch davon machen,  
und that ihm einstmals bey einem Gastmahl den  
Antrag, daß er sein Hohespriesterthum niederlegen  
und bloß Ethnarch bleiben solle, weil er, als Sohn  
einer Gefangenen, nicht Hohespriester seyn könne.  
Seine Mutter sollte, nach einem unter den Juden  
ausgestreuten falschen Gerücht, unter Antiochus  
Epiphanes in der Gefangenschaft gewesen seyn.  
Hyrfan fand sich hierdurch sehr beleidigt. Jo-  
nathes, ein Sadducäer, hatte sich Hyrfans Freundschaft  
und Zutrauen erworben, und nutzte diesen  
Vorfall, die Pharisäer zu stürzen. Er wußte bey  
Hyrfan den Verdacht zu erwecken, daß dies Ge-  
rächt mit Vorwissen der übrigen Pharisäer aus-  
gebreitet sey. Vergeblich suchten diese ihre Unschuld  
dar-



Darzuthun. Sie bestrafsten zwar den Eleazar; aber eben dadurch machten sie sich beym Hyrkan noch verdächtiger, da sie ihm nicht Todesstrafe, sondern bloß Schläge und Gefängniß zuerkannten. Hyrkan verließ die Pharisäerpartey und ging zu den Sadducäern über. Nun wurden die von den Pharisäern gemachten Anstalten und Einrichtungen, nebst allen eingeführten Traditionen und Satzungen gänzlich aufgehoben, ja es wurde sogar Strafe darauf gesetzt, wenn sie fernier jemand bey behalten würde. (Josephus, Alterth. 13, 18.) Dieser Schritt hatte für Hyrkan, für seine Familie und Söhne, die nach ihm regierten, sehr nachtheilige Folgen. Die Ungnade des Fürsten minderte die Gunst und Achtung der Pharisäer beym Volke nicht: den Pharisäern aber war es sehr leicht, ihn, nebst seiner ganzen Familie, allgemein verhaft zu machen. Die Partey der Sadducäer war nicht so zahlreich, als die Pharisäische; aber gerade die Vornehmsten, Angesehensten und reichsten Juden hielten es mit der Secte der Sadducäer. (Josephus, Alt. 13, 18. B. 18; 2.) Die Ursachen davon sind leicht einzusehn. Der Despotismus, den die Pharisäer übten, mußte den Vornehmern nothwendig verhaft seyn. Sie glaubten, daß es unter ihrer Würde sey, dem Volk zu schmeicheln und sich von ihm und seinen Führern abhängig zu machen. Daher mißbilligten sie die Mittel, wodurch die Pharisäer den Beyfall des Volkes zu

erhalten suchten. Die falsche Höflichkeit und  
 einbare Herablassung, wodurch sich jene zu em-  
 chlen suchten, war ihnen verhaft. Daher kam  
 auch wohl, daß ihnen die Pharisäer Härte und  
 Laiigkeit im Betragen vorwarfen. (Josephus  
 om jüd. Kr. 2, 7.) Die freyere Denkungsart,  
 die unter den Sadducäern herrschte, trug sehr viel  
 zu bey, ihnen bey dem vornehmern und aufgeklär-  
 ern Theil der Nation Beyfall zu verschaffen. Bey  
 den Pharisäern ging alles nach den einmal angenom-  
 menen Satzungen, die sie für Gesetz Gottes ausgaben.  
 Was die Lehrer behaupteten, mußte ohne Widerrede  
 und ohne weiter nach Gründen zu fragen, blindlings  
 angenommen werden. Die Sadducäer hingegen ent-  
 schieden nach Moses Gesetz, nicht nach den Erklä-  
 rungen und Zusätzen der Lehrer. Jeder hatte die  
 Freyheit, in solchen Dingen, die im Gesetz nicht ge-  
 nau bestimmt waren, verschiedener Meinung zu seyn.  
 Bey ihnen war es, nach Josephus Zeugniß (Alt.  
 18, 2.), sehr gewöhnlich, über gelehrte Materien  
 mit ihren Lehrern zu disputiren und ihre Meinungen  
 dafür oder dawider freymüthig vorzutragen. Unter  
 den reichen und angesehenen Juden fehlte es auch  
 nicht an solchen, die Wollüstlinge waren und ein auss-  
 schwefendes, üppiges Leben führten. Diese brauchs-  
 ten die Sadducäische Lehre, daß mit diesem Leben  
 alles aus sey, zur Entschuldigung und Vertheidi-  
 gung ihrer Lebensart. Solche praktische Sadducäer  
 schil-

schildert das Buch der Weisheit im zweyten Capitel.

Hyrcans Nachfolger in der Regierung blieben bey seinen Grundsätzen, die er in seinen letzten Jahren angenommen hatte, und suchten die Pharisäer-Partey zu unterdrücken. Aber ihre Macht wurde dadurch nicht geschwächt. Auf ihr Anstiften brach unter der Regierung des jüdischen Königs, Alexander, eine furchterliche Empörung gegen den König aus. (Joseph. Alt. 12, 21 f.) Es entstand ein bürgerlicher Krieg, der 6 Jahre dauerte, worin auf beiden Seiten viel Blut vergossen wurde. Endlich siegte Alexander, und ließ 800 der vornehmsten Empörer kreuzigen \*). — Kurz vor seinem Tode, im Jahr vor Chr. Geb. 78 riet er seiner Gemahlin, Alexandra, die ihm in der Regierung folgen sollte, sich mit den Pharisäern auszusöhnen. Alle Unglücksfälle während seiner Regierung, und die Erbitterung des Volks gegen ihn, erklärte er für eine Folge des Hasses dieser Partey. Sie folgte seinem Rath,

---

\*) Dies ist das erste Beispiel in der jüdischen Geschichte, daß diese Art der Todesstrafe von Juden vollzogen wird. Sie hatten sie vermutlich unter den Persern kennen gelernt, bey denen sie üblich war. Seit der Zeit wurde sie unter ihnen sehr gewöhnlich, besonders nachdem sie unter Römische Herrschaft gekommen waren. Denn auch bey den Römern war sie üblich. Es wurden Slaven, Majestätsverbrecher und Rebellen gekreuzigt. Daher auch Jesus, weil man ihn als einen solchen Verbrecher angeklagt hatte.

ith, berief nach seinem Tode die Häupter der Phasäer zusammen und erklärte, daß sie ohne ihre Einwilligung nichts unternehmen werde. Sie überließ ihnen auch gänzlich, was für ein Schicksal der sich unbegrabne Leichnam ihres Gemahls haben solle: dieses hat die erwünschte Wirkung. Die erklärten Freunde Alexanders wurden nun mit einem Mal seine Verbündeter beym Volk und sein Leichnam wurde mit rohem Gepränge beerdigt. Nun regierten die Phasäer wieder, und alle Staats- und Kirchensachen lingen durch ihre Hände. Die Traditionalsatzungen, die Hyrkan aufgehoben hatte, erlangten ihre vorige Gültigkeit wieder; alle Verbanniten und Gefangenen unter der vorigen Regierung wurden zurückberufen und in Freyheit gesetzt. Sie drängen auf die Bestrafung und Hinrichtung derer, die dem König Alexander zur Kreuzigung der 800 Rebellen gerathen hatten. Unter diesen befanden sich gerade die Häupter der Nation, die bisher den größten Anteil an der Staatsregierung gehabt hatten und die sich meistens zu der Sadducäersecte bekannten. Es wurden auch wirklich mehrere nach einander hingerichtet, und noch auf mancherley andere Art an der Gegenpartey Rache geübt. Selbst Josephus tadeln dies Verfahren der Alexandra. Er urtheilt von ihr (Alt. 13, 24.), sie habe sich den Feinden ihres Hauses anvertraut, habe den Staat seiner Stützen beraubt, und zu vielen Uneinigkeiten, die erst nach ihrem Tode aus-

ausbrachen, den Grund gelegt. Ihr jüngerer Sohn Aristobul, war den Pharisäern nicht günstig, und bemächtigte sich, mit Hülfe ihrer Gegner, der Regierung. Aber sein älterer Bruder, Hyrcanus — der nicht zum Herrschen, sondern zum Gehorche geboren war — wurde von den Pharisäern unterstützt, und mit ihnen verband sich Antipater, ein Idumäer, der Günstling Hyrcans. Zwischen beiden Brüdern entstand ein Krieg: beide rissen da Römer, Pompejus, zu Hülfe. Pompejus nahm den Aristobul gefangen, eroberte den Tempel, bestätigte den Hyrcan als Fürsten und hohenpriester der Juden, und unterwarf ihn der römischen Oberherrschaft. Von der Zeit an blieben die Juden beständig von den Römern abhängig. Die Pharisäer sahen es nun wohl ein, daß sie am meisten Schuld daran waren. Aber es war zu spät. Je mehr sie sich bestrebten, der Nation Freyheit und Erleichterung zu verschaffen, desto schwerer und drückender wurde ihr Joch und die aufrührerischen Grundsätze, die durch sie immer allgemeiner gemacht wurden, zogen dem jüdischen Staat endlich den völligen Untergang zu. Das Missvergnügen und die Unzufriedenheit der Juden wurde sonderlich seit Herodes des Großen Zeit immer größer und allgemeiner. Wider den Willen der Nation wurde er — ein Ausländer, ein geborner Idumäer! — von den Römern, 40 Jahr vor Christi Geburt, zum König über

der Iudäa ernannt. Die Römer suchten die ausländischen Nationen, die von ihnen abhängig waren, zur Verlassung ihrer bisherigen Sitten und Gebräuche zu bewegen und nach und nach römische bey ihnen einzuführen. Besonders war ihnen jüdische Religion und Gebräuche verhaßt. Dieses wußte Herodes, um sich bey den Römern beliebt zu machen, fasste er den Entschluß, das Volk von dem jüdischen Aberglauhen (wie ihn die Römer nannten) abzuziehn und allmählig zu römischen Sitten zu gewöhnen. Dies war gerade die empfindlichste Saite, die man nie berühren konnte, ohne die Juden zum höchsten Grad der Erbitterung zu reizen. Dazu kam noch sein äußerst schlechter Charakter und sein fast unglaublicher Argwohn, der ihn zur Tyrannie und zu den furchterlichsten Grausamkeiten aller Art verleitete. Bey diesen Umständen wurde es den Pharisäern leicht, Freyheitsliebe und Religionseifer beym Volk immer mehr anzufachen. In kurzer Zeit verbreitete sich unter der Nation ein fast allgemeiner Enthusiasmus, den die Pharisäer nährten und stärkten, weil sie ihren Vortheil dabei zu finden glaubten. Man sah unter der Oberherrschaft der Römer und unter der Regierung Herodes, die Zeiten eines Antiochus Epiphanes wiederkehren. Der heldenmuthige Eifer der Asmonäer, des Priesters Matthias und seiner tapfern Söhne, der Maccabäer, rettete die Juden damals von der Tyrannie ihrer Feinde.

er,

et

gg

Feinde, und gab ihnen Religionsfreiheit und Unabhängigkeit wieder. Durch diese, und ähnliche Gebenheiten, glaubten sie auch jetzt zu gleichen Erwartungen berechtigt zu seyn. Sie zweifelten auch gar nicht an der augenscheinlichsten Hülfe Gottes, die er seinem Lieblingsvolke nicht versagen könne. Hieraus lässt sich die große Abneigung der Juden gegen die Römer und die von ihnen gesetzten Regenten, und die bis zum Unsinn weit getriebene Widersetzlichkeit sehr leicht erklären. Herodes kannte die Macht der Pharisäer. Er bot alle seine List und Verschlagenheit auf, ihre nachtheiligen Entwürfe zu vereiteln. Bald suchte er aus den Uneinigkeiten, die unter ihnen entstanden waren, Vortheil zu ziehn (Josephus, Alterth. 15, 1 f.), bald versuchte er sie durch Strenge und Härte zu schrecken, bald durch Gelindigkeit und Nachgeben zu gewinnen. Aber er konnte seinen Zweck nicht völlig erreichen. Als er sich von dem Volke den Eid der Treue und des Gehorsams schwören ließ, wurden auch die Pharisäer dazu angehalten. Allein sie waren durch nichts dazu zu bewegen und Herodes sah sich ihres Anhangs und anderer Umstände wegen genötigt, sie ungestraft zu lassen. (Joseph. Alt. 15, 13.) Noch größer war ihre Widersetzlichkeit mehrere Jahre nachher, als die Juden dem Kaiser August und dem König Herodes den Eid der Treue leisten sollten. Alle bequemten sich dazu; nur die Pharisäer nicht. Die

Zahl

Der Eidweigerer belief sich an 6000 Personen. Diesmal fand es Herodes nicht für gut, nach Strenge mit ihnen zu verfahren. Er belegte sie mit einer Geldstrafe, welche die Gemahlin seines eigenen Bruders Phraorass für sie bezahlte. Er hatte die Pharisaerpartei immer heimlich begünstigt und unterstützt. Dafür weissagten die Pharise ihr und ihrer Familie das Königreich. Endlich gaben sie den Grund zu einer formlichen Verschwörung wider Herodes, brachten von seinen eigenen Freunden viele auf ihre Seite, und bestachen sie mit Gold. Noch zu rechter Zeit entdeckte Herodes harfsichtiges Auge ihre Entwürfe und ließ einige vornehmsten Theilnehmer unter ihnen hinrichten. Josephus, Alterth. 17, 3.)

Nach der Absetzung und Verweisung des Königs Archelaus wurde Judaea im sechsten Jahr nach Chr. Geb. zu einer Römischen Provinz gemacht, als Vermögen der Einwohner registriert und ihnen Tribut aufgelegt. Von der Zeit an wuchs der Hass der Juden gegen die Römer immer sichtbarer, und der Geist der Widersetzlichkeit wurde immer allgemeiner. Zuletzt brach eine formliche Empörung aus, die sich im Jahr Chr. 70 mit dem gänzlichen Untergang des jüdischen Staats endigte. Es ist wahr, daß der Untergang des Staates durch die Bedrückungen der Römer und durch die Habsucht und Tyrannie ihrer Statthalter, die sie nach Syrien und Judaea

schickten, beschleunigt wurde. Aber, wenn für auwirksam mehr Billigkeit und Gerechtigkeit bewieje hätten: so ist doch kaum glaublich, daß die Juden jemals willig gehorcht und die Pflichten guter Bürger erfüllt haben würden. Es war ihnen unerträglich, unter fremden Oberherren zu stehn. Aufstürmische Grundsätze wurden ihnen, sonderlich von den Pharisäern, von Jugend auf eingeprägt. Man nahm die Religion, die Geschichte der Vorzeit und alles übrige zu Hülfe, wodurch Muth und Freyheit eisfer erweckt werden konnte und harrete nun nur einen günstigen Augenblick, sich in den Besitz der längst gewünschten Unabhängigkeit zu setzen. Mag gab vor, es sey unrecht, Heiden und Unbeschnittene zu gehorchen, und gründete diese Behauptung auf eine unrichtige, völlig im Pharisäischen Geist gemachte Auslegung der Stelle, 5 Mos. 17., 14. 15. Mag konnte Gott auch ihnen — seinen Geliebten, in Abrahams Kindern: — seinen Verstand versagen. Je drückender die Noth wurde, desto größer wurde der Enthusiasmus, desto allgemeiner und sehnlicher die Erwartung eines Anführers und Regenten, der noch mehr leisten sollte, als die heldenmüthigen Heldenführer zu den Zeiten ihrer Vorfahren, mehr, als Moses, die Richter und Maccabäer. Der Messias, aus dem Königsstamm Davids (dem ewiges Königreich verheißen war, 2 Sam. 7, 13. Ps. 89 fg.) sollte, nach ihrer Meinung, dieser Held

Befreyer seyn. Aber er sollte nicht bloß Retter, Befreyer seyn, sondern Weltbeherrscher und i ver salm on arch. Eine falsche Deutung vieler dichterischen Stellen des A. E., die frohe Blicke die Zukunft enthalten und das Glück künftigeren unter dem Bilde des wiederkehrenden goldenen Alters schildern (z. B. Jes. 11, 6 — 16.), ist dieser Schwärmerie immer mehr Nahrung eben zu haben. Zur Zeit des jüdischen Krieges waren viele Enthusiasten auf, die sich bald für den Messias selbst, bald für seine Herolde, die ihm den g bereiten sollten, ausgaben. Die schwärmerischen Erwartungen unter den Juden im römischen Reich innerhalb und außerhalb Palästina waren so gemein und so bekannt, daß selbst römische Schriftsteller davon reden \*). Als Iudaea zu einer römischen Provinz gemacht wurde, gab es mehrere Emper, welche behaupteten, man müsse den Römern einen Tribut geben (*πορον Πομακοις οὐ τελεῖ*); und, der Gott, niemand als Oberherrn anerkennen. Unter dem gemeinen Volk bekamen sie viel Anhang, leiderlich seit Gessius Florus Zeiten, bis endlich die Empörung gegen die Römer völlig ausbrach. Joseph. Alterth. 18, 2.) Josephus rechnet,

16 \*

außer

) Die Stellen im Sueton, Vespas. C. 4. und im Tacitus, Geschichtb. V. Cap. 13. sind bekannt. Letzterer erwähnt auch *antiquas sacerdotum literas*, worauf man sich berufen habe.

außer dem Galiläer Simon (vom jüd. Kr. 2, 7.)  
 besonders den Judas Gaulonites, oder Galis-  
 läus, unter die Hauptanführer dieser Empörer.  
 (Alt. 18, 1. 2.) Judas verband sich mit einem  
 Pharisäer, Namens Saduk. Beide forderten  
 das Volk zum Abfall von den Römern auf, und  
 raubten und mordeten unter dem Vorwand des Ei-  
 fers für die Freyheit ihres Vaterlandes. Josephus  
 nennt die Partey dieser Aufrührer die vierte jüdi-  
 sche Secte und erweist ihr die unverdiente Ehre  
 sie φιλοτοξιαν und ihre Mitglieder φιλοτοξούς zu nen-  
 nien. Nach seiner ausdrücklichen Versicherung stimm-  
 ten sie übrigens völlig mit den Pharisäern  
 überein, nur daß sie einen ganz außergewöhn-  
 lichen Freyheitseifer zeigten, und behaupteten  
 Gott allein sey ihr Regent und Oberherr. Ehe si  
 sich entschlossen, irgend einen Sterblichen dafür zu  
 erkennen, standen sie lieber die ausgesuchtesten Mar-  
 tern aus. Es ist sichtbar, daß dem Josephus  
 viel daran gelegen ist, diese Leute von den Phari-  
 säern zu unterscheiden. Aber er kann es selbst nicht  
 leugnen, daß sie pharisäische Grundsätze gehabt ha-  
 ben. Er bewundert auch ihren Ruth, ihre Frey-  
 heitsliebe und Standhaftigkeit. In Meinungen und  
 Grundsätzen waren die Pharisäer gewiß nicht von  
 ihnen unterschieden. Auch sie wünschten nichts mehr,  
 als Befreiung von römischer Oberherrschaft und un-  
 terließen auch nicht, dem Volke Hoffnung dazu zu  
 machen.

achen. Nur sahen die Klügern unter ihnen wohl  
 daß dies so schnell nicht geschehn, noch auch  
 durch so gewaltsame Mittel bewerkstelligt werden  
 könne. Sie riethen sogar oft öffentlich zum Gehor-  
 ch und Frieden, nicht, als glaubten sie, daß das  
 treben nach Unabhängigkeit unrecht seyn; sondern  
 eil sie einsahen, daß dies vorjezt unzeitig seyn und  
 die Sclaverey der Nation vergrößern werde. Man  
 he Josephus eigene Lebensbeschr. im Anfang und  
 vergleiche damit die Gesch. des jüd. Kr. II, 16.  
 „9. auch die Stelle, Joh. 11, 48. — Doch  
 ingen sie dabei sehr behutsam zu Werke. Den Rö-  
 mern wollten sie nicht als Theilnehmer und Beförde-  
 rer der Empörung verdächtig werden: aber ihre  
 andsleute sollten auch nicht glauben, daß sie es mit  
 ihren Unterdrückern hielten. Einen sehr deutlichen  
 Begriff von ihrer Art zu denken und zu handeln,  
 giebt die vom Matthäus Cap. 22, 15 f. und  
 vom Lucas C. 20. erzählte Geschichte. Sie frag-  
 ten Jesum: ob es recht sey dem Kaiser Tribut zu  
 geben, oder nicht? Antwortete er, es sey recht; so war es ihnen leicht, ihn bey  
 Volke, und selbst bey seinen bisherigen Anhängern,  
 verhaft zu machen. Denn in der Person des Mess-  
 sias erwartete man eben den großen Befreyer der  
 Nation. Sagte er: es sey unrecht Tribut zu  
 geben, so konnten sie ihn als Empörer und Aufwieg-  
 ler bey den Römern verklagen. Daß dies ihre Ab-  
 sicht



sicht war, sagt Lucas (20, 20.) ausdrücklich. Jesu sagte keins von beiden, sondern antwortete so, daß sie ihm nichts anhaben konnten, und seine Klugheit bewundern mußten. Und dennoch verklagten sie ihn nachher als Empörer, sagten: er habe verboten Zins zu zahlen, habe sich zum König aufgeworfen und sich Anhang unter dem Volke gemacht. Luc. 23, 2.

Nun ist noch übrig, daß ich von zwey Meinungen handle, worin Pharisäer und Sadducäer von einander abgingen. Die eine betrifft die Lehre vom Fatum, die andere: von der menschlichen Seele und ihrem Zustand nach dem Tode.

Die Lehre der Pharisäer vom Fatum, träß Josephus an drey verschiedenen Orten vor. (Alterth. 13, 9. B. 18, 2. Jüd. Kr. 2, 7.) Auf den ersten Blick scheinen sich diese Stellen zu widersprechen. Denn einmal sagt er, sie behaupteten: alles geschehe durchs Fatum; ein andermal aber: einiges, aber nicht alles, stehe in der Gewalt des Verhängnisses. Doch erklärt er sich so darüber, daß sich beides vereinigen läßt, wie sich hernach zeigen wird. In allen diesen Stellen braucht er das Wort *εἰμαρνεῖν*, dessen sich auch die Stoiker und andere griechische Philosophen bedienten, die eine absolute Nothwendigkeit behaupteten. Er hat die Gewohnheit, Religion, Gebräuche und Gelehrsamkeit der Juden und Griechen mit einander zu vergleichen, um den Auswärtigen von der jüdischen

den Nation vortheilhaftere Begriffe, als sie gewöhnlich hatten, bezubringen. Daher vergleicht er die **harisäer** secte mit den Stoikern und verbürtet, daß sie ihr sehr nahe komme (im Anf. seiner **bensbeschr.**), die Partey der Essen er hingegen ist den Pythagoräern. (Alterth. 15, 13.) Seitdem die Griechen und ihre Literatur den Juden etwas kannter geworden war: gab es immer einige unter ihnen, die verschiedene Sätze der griechischen Philosophen annahmen, und mit ihren Lehren und Meinungen zu verbinden suchten. Ohne Zweifel waren in Josephus Zeiten auch unter den Pharisäern einige, die dies thaten, und selbst Josephus gehört zu dieser Classe. Aber sehr übereilt wäre es, wenn man dies von der ganzen Partey behaupten wollte. Aus der bloßen Uebereinstimmung der Worte läßt sich noch nicht auf die Uebereinstimmung der Meinungen schließen. Denn die griechischredenden Juden brauchen manche Ausdrücke, die sie von den Griechen entlehnen, in einem ganz andern Sinn, als diese. Auch in den Schriften der Griechen selbst hat das Wort **euagouen** verschiedene Bedeutungen. Die Ähnlichkeit beider Secten, die Josephus behauptet, ist sicher nicht in Lehren und Meinungen zu suchen, sondern eigentlich darin, daß beide in ihrem äusseren Betragen eine gewisse Strenge und gesetzliche Punctlichkeit beobachteten. Fast alle solche Secten unter allen Nationen sind mit den Stoikern verglichen worden,

den, ohne auf die Verschiedenheit ihrer Grundsätze wonach sie handelten, Rücksicht zu nehmen. Selbst nach dem Josephus dachten die Pharisäer über das Fatum ganz anders, als die Stoiker. Wenn die jüdischen Rabbinen von Prädestination, von göttlichen Rathschlüssen und deren Einfluß auf menschliche Handlungen und Schicksale reden, so brauchen sie das Wort רְצָא und תְּרִצָּה. Auch in den Chaldäischen Umschreibungen des A. T. bedeutet dies Wort: Gesetz, Edict, Rathschluß, und das Stammwort רְצָא, beschließen, bestimmen, angeordnen. Dieses hebräische Wort scheint dem griechischen εἰμαρτυρεῖν beym Josephus zu entsprechen. Letzteres wählte er darum mit Fleiß, weil es bei den griechischen Philosophen so gewöhnlich war. Das Neue Testament drückt es durch die populären Worte: ὁρίζειν, προορίζειν, ὀρισμένη βουλή, το ὀρισμένον, προγνωστις, προθεσις aus, Luc. 22, 22. Apgesch. 2, 23. E. 4, 28. E. 10, 42. E. 17, 26. 31. Rdm. 8, 29. 30. Eph. 1, 5. 11.

In dem Vortrag der Lehren: von Gottes Vorsehung, von seinem Einfluß und Mitwirkung bei den Handlungen der Menschen, und von der Freiheit des menschlichen Willens. — wird man bey den Juden und ihren verschiednen Secten wohl keine recht deutliche Begriffe und bestimmte Ausdrücke erwarten. Dies ist wohl die wahre Ursach, warum Josephus Worte so schwankend und zweydeutig sind,

und

id eben dies verursachte so verschiedene Hypothesen ihrer Erklärung. Die Meinungen der Juden über die göttliche Vorschung und Mitwirkung bey den Handlungen und Schicksalen der Menschen lassen sich, nach meiner Einsicht, in drei Klassen bringen. Viele begnügten sich zu sagen: alles stehe in der Hand Gottes, ohne seinen Willen könne der Mensch nichts thun, ohne seinen Willen könne ihm nichts egegnen. Bey dieser einfachen und populären Vorstellung blieben, unter andern Juden, auch die Esen er stehen, ohne sich in Grübeleyen und Spitzfindigkeiten darüber einzulassen. Josephus sagt von ihnen, sie lehrten: von Gott hänge alles ab (Alterth. 18, 2.), oder, wie er es anderwärts gelehrter ausdrückt (Alt. 13, 9.): alles stehe in der Gewalt des Verhängnisses (*εἰμαρτυρῶν*). Aus Zusammenhaltung beider Stellen erhellt zugleich, daß bey ihm *Θεος* (*θεὸς Θεός*) und *εἰμαρτυρῶν* im Grunde einerley ist, gerade so, wie bey den Rabbinen *תָּרוּגָן* mit *תָּרוּבָן*, oder *תָּצְעִירָן* als gleichbedeutend verwechselt wird. II. Andere wollten dabei nicht stehen bleiben. Sie meinten, man könne dadurch auf den Gedanken kommen, Gott sei Urheber, Theilnehmer und Beförderer des Bösen in der Welt; die menschliche Freyheit werde dadurch aufgehoben und absolute Nothwendigkeit behauptet. Sie sagten also: Gott wirkt bey dem Bösen nicht mit. Ferner: Gutes und Böses, Glück und Unglück ist in der Gewalt

walt des Menschen und hängt von seinem Verhalten ab. So lehrten die Sadducäer. Ihre Behauptung stand noch mit einer andern Lehre ihres Systems in Verbindung, nämlich mit der: daß es nach dem Tode keine Belohnungen und Strafen gebe. Dass sie die Vorsehung leugnet haben, ist unerweislich. Zwar sagt Josephus (Alt. 13, 9.): die Sadducäer leugnen das Verhängniß, sie halten es für ein Nichts. Aber in welchem Sinn sie es leugneten, lehrt die gleich darauf folgende Erklärung, sonderlich wenn man sie mit einer andern Stelle dieses Schriftstellers (vom jüd. Kr. 2, 7.) vergleicht. Nach der ersten Stelle behaupteten sie: der Mensch wäre selbst Urheber seines Glücks, und wäre auch an seinem Unglück durch eigene Unbesonnenheit Schuld. Die zweyte ist noch deutlicher: Gott nehme nicht Theil an bösen Handlungen, und wirke dagey nicht mit. Bloß von dem Menschen hänge die Wahl des Guten oder Bösen ab: eins von beiden werde jedem zu Theil, nach seinem eigenen Willen. Konnte einer, der so lehrte, nicht auch behaupten, das Verhängniß sei ein Nichts, ohne darum die Vorsehung zu leugnen? Wenn sich ein Unglücklicher, oder ein Verbrecher damit entschuldigte, oder tröstete: das Verhängniß habe es so über ihn beschlossen;

Konnte der Sadduceer zu ihm sagen: „Das Ver<sup>t</sup>  
ingniß ist ein Nichts! Du bist schuld an deinem  
Unglück, die böse That hing von deinem Willen ab.“  
Der Sadduceer konnte sich hierin sehr irren: aber  
agnete er darum die Vorsehung? — Man fand  
er bald, daß beide Vorstellungarten nicht hinreich-  
n die Sache zu erklären, und daß beide auf zwey  
gegenstehende Extreme hinführten. Die erste  
hien absolute Nothwendigkeit vorauszusetzen, die  
Reynheit des menschlichen Willens aufzuheben und  
Gott zum Urheber des Bösen zu machen. Die an-  
dere schien der Erfahrung zu widersprechen. Diese  
eweist, daß der Mensch nicht immer Urheber seines  
Glücks oder Unglücks sey, daß er für das Gute nicht  
immer belohnt, und für das Böse nicht immer be-  
rast werde. Allerdings konnte diese Lehre auch auf  
en Gedanken führen, daß Gott für die irdischen  
Ingelegenheiten nicht sorge, wenn dies gleich die  
Urheber derselben damit nicht sagen wollten. Daher  
zählten III. andere einen Mittelweg zwischen beiden,  
nd diesen betraten auch die Pharisäer. Sie  
ehaupteten zwar, nach Josephus (Alt 18, 2.),  
alles ( $\tau\alpha \pi\alpha\tau\alpha$ ) geschehe durchs Verhäng-  
niß, oder, wie ers andertwärts \*) ausdrückt: sie  
schries

---

\*) Jüd. Kr. 2, 7. das dort gebrauchte  $\kappa\alpha\iota$  in den Worten:  
 $\delta\epsilon\omega \kappa\alpha\iota \epsilon\mu\alpha\eta\mu\epsilon\nu\gamma$  ist bloß ein erklärendes  $\kappa\alpha\iota$  und be-  
deutet, wie oft beym Josephus, so viel als  $\eta$ , oder  
 $\tau\alpha\tau\tau^{\circ} \epsilon\sigma\tau\alpha$ .

schrieben alles Gott und seinem Verhängniß zu. Allein die gleich darauf folgenden Einschränkungen in beiden Stellen lehren, was er eigentlich sagen wolle, nämlich: alles geschehe unter der Regierung und Zulassung Gottes. Denn am ersten Ort setzt er hinzu: Doch leugnen sie die Freyheit des menschlichen Willens nicht. Sie lehren, Gott habe zwar die Einrichtung gemacht, daß alles geschehen müsse, was er wolle; aber auf des Menschen Willen komme es doch an, tugendhaft oder lasterhaft zu handeln. Am zweyten angeführten Ort heißt es: sie schreiben Gott oder dem Verhängniß alles zu, und zwar so, daß es meistens (*κατα τη θεον*) in des Menschen Gewalt stehe, recht oder unrecht zu handeln. (Dies ist den Sadducäern entgegengesetzt. Es giebt Fälle, wo es nicht in unsrer Gewalt steht, und der Gebrauch unsrer Freyheit aufhört — wo folglich keine Zurechnung statt findet.) Doch komme in einzelnen Fällen das Verhängniß zu Hülfe (z. B. wir werden durch Dazwischenkunft außerordentlicher oder unerwarteter Umstände vor Fehlritter oder Unglück bewahrt). — Freylich vermißt man hier beym Josephus recht deutliche Begriffe, und darum fehlt es ihm auch an Deutlichkeit und Bestimmtheit im Ausdruck. Den Ausdruck: alles stehe beym Verhängniß, braucht er hier

er blöß im Gegensatz gegen die Sadducäer. An einem andern Ort (Alt. 13, 9.), wo er zugleich von den Essenern redet, die dies eigentlich behaupten, fühlte er selbst das Unbequeme dieses Ausdrucks, und sagt daher mit deutlicheren Worten: die Pharisäer behaupten, etwas, aber nicht als es (*τινα καὶ οὐ τινα*) steht bey dem Verhängnis; etwas aber steht auch in des Menschen Gewalt, ob es geschehen solle, oder nicht.

Epiphanius (advers. haeret. L. I. Haeres. 16.) behauptet auch, daß sich die Pharisäer mit Astrologie beschäftigt hätten. Ihm folgen Drusius und einige andere Neuere. Brücker hingegen verwirft diese Meinung gänzlich. (Hist. crit. philos. Th. II. S. 752 fg.) Wahr ist es, daß sich weder im N. Test. noch im Josephus die geringste Spur davon findet, und daß Epiphanius Nachricht gar nicht als historisches Zeugniß gelten kann. Indessen ist's unleugbar, daß seit den Zeiten des babylonischen Exils viele Juden an den Einfluß der Gestirne in die menschlichen Schicksale geglaubt, und sich daher mit Sterndeutung beschäftigt haben. (Vergl. Philo de migrat. Abrah. S. 415.) Sollte es also nicht auch unter den Pharisäern Leute gegeben haben, die diese Kunst getrieben hätten, zumal da sie nicht leicht ein Mittel unbenutzt ließen, wodurch man sich Zutrauen und Ansehen bey dem Volk erwer-

erwerben konne? Daraus würde aber freylich nicht folgen, daß es eine Unterscheidungslehre ihrer Paten gewesen wäre. Mit ihren Grundsätzen vom Verhängniß ließe sich übrigens diese Lehre wohl vereinigen. Es ist merkwürdig, daß das oben angeführte Wort וְרֹא יְהוָה bey den Rabbinen bisweilen auch vom Einfluß der Gestirne gebraucht wird; obgleich das Wort בְּרֹא bey ihnen noch häufiger in dieser Bedeutung vorkommt.

Ueber die Lehren: vom Daseyn geistiger Wesen, von der Natur der menschlichen Seele, ihrer Fortdauer nach diesem Leben, ingleichen von der Wiederherstellung des Körpers nach dem Tode, und von Belohnung und Strafe in einer andern Welt — waren die Meinungen der Juden: gleichfalls verschieden.

Einige behaupteten, es könne kein lebendiges Geschöpf ohne Körper gedacht werden; und leugneten überhaupt das Daseyn unkörperlicher Wesen gänzlich. So die Sadducäer. Sie lehrten nach Apesch. 23, 8. es gebe keinen Engel und keinen Geist. Nach der gewöhnlichen Meinung unter den Juden gab es Engel und Geister; und dieser traten auch, wie in jener Stelle deutlich gesagt wird, die Pharisäer bey. Josephus sagt (Alt. 18, 2.): nach der Meinung der Sadducäer hört die Seele mit dem Körper zugleich auf; und an einem andern Orte (vom J. Kr. 2, 7.): die

Sad-

adducār leugnen die Fortdauer (diapōn) der Seele und die Belohnung und Strafe der Unterwelt. Nach diesen Stellen sollte scheinen, als hätten sie nicht das Daseyn, sonst nur die Fortdauer der Seele bezweifelt. Aber sie können, wie andere Materialisten, den Ausschluß Seele gebraucht haben, ohne darunter etwas Bestiges und vom Körper verschiedenes zu verstehn, die verstanden bloß das Leben darunter. Die adducār gaben vor, daß sie bloß diejenigen hren annämen, die sie im A. Test. und sonderlich Moses Schriften fänden. Alles übrige erklärten für Menschensatzung. Dahin rechneten sie auch die gewöhnliche jüdische Meinung von der Seele, die Worte, die man damals brauchte, um den Besitz Geist damit auszudrücken und die Seele als was vom Körper verschiedenes zu charakterisiren, erden in den Büchern des A. T. alle häufig vom dem, vom Leben und der Lebenskraft gesagt, d. B. רוח, שׁם, נַמָּה, ψυχη, πνευμα s. w. Selbst da, wo von Schöpfung des Menschen die Rede ist, heißt es: Gott habe ihm seinen ebenso dem eingehaucht, 1 Mos. 2, 7. Ps. 104, 9. 30. Ja, es fanden sich sogar einige Stellen, worin gesagt zu werden schien, daß die Fortdauer des Menschen mit seinem Odem aufhöre, als Pred. 19. 20. Jes. 38, 18. Ps. 6, 6. Ps. 30, 10. Ps. 88, 11. Ps. 115, 17. Aus den Schriften der

der Rabbinen erhellt auch, daß diejenigen Juden die nach Christi Zeiten der Meinung der Sadducäer beytraten, sich auf diese und ähnliche Schriftstellen berufen haben.

Es ist allerdings wahr, daß im Moses und andern Alttestamentischen Büchern Stellen vorkommen, worin die Lehre von der Fortdauer des Menschen nach dem Tode vorausgesetzt wird. Aber da sie gleichsam nur Fingerzeige enthalten und nicht mit der Deutlichkeit davon reden, wie so viele im N. Testament: so wurden sie von den Sadducäern anders erklärt. Sie lehrten: der Mensch ziehe sich durch seine Handlungen Glück oder Unglück zu, er werde in diesem Leben belohnt oder gestrafft: da aber kein Ewigliches Leben sey, so falle alle Belohnung und Strafe nach dem Tode weg. Josephus vom jüd. Kr. 2, 7. Auch hier scheinen sie sich auf das A. Test. und vorzüglich auf Moses Gesetzbuch, wo meistens nur von Belohnung und Strafe in diesem Leben die Rede ist, berufen zu haben \*).

In den ersten christlichen Ge-

---

\* Christus widerlegt die Meinung der Sadducäer aus Moses Schriften, Matth. 22, 31 f. und zeigt, daß sich aus 2 Mos. 3, 6. die Fortdauer der Seele nach dem Tode schließen lasse. Da es in andern Büchern des A. T. noch deutlichere Stellen giebt: so haben viele behauptet, er führe darum eine Stelle aus Moses an, weil die Sadducäer die übrigen Bücher des A. T. nicht angenommen hätten. Aber dieses Vorgeben, das man zuerst bei einigen christlichen Kirchenschriftstellern findet, ist ganz unges-

neinden gab es zu Paulus Zeiten Leute, welche die Auferstehung (die beym Paulus mit Unsterblichkeit der Seele einerley ist) leugneten, 1 Cor. 5, 12. Noch deutlicher redet er davon 2 Timoth. 1, 18. wo es von ihnen heiszt, sie hätten behauptet: die Auferstehung sey schon geschehn. Diese Leute hattent ohne Zweifel sadducäische Grundsätze und erklärten die Stellen des A. Test. die von Auferstehung zu handeln schienen, uneigentlich von Riederherstellung in einen glücklicheren Zustand, Befreyung aus dem Exil u. dgl. gerade so, wie sie die adducäischgesinnten Juden späterer Zeit, nach des Rabbi Abarbanel's Bemerkung, auslegten. Es

ist

ungegründet. Christus widerlegt darum aus dem Moses, weil seine Schriften den Sadducäern, so wie den übrigen Juden, die wichtigsten im ganzen A. T. waren und die eigentliche Erkenntnisquelle der jüdischen Religionslehren. Was im Moses stand, oder daraus hergeleitet werden konnte, gehörte unter die völlig aussgemachten Wahrheiten. Nun meinten die Sadducäer, beym Moses fände sich nichts von dieser Lehre: sie brauchten also sein Stillschweigen zu Bestätigung ihrer Meinung. Dies ist der wahre Grund, warum sie Christus aus dem Moses widerlegt. Uebrigens scheint es, als wäre den Sadducäern die Erklärung, die Christus von der Stelle a Mos. 3, 6. gab, damals neu und unerwartet gewesen, weil sie nichts dagegen einwenden. Aber in den späteren jüdischen Schriften nach der Zerstörung Jerusalem findet man diese Stelle gleichfalls zu Widerlegung der Sadducäer angeführt. Man vergleiche Petrus Appenz, bey Matth. 22.

ist auch nicht zu leugnen, daß die Ausdrücke: *wiederbelebt werden, und aus dem Grabe auferstehen*, im A. T. oft in dieser Bedeutung vorkommen, z. B. Jes. 26, 19. 20. Ezech. 37.

Nach der Wiederkehr aus Babylon wurden die Lehren von der Seelenunsterblichkeit und künftigen Vergeltung in einer andern Welt, unter den Juden immer allgemeiner, besonders seit der Zeit, da sie unter die Herrschaft der Nachfolger Alexanders des Großen, der griechischen Könige über Syrien und Aegypten kamen. Bey ihrem damaligen Leiden und Druck fanden sie viel Beruhigung in dem Gedanken an Unsterblichkeit und künftige Vergeltung. Der Verfasser des zweyten Buchs der Maccabäer legt den Märtyrern unter ihnen gewöhnlich solche Reden in den Mund, worin sie sich mit Hoffnung der Unsterblichkeit und Auferstehung trösten und zur Standhaftigkeit ermuntern; als 2 Macc. 6, 26. Cap. 7, 9. 11. 14. 23. 29. 36. vergl. Cap. 12, 43—45.

Mit der Lehre von der Seelenunsterblichkeit verbanden die meisten Juden auch die Lehre von der Wiederherstellung oder Auferstehung des Leibes. Der größte Theil derselben trennte nicht einmal eins von dem andern, sondern dachte sich vielmehr bey der Fortdauer der Seele nach dem Tode beständig die Wiedervereinigung derselben mit dem Körper, den sie in diesem Leben bewohnt hatte. Ich sage: der größte Theil derselben. Denn was die

Esse:

ssen er betrifft, so behaupteten sie zwar die Seelenunsterblichkeit; aber es scheint nicht, daß sie die Auferstehung des Leibes geglaubt haben. Nach dem Josephus (vom jüd. Kr. 12, 7.) betrachteten sie den Körper als ein Gefängniß der Seele, aus welchem sie durch den Tod befreyt werde. Nach ihrer Befreiung erhübe sich die Seele zur Oberluft, um reinsten Aether, woher sie ihren Ursprung habe. Was sie, nach Josephus Erzählung, von den Geilden der Seligen, wo weder Kälte noch Hitze, sondern ewiger Frühling herrsche — und von dem kalten, stürmischen Tartarus, dem Wohnsitz der Verdammten, lehrten, war vermutlich bloß exoterische Bildersprache, worin sie das Glück der Frommen und das Unglück der Lasterhaften schilderten. Die meisten Juden, die die Lehre von der Auferstehung des Leibes glaubten, nahmen sie unstreitig darum an, weil sie sich zu ihren sinnlichen Vorstellungen von dem Glück und den Freuden der Seligen in jener Welt so gut zu schicken schien. Mit körperlichen und sinnlichen Vergnügen waren sie sehr wohl bekannt; desto unbekannter aber mit den höhern und gesittigen Freuden, für welche die meisten unter diesem ungebildeten Volke keinen Sinn hatten. Das Leben nach dem Tode dachten sie sich dem Leben in dieser Welt so ähnlich als möglich, nur daß sie Trübsale und unangenehme Empfindungen davon absonderten. Viele behaupteten im vollen Ernst, daß die auferstan-

denen Seligen im Himmel eben so essen und trinke und Kinder zeugen würden, wie die Menschen hier auf Erden. Noch nach den Zeiten Christi war die Lehre einiger der angesehensten Rabbinen, die auch vom Maimonides und vielen andern bestheidigt wird. Solche sinnliche Vorstellungen, die zu wirklichen Ungereimtheiten führten, suchten die Sadducäer lächerlich zu machen und trieben ihren Spott damit. Sicherlich war dies auch damals ihre Absicht, als sie Jesu den Fall von der Frau, die mehrere Brüder nach einander zu Männern gehabt habe, vorlegten, Matth. 22, 24 f. — Um solchen Einwendungen und Ungereimtheiten auszuweichen, lehrten andere Juden: wir würden zwar in jenem Leben unsern Körper wiederbekommen, aber er würde feiner gebauet seyn, als gegenwärtig, und alle grobe, materielle Theile würden davon geschieden werden. Zu seiner Erhaltung würden wir feiner Speise, keines Tranks bedürfen, würden auch unser Geschlecht nicht fortpflanzen. Auf diese Art erklärten sich die meisten jüdischen Lehrer auch nach Christi Zeiten darüber, wie man unter andern aus den von Wetstein gesammelten Stellen in seiner Anmerk. bey Matth. 22, 30. sehen kann. Es scheint, daß die Sadducäischen Einwendungen Gelegenheit gaben, diese Lehre genauer zu bestimmen und die allzu sinnlichen Vorstellungen davon abzusondern. Christus war gleichfalls dieser Meinung,

Matth.

Acth. 22, 30. doch hat niemand unter den ersten istlichen Lehrern die Lehre von der Auferstehung Leibes so vollständig vorgetragen, als Paulus, Cor. 15, 35 f. Diese Stelle ist gleichsam Comptar über jene Worte Christi und der ganze Vorzug ist offenbar so eingerichtet, daß den saddeäen und heidnischen Einwendungen begegnet, zugleich die groben sinnlichen Vorstellungen vieler Juden davon geschieden werden sollen.

Dass die Pharisäer Seelen unsterblich sind und Auferstehung geglaubt haben, ist aus den schon oben angeführten ausdrücklichen Zeugnissen Lucas (Apgesch. 23, 8.) gewiß; und dass sie — nüchtern die vernünftigsten unter ihnen — über Lehre von der Auferstehung und dem Zustand der Auferstandenen, mit Jesu in der Hauptsache einstimmig gedacht haben, ergiebt sich aus Luc. 20, 39. wo sie die Antwort, die Jesus den Saddeäern giebt, vollkommen billigen und annehmen. Hiermit lässt sich auch vereinigen, was Josephus (Alterth. 18, 2.) von ihnen sagt: „sie auben, daß die Seelen unsterblich wären (αὐταῖς), und daß sie unter der Erde reichtet und nach ihren Werken entweder belohnt oder bestraft würden.“ Diese würden in ein ewiges Gefängniß verschlossen, jene könnten leicht wieder ins Leben zurückkehren (ἀναπονεῖν).“ Hierher gehört

hört noch eine andere Stelle (vom jüd. Kr. 2, 7.) wo es heißt: „,die Seele sey, nach der Pharisäer Meinung, ganz unzerstörbar (ἀερθαπτον).“ Aber diese letztere Stelle ist wegen eines Zusages merkwürdig, über dessen Sinn die Ausleger verschiedner Meinung sind. Er sagt nämlich, die Pharisäer behaupteten, die Seele gehe in einen andern Körper über (κυταφανεις ἐτερον σωμα), doch nur allein die Seele der Frommen; die Seele der Gottlosen werde mit ewiger Strafe (αιδην τιμωριη) gezüchtigt. Diese Worte können von der Seelenwanderung verstanden werden, und einige Neuere haben sie wirklich davon erklärt. Ihnen ist auch Brucker beygetreten. (Hist. crit. philos. T. II. p. 754.) Aber sie lassen auch, wie sich gleich zeigen wird, einen andern Sinn zu, der sich zum Zusammenhang sehr gut schickt. Die Lehre von der Seelenwanderung war einige Jahrhunderte nach Chr. Geb. unter den Juden sehr allgemein. Daß sie aber schon zu Christi Zeiten und bald nachher unter den Palästinischen Juden anzutreffen sei, davon finden sich keine Spuren im N. Testament und eben so wenig im Josephus und Philo's Schriften. Die Stellen des N. T. Matth. 14, 2. und Marc. 16, 14. worauf sich einige berufen haben, gehören gar nicht hieher — und Joh. 9, 2. ist aus der jüdischen Meinung von Sünden, die in

utterleibe begangen seyn sollen, zu erklären. Die harissäer zu Jesu und der Apostel Zeiten besupteten allerdings Auferstehung des Leibes (*αναστάσιν*), wie sich aus den vorhin angeführten ugnissen des N. Test. deutlich ergiebt, und diese von der Seelenwanderung sehr verschieden. scheint, daß Josephus das unter den griechischen Juden von Wiederherstellung des Leibes geäuchliche Wort *ἀναστάσις* und *ἀναστηναι* recht gesentlich vermeidet. Ohne Zweifel geschieht dies swegen, um seinen griechischen und römischen Lesen nicht zu missfallen, und nachtheilige Begriffe in den so hoch gepriesenen jüdischen Secten, die er gar mit den philosophischen Schulen unter den riechen vergleicht, zu veranlassen. Denn die Lehre in der Auferstehung des Körpers, die damals unter Juden und Christen gelehrt wurde, war den heidischen Philosophen immer sehr anstoßig und kam men nach ihren Grundsätzen sogar ungereimt vor. Daher wurde auch Paulus in Athen verspottet, als in seiner Rede die Auferstehung von den Todten erwähnte, Apgesch. 17, 32. Um diesen Anstoß zu erhüten, braucht Josephus in der ersten Stelle ein Ausdruck *ἀναβίων*, und in der andern: *μεταβαίνειν εἰς ἑτερον σώμα*. Beide Ausdrücke sind so illgemein und so unbestimmt, daß sie jüdische und riechische Leser ihren Meinungen gemäß erklären konnten, so verschieden und von einander abgehend diese

diese auch immer waren. Griechische Leser dachten dabey ganz natürlich an die Lehre von der Seelenwanderung, sonderlich wenn sie die letztere Stelle lasen: jüdische Leser aber, an ganz etwas anderes, nämlich an Auferstehung des Leibes. Denn ein anderer Leib kann auch derjenige vollkommen und unzerstörbare Körper genannt werden, den wir in jenem Leben erhalten, und selbst Paulus beschreibt ihn 1 Cor. 15. als einen andern, vom gegenwärtigen verschiedenen Leib, V. 39.—53.— Dergleichen nicht bloß zufällige, sondern mit Fleiß gesuchte Zweydeutigkeiten im Ausdruck sind bey Josephus in solchen Fällen gar nichts seltenes.

Doch nur von den Seelen der Frommen behaupteten die Pharisäer, daß sie wieder einen Körper bekommen würden: die Seelen der Gottlosen hingegen werden, nach ihrer Meinung, in ein ewiges Gefängniß verschlossen und mit ewigen Strafen gepeinigt. Dies sagt Josephus an den oben angeführten Orten. Die Lehre, daß die Seelen der Gottlosen keinen Körper wieder erhalten würden, ist zwar unter den Juden nie völlig allgemein gewesen, vielleicht auch selbst unter den Pharisäern nicht: aber sie hat unter ihnen, auch nach Christi Zeiten, immer viele Vertheidiger gefunden. In den chaldäischen Umschreibungen des A. Test. und in den Schriften der Rabbinen kommen hin und wieder sehr deutliche Stellen davon vor. Wie ist man aber darauf

gekom-

lekommen, vergleichen zu behaupten? Dies lässt ich aus dem, was oben gesagt ist, sehr leicht erklären. Von dem Leben in jener Welt hatten die Juden sehr sinnliche Begriffe. Sie meinten, die Seligkeit der Frommen könne ohne Körper nicht vollkommen seyn, und das Unglück und die Strafe der Gottlosen nach dem Tode werde eben zum Theil mit darin bestehen, daß sie keinen Körper wieder bekämen. Das zu kam noch, daß sie diese Meinung selbst in einigen Stellen des A. T. bestätigt zu finden glaubten. Die Auferstehung hieß bey den Juden *רִבְעָה* und man brauchte das Zeitwort *בַּיּוֹם* davon. Weil aber die alexandrinischen Ueberseher das Wort *בַּיּוֹם* fast immer durch *αὐαστηνας* und *αὐασταος* übersetzen, so brauchten auch die griechischen Juden diese Worte beständig, wenn sie von der künftigen Wiederherstellung des Leibes redeten. Nun giebt es verschiedene Stellen im A. T., wo von Sündern und Gottlosen gesagt wird, sie würden nicht stehen bleiben, oder bestehen (*בַּיּוֹם*), z. B. Ps. 1, 5. *רִשְׁעִים יְקַמּוּ אֵלֶיךָ*. Hier und in ähnlichen Stellen erklärten sie das Wort *בַּיּוֹם* von der Auferstehung, und fanden darin eine Bestätigung ihrer Meinung. Mehrere Rabbinen erklären jene Stelle im ersten Psalm auf diese Weise, und die Alexandiner übersetzen: *οὐκ ἀναστησονται οἱ ἀσεβεῖς*, ob ich gleich nicht behaupten will, daß die alten Ueberseher selbst bey dem Wort *ἀναστηνας* wirklich an die Auferstehung gedacht haben.

Eini:

Einige jüdische Lehrer nach Christi Zeiten gingen noch weiter, und behaupteten eine gänzliche Vernichtung der Gottlosen nach Leib und Seele. — Aber wie gesagt, diese Meinungen sind unter den Juden nie allgemein gewesen. Es gab immer viele, welche behaupteten, daß die Seelen der Frommen und Gottlosen einen Körper wiederbekommen würden. Dies erwiesen sie aus Daniel 12, 2. und einigen andern Stellen des A. T. Mit ihnen stimmte auch Christus und seine Apostel überein. Christus unterscheidet in seinen Reden ausdrücklich die Auferstehung zum künftigen Glück (*αναστασις ζωης*) von der Auferstehung zu künftigen Strafen (*αναστασις κοινωνιας*). Jene ist für die Frommen; diese ist das Los der Gottlosen, Joh. 5, 29. Der Ausdruck *αναστασις ζωης* ist sichtbar aus Daniel 12, 2. genommen. In eben dem Sinn steht auch *αναστασις εις ζωην* 2 Macc. 7, 14. vergl. Cap. 12, 43 — 45. Dieses muß auch noch zu Paulus Zeiten die gewöhnliche Meinung unter den Juden und selbst unter den Pharisäern gewesen seyn, wie sich aus 23 und 24 Capitel der Apostelgeschichte schließen läßt, Paulus wurde vor dem jüdischen Gericht zu Jerusalem verklagt. Unter den Befürwortern desselben waren Pharisäer und Sadducäer. Paulus sagte öffentlich vor Gericht: man wolle ihn verurtheilen, weil er die Lehre von der Auferstehung behauptete und vortrage, Cap. 23, 6. Hierüber entstand ein

lan-

anger Streit zwischen den Pharisäern und Saducäern, so, daß in dieser Sitzung des Synedriums nichts ausgemacht werden konnte. Endlich wurde Paulus nach Cäsarea gebracht und von den Juden bey dem römischen Procurator Felix verklagt. Hier sagt er in seiner Vertheidigungsrede, in Gegenwart seiner Ankläger, Cap. 24, 15: „Ich habe die Hoffnung zu Gott, der sie selbst auch beyst immen, daß eine Auferstehung der Todten seyn werde. — der Tugendhaften und Lasterhaften.“ Hieraus scheint deutlich zu erhellen, daß die Lehre von der Auferstehung der Gottlosen damals selbst unter den Pharisäern die gewöhnliche gewesen ist.

Nach Lucas Bemerkung leugneten die Saducäer auch das Daseyn der Engel, Appesch. 23, 8. Nur Lucas sagt dieses; beym Josephus findet man nichts davon; es stimmt aber mit ihrem ganzen System sehr gut überein. Seitdem die Juden aus Babylon zurückgekommen waren, finden wir bey ihnen ganz andere Vorstellungen von den Engeln, ihrer Natur, Eigenschaften und Wirkungen, als vorher. Ihre Begriffe davon waren zum Theil von der Art, daß sie auf sehr abergläubische Meinungen führten, die von den angesehensten Lehrern, und sonderslich von den Pharisäern in Schutz genommen und unter dem Volk immer mehr verbreitet wurden. Die Saducäer gaben sich das Ansehen starker Geister und verwiesen daher diese abergläubischen Vorstellun-

lungen von den Eigenschaften und Wirkungen der Engel und mit ihnen auch die ganze Lehre von ihrem Daseyn, so wie sie überhaupt das Daseyn aller geistigen Geschöpfe leugneten. Nach ihrem Vor geben aber hielten sie sich genau an die Schrift, und verworfen die menschlichen Zusätze, womit andere die Schriftlehren verunstalteteten. Sie werden sich also gewiß bemüht haben, auch in dieser Lehre ihre Ueber einstimmung mit der Schrift zu zeigen. Der Aus drück Engel oder Boten Gottes kommt in der Schrift oft von allen Dingen vor, welche die göttliche Vorsehung braucht, ihre Entwürfe und Absichten auszuführen, entweder Unglück zu verhängen und zu strafen, oder zu belohnen und zu schützen. Daher heißen selbst leblose Dinge oft Engel oder Boten Gottes: gute Engel, wenn sie gute, böse Engel, wenn sie böse Botschaft bringen, z. B. Krankheiten und andre Unglücksfälle. Es giebt im A. T. sehr viele Stellen, wo das Wort Engel in dieser Bedeutung vorkommt, z. B. Ps. 34, 8. Ps. 78, 49. vergl. B. 50. 51. Ps. 103, 20. Ps. 104, 4. Ps. 148, 2. 3. 8. Jes. 37, 36. 2 Kön. 6, 16. 17. Nach diesen und ähnlichen Stellen scheinen die Sadducäer die übrigen im A. T. erklärt zu haben, die von Engeln handeln.

auszuhören. — In der Schule ist es nicht  
zu verachten, daß man die Kinder mit dem  
Gesetz und mit dem Evangelium vertraut  
macht. **2.** Magistrat und Kirche  
gehören die Lehre von dem sittlichen Natur-  
erwerben des Menschen in den Religions-  
unterricht für Volk und Jugend? und wie  
ist sie darin vorzutragen?

(Ein Fragment aus einer Vorlesung.)

Was die heilige Schrift vom Daseyn des sittlichen  
Erwerbens, welches allen Menschen von Jugend  
auf eigen sey, und sich im Uebergewichte der Sinn-  
lichkeit (des Fleisches) über die Vernunft  
ichtbar zeige, so oft und so deutlich behauptet, und  
darauf sie ihr Lehrgebäude von unsrer sittlichen  
Biederherstellung gründet; dies alles wird durch  
nleugbare Erfahrungen aus allen Zeitaltern voll-  
kommen bestätigt; und Jeden, der auf sich selbst  
erkert, wird seine eigene Erfahrung täglich davon  
überzeugen. Die Summe aller dieser Erfahrungen  
st. Röm. 7, 18 f. in wenige, aber sehr nachdrück-  
liche Worte zusammengefaßt, bey denen wohl jeder  
aufmerksame Leser sich selbst das Bekentniß — ge-  
Knapp's Leben gel. Männer.

schehe es auch noch so ungern — wenigstens im Stillen ablegen wird: ja, auch bey mir finde ich so; es ist, als wäre dies aus dem Innersten meines Herzens herausgeschrieben! Ich weiß (aus Erfahrung), daß in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt; das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen des Guten finde ich nicht. Auch ganz heidnische Nationen, und die vorzüglichsten Philosophen älterer und neuerer Zeiten, christliche und nichtchristliche, die nicht von grundlosen Grübeleyen sondern von sichern Erfahrungen — von unparteiischer Menschenbeobachtung — ausgegangen sind, haben das Daseyn dieses Uebels anerkannt. Mit den Benennungen desselben ging es in den Schulen der Theologen und Philosophen eben so, wie mit den Namen der Krankheiten bey den Aerzten; sie waren anders in jedem Zeitalter, anders in jeder Schule, indes daß die Krankheit dieselbe blieb. Alles kommt hier auf die Kenntniß der Krankheitszufälle und der Heilmittel, und auf die zweckmäßige Anwendung der letztern an. Wird nur die Krankheit selbst recht bekannt und recht behandelt, sey es nun unter dieser oder einer andern Benennung, so lohnt es die Mühe nicht, über Namen zu streiten, obgleich allerdings der eine richtiger und schärfer bezeichnend, und weniger Missdeutungen ausgesetzt mag, als der andere. Erbsünde, Erb-  
übel,

bel, natürliches, angeerbtes, angeborenes sittliches Verderben, oder, wie es ein griechischer Philosoph nannte, das angeborne **Böse**, oder, nach Kant, das radicale **Böse**, i. s. f., sind lauter solche Ausdrücke, die offenbar innerley sittlichen Krankheitszustand andeuten. Die schärfstichtigsten und unbefangensten Beobachter des Menschen stimmen auch darin überein, daß die Neigungheit zur Uebertretung des Sittengesetzes, von dem kein Sterblicher in seinem Alter und auf keiner Stufe der Bildung frey sey, so wenig aus dem Fehlerhaften unserer Vernunft, oder aus Irrthümern derselben, und Mangel der Erkenntniß, als aus den Fehlern der Erziehung, und aus der Nachahmung böser Beyspiele, als sein erklärt werden könne. Sie bemerken ferner, daß in den Äußerungen dieses Uebels in sofern eine große Verschiedenheit statt finde, daß mancher zu gewissen Uebertretungen nicht geneigt, oder doch weniger geneigt sey, zu denen ein Anderer starke Neigung bey sich fühle; bey allen aber zeige sich der Hang, gewisse Handlungen, die von ihnen selbst für schädlich und sündlich erkannt werden, zu vollbringen. So mannichfaltig gestaltet also auch dies Uebel bey einzelnen Menschen erscheine, so sehe es sich doch in der Abneigung von gewissen Pflichten und in der Zuneigung zu gewissen verbotenen Dingen, bey Allen gleich.

Kurz, bey Allen, wiewohl nicht bey Allen in gleichem Grade, äußere sich das Uebergewicht irgend eines sinnlich vorstellten Gutes, über das, was uns die Vernunft als das wahre Gut erkennen und achten lehre.

Ueber den Ursprung dieses Uebels giebt die Philosophie keine Auskunft. Alle Vernunfterklärungen darüber, von Plato und Aristoteles an, bis auf Leibniz und Kant herab, beruhen — wie diese Forscher auch selbst zum Theil willig eingestehen, — auf unsichern Gründen, und gnügen so wenig, daß dabei immer eine unbeantwortliche Frage über die andere entsteht. Indessen zeigt sich bey allen Völkern, so bald sie über Gott und über sich selbst nachzudenken anfangen, das Gefühl eines dringenden Bedürfnisses, anzunehmen, und gleichsam zum voraus zu setzen, daß das Menschenge schlecht in einem weit vollkommneren sittlichen Stande von Gott hervorgebracht seyn müsse, als der ist, worin es sich gegenwärtig befindet. Aber das Räthsel selbst wurde von ihnen nicht befriedigend geldt; nur die heilige Schrift, die von jenem Gefühl des Bedürfnisses gleichfalls ausgeht, war allein im Stande, es so zu lösen. Wer diese biblische Lösung für eine bloße Lehredichtung, oder Mythos, erklärt, und kein Bedenken trägt, dies auch dem Volke und der Jugend vorzutragen, der nimmt etwas

was weg, wofür er keinen Ersatz wieder geben kann; er untergräbt das Ansehen der Bibel bey Volk und Jugend, beraubt andre biblische Lehren, die mit dieser in unzertrennlicher Verbindung stehen und auf diesem Grunde ruhen, ihrer Stützen; und stiftet dadurch einen Schaden, den er hinterher durch nichts wieder gut machen kann. Der Vorwurf, daß in dem gewöhnlichen Lehrbegriffe vieles mit der göttlichen Gerechtigkeit und Güte nicht vereinbar sey, trifft nicht die biblische Lehre selbst, sondern nur einige schriftwidrige Vorstellungen, die man freylich oft genug mit der Schriftlehre verbunden, und ihr in verschiedenen theologischen und philosophischen Schulen untergelegt hat. Weder diese, noch auch die anderweitigen tiefsinngigen und gelehrten Forschungen und Bestimmungen über die Beschaffenheit des Naturverderbens, der Art und Weise seiner Fortpflanzung u. s. f., gehören für den Volks- und Jugendunterricht. Genug ist es, in diesem bey der einfachen Bibellehre zu bleiben, daß nämlich die Menschen von ihren ersten Stammlern her, nachdem diese Gottes Gebot übertreten hatten, insgesamt so beschaffen gewesen wären, und daß in diesen Stammlern der Grund liege, warum alle ihre Nachkommen so sind; daß sie aber Jesu Christo allein die Verbesserung ihres Zustandes, und die Wiederherstellung der verlorenen Unschuld, Heiligkeit und Seligkeit zu verdanken hätten, indem uns dies

dieser sowohl von der Macht und Herrschaft der Sünde, als auch von den Strafen derselben erlöst, und auf diese Art jenes große Uebel zu unserm Besten gewendet habe, wenn anders von unsrer Seite den vorgeschriebenen Bedingungen des Glaubens und der Sinnesänderung ein Genüge geleistet werde. Röm. 5. 6. 7. 25. 8, f. 2c.

Die Lehre von unserm großen sittlichen Verfall, wie wir sie in der heil. Schrift dargestellt und in der Erfahrung bestätigt finden, ist eine beugende und unsern Stolz demuthigende, folglich eine uns unangenehme Wahrheit. Denn es ist freylich keine vortheilhafte Beleuchtung, keine erfreuliche Gestalt, in der wir uns vor diesem Spiegel erblicken. So sehr es auch zu unserm Heil dient, daß wir uns so kennen lernen, so will doch der sinnliche, oder, wie die heilige Schrift ihn nennt, der fleischliche oder fleischlich gesinnte Mensch, solche demuthigende und ihn-in seinem Sinnengenuss störende Gefühle in sich nicht aufgeregt wissen. Er bekämpft diese ihm unangenehmen Empfindungen, finnt auf Ausflüchte, und weiß endlich sinfreich genug zu beweisen, daß nicht er selbst, sondern der ihm vorgehaltene Spiegel fehlerhaft sey. Er ist dem Kranken gleich, der es nicht eingestehen will, daß er frank ist, weil er sich schämt es zu seyn, und weil ihm die verordneten bittern Heilmittel zuwidet sind.

nd. Denn der sinnliche Mensch, der sich bey seiner Seelenkrankheit keiner gründlichen Kur unterwerfen will, scheut jede herbe Aufopferung, die er ey der Sinnesänderung und Heiligung übernehmen & müssen fürchtet. Ihm wird es daher leicht, sich, und auch wohl Andere seines Gleichen — die sich adurch auch entschuldigt und geschmeichelt fühlen — zu bereden, daß er gut sey, oder daß es wenigstens ey weitem nicht so schlimm um ihn stehe, als es em allzustrengen Sittenrichter scheine. !Glaubt aber jemand, daß er nicht frank sey, so glaubt er auch nicht, daß er eines Arztes und Arzneymittels bedürfe; oder meint er, seine Krankheit sehr leicht und bald vorübergehend, so hofft er, sich schon selbst helfen zu können, oder ohne Gebrauch der ihm verordneten Heilmittel zu genesen. Wer nun auf gleiche Art über seinen sittlichen Zustand denkt, der kann wohl nicht anders als kalt und gleichgültig gegen die Mittel seyn, die uns die Lehre Jesu zu unserer Wiederherstellung vorschreibt; er wird sie also wenigstens als überflüssig verschmähen: aber er wird auch leicht noch weiter gehen, er wird sie wohl gar für unbrauchbar und undienlich erklären, und Hass gegen sie hegen und äußern, wie der Kranke gegen die Arzney, die seinem Geschmack zuwider ist. Joh. 3, 19. 20. Es ist also sehr begreiflich, und aus der Natur unserer Seele leicht zu erklären, warum theils die Behauptung, daß der Mensch keineswegs



wegs so fehlerhaft und verderbt sey, als es die heilige Schrift in so vielen Stellen — wenn sie in ihrem unverkünftesten Wortverstande genommen werden — aufs deutlichste besagt, theils die dieser Voraußezung gemäße Umsformung der ursprünglichen christlichen Heilsordnung, gerade in solchen Zeitaltern am meisten gedeihet und begünstigt wird, die sich durch Eigensucht und stolze Selbstgenügsamkeit und durch den Hang zum bloß sinnlichen Genuss (Luxus) vor andern auszeichnen.

Befremden kann es also nicht, daß die biblische Lehre vom Verderben des Menschen auch jetzt von vielen im Volks- und Jugendunterrichte entweder ganz beyseite gesetzt, oder doch entkräftet, und nur beyläufig, oberflächlich und nachdruckslos berührt wird. Häufig geschieht dies unter dem Vorwande, daß durch die ehemalig gewöhnliche (altchristliche) Vorstellung dem Menschen Abneigung gegen Gott eingeflößt werde, daß sie ihn unthätig, verzagt und muthlos zu allem Guten mache, ihn zur unwürdigen Verachtung seiner selbst führe, und sogar zur Verzweiflung, die alle Besserung für immer ausschließe. Aber man kann dreist behaupten, daß von dem Allen nichts zu fürchten sey, wenn sie anders nur so vorgetragen wird, wie es in der heil. Schrift geschieht. Wer vermag es, auch nur mit einem Beispiele darzuthun, daß diese Lehre dies bewirkt habe? Vielmehr bestätigt die Erfahrung

durch

rech Beyspiele zu Tausenden, daß sie biblisch rich-  
g dargestellt, und in ihrem wahren Zusammen-  
ange mit andern schriftmäßigen Wahrheiten auf-  
faßt und angewendet, die entgegengesetzte Wirkung  
erwörbringe; daß sie nämlich den Menschen zum  
Süten, zur Anstrengung der ihm verliehenen Kräfte,  
und zum dankbaren Gebrauch der von Gott darge-  
botenen Mittel, tugendhaft, froh und glücklich zu  
werden, mächtig anfeuere. — Jeder Religions-  
lehrer, der sich durch vermeinte gute Gründe be-  
wogen glaubt, in seinen Vorträgen wenig oder  
nichts von dieser Lehre laut werden zu lassen, hat  
Ursach, sich ernstlich zu prüfen, ob hier nicht die  
Einsichten seines Verstandes von den Neigungen  
seines Willens abhängig sind. Denn so ungern  
man sichs auch selbst eingestehet, so wahr ist es doch,  
daß der Wille des Menschen oft der Beherrcher  
seines Verstandes ist. Könnte also nicht vielleicht  
der eigentlich wirksame, tief im Innersten des Her-  
zens, wie im Hinterhalte verborgene Grund, bey  
ihm dieser seyn, daß er vielen seiner ihn beurthei-  
lenden Hörer oder Leser, denen diese Lehre aus den  
vorhin angezeigten Ursachen mißfällt, selbst nicht  
mißfallen und ihren schmeichelhaften Beyfall ver-  
scherzen will? Was Johannes (12, 43.) von vies-  
len jüdischen Lehrern sagt, die zu Jesu Zeiten bey  
dem großen Haufen ihrer vornehmen und geringen  
Zeitgenossen sehr beliebt waren, das ist sicherlich  
auch

auch bey vielen christlichen Lehrern zu allen Zeiten wahr gewesen: Sie hatten lieber die Ehre bey den Menschen, denn die Ehre bey Gott. Viele, die sich dem Lehrstande widmen, oder schon selbst lehren, geben sich auch keine Rechenschaft von den Gründen ihrer Meinungen und ihrer Lehrart; sie folgen bloß dem Vorgang Anderer, besonders wenn es berühmte und hochgeprieste Namen sind. Sie gehen nicht ihren Gang, so sehr sie auch für Selbstdenker angesehn zu werden wünschen, und haben keine eigene Meinung, sondern sind jedem Machtgebote und selbst jedem leisen Winke des Führers, dem sie mit ihrer Partei gehuldigt haben, folgsam. Auch können wir uns nicht verbergen, daß, leider, in Kirchen und auf höhern und niedern Schulen die Zahl solcher Lehrer groß ist, die nie zur Erkenntniß ihrer selbst, und zur wahren Herzensbesserung nach christlichen Grundsätzen gelangt sind; deren Verbildung und tiefer sittlicher Verfall oft schon im elterlichen Hause begann, und auf Schulen und Universitäten vollendet ward; die zwar hernach, wenn nicht ein noch schlimmerer Fall eintritt, im Amtskleide die Form ihrer Sitten und die äußere Aufführung, nicht aber das Innere ihres Herzens ändern, und dabei gar nicht ahnden, was ihnen eigentlich mangelt. Solche sind dann freylich blinde Führer der Blinden; und es ist unglaublich, wie viel sie ihren .

ten Anvertrauten durch Wort und Wandel  
hören.

Diejenigen, welche der Lehre vom natürlichen  
Forderben abgeneigt sind, pflegen dagegen den flei-  
gen Vortrag der Lehre von der Würde oder dem  
hohen Adel der menschlichen Natur anz-  
elegentlich zu empfehlen. Dies findet mehr Ein-  
gang als jenes, weil es unsrer Eigenliebe will-  
kommen ist. Es wird daher über diesen Gegen-  
stand oft gepredigt, und man geht im Jugendunter-  
richte jetzt häufig davon allein aus. Man glaubt  
den Menschen dadurch zu heben, ihm, wie man  
sagt, Muth zur Tugend zu machen, Abscheu gegen  
das seine Natur schändende Laster in sein Herz zu  
pflanzen, und ihn durch Ehrgefühl zu einem  
edlen Menschen auszubilden. — Und sollte es denn  
unrecht seyn, unsre Anvertrauten darauf aufmerk-  
sam zu machen, und dieses ihnen mit Nachdruck  
einzuschärfen? Mein, das wird nicht behauptet,  
und ist auch, meines Wissens, nie behauptet wor-  
den. Es ist vielmehr Pflicht, davon zu reden und  
zu schreiben; so wie dies auch in der heil. Schrift  
bey jeder schicklichen Gelegenheit geschieht. Nur  
dieses soll man thun, und jenes nicht unterlassen.  
Wenn die Bibel die Hoheit und Würde des Men-  
schen preiset, so thut sie dies mit stetem Hinblick  
auf seine mannichfältigen Mängel, und besonders  
auf seine sittliche Fehlerhaftigkeit. Weicht man  
von

von dieser höchst vernünftigen und zweckmäßigen Lehrart ab, so wirkt jene Lehre offenbar nachtheilig. Denn sie ist es eben, die, vereinzelt und unverbunden mit dieser Wahrheit, dem Stolze und der Eigengerechtigkeit des Menschen zur Nahrungs dient, ihn leicht an der höchstthigen Selbsterkenntniß hindert, ihn in Selbstzufriedenheit und trägt Unthätigkeit sorglos dahinschlummern, und die laute zur gründlichen Herzensbesserung auffordernde Stimme Gottes und seines eignen Gewissens über hören läßt. Denn wie sollte er, der sich schon für gut, für würdig, für vollkommen, und der Besserung nicht mehr bedürftig hält, — und wie leicht wird es dem menschlichen Eigendunkel, sich davon zu überreden! — wie sollte er sich überzeugen, daß diese Weckstimme auch für ihn erschalle? Wie leicht wird er glauben, sie gehe eher jeden seiner Nachbarn, als ihn selbst an? Offenb. 3, 17. 18. Luc. 18, 11. Wer nun vollends unerfahrene Kinder und Jünglinge so einseitig belehrt, weiß in der That nicht, was er thut. Er hat wohl nie die Augen aufgethan, um zu sehen, was für schädliche Wirkungen dieses Verfahren ganz unvermeidlich hervorbringen müsse, und in einem Zeitalter, wo Selbstvertrauen und Eigendunkel herrschende Krankheit, auch unter der Jugend geworden ist, schon wirklich hervorgebracht hat? —

Die heilige Schrift ist in ihrem ganzen vielartigen

Jn.

halte ein Buch an die Menschheit, und sie spricht  
 enthalben aus menschlicher Erfahrung an das  
 menschliche Herz, wo jeder sich, und Lehre für sich  
 findet. Wie kein anderes Buch auf der Erde er-  
 lebt sie auf der einen Seite die Würde der  
 menschlichen Natur — und setzt den Men-  
 schen auf der andern Seite, in Rücksicht auf seine  
 voräussiche Beschaffenheit, so weit herab, daß  
 ihm, durch sich selbst, keine Hoffnung zur  
 Rettung übrig zu bleiben scheint. Sie nennt ihn  
 ihren Sohn der Gottheit, und einen Schatz  
 der Sünde. Wenn er sich erheben will,  
 und demüthigt sie ihn durch das Gesetz, und will er  
 hoffnunglos versinken, so richtet ihn das Evangelium  
 wieder auf. Gleich jenem Spieße des Homer-  
 ischen Helden verwundet sie tief, und heilet un-  
 fehlbar. Sie führt den Menschen zur wahren De-  
 muth auf der goldenen Mittelstraße des Urtheils  
 über sich selbst, nicht zu viel und nicht zu  
 wenig von sich zu halten, und jede Anwandlung  
 des Übermuths und der Verzweiflung;  
 durch den Gedanken an sein Verderben oder an  
 seine Herrlichkeit zu unterdrücken. Wo ist ein  
 Buch, das diesem gleich wäre! Das Evangelium  
 ist so ganz verschieden von den menschlichen Lehr-  
 gebäuden, die oft als Summe der Weisheit ange-  
 priesen werden, daß man unmöglich diese und jenes  
 zugleich lieben, oder für beide mit gleicher Hochach-  
 tung

tung eingenommen seyn kann: eines oder die andern  
muß man vorziehen \*).“

Alles dieses lehrt uns, daß es Pflicht einer  
christlichen Religionslehrers sey, diese Wahrheit  
ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit im  
Volks- und Jugendunterrichte so vorzutragen, wie  
uns darin die biblischen Lehrer im Alten und Neuen  
Testamente mit ihrem Muster vorgegangen sind.  
Die Zeit hat hier nichts verändert. Die mensch-  
liche Natur ist jetzt noch eben so, wie sie vormalß  
war; und die Beherrigung und heilsame Anwendung  
dieser Lehre ist in aufgeklärten Zeitaltern nicht we-  
niger ndthig, als in unaufgeklärten. Die Noth-  
wendigkeit einer gänzlichen sittlichen Umänderung  
des menschlichen Herzens wird dadurch, für alle  
Zeiten, dem Gebildeten und Ungebildeten ins hellste  
Licht gesetzt; vor diesem untrüglichen Spiegel kann  
jeder, wer es auch sey, seine wahre sittliche Gestalt  
erblicken, und demuthig von sich denken lernen.  
Hier lernt er die Schwierigkeiten und mächtigen Hin-  
dernisse der Besserung deutlich einsehn und lebhaft  
fühlen, und gelangt auf diesem Wege am gewissensten

\*) J. G. Müller's Worte, in einer Schrift, die beson-  
ders denen, für die sie eigentlich bestimmt ist, vor so  
manchen andern, auch für sie geschriebenen Büchern,  
empfohlen zu werden verdient, Theophil, oder  
Unterhaltungen über die christliche Reli-  
gion mit Jünglingen von reifem Alter,  
Th. I. (Zürich, 1801. 8.) S. 254 f.

u. der heilsamen Ueberzeugung, daß ihm Hülfe  
nöthig sey, und daß er ohne göttlichen Beystand  
in einer so wichtigen Angelegenheit nichts vermöge.  
Sehr wahr, sagte Epikur, nach Seneca \*):  
Der Anfang des Heils ist Kenntniß der  
Sünde. „Denn wer nicht weiß — sagt der letztere  
hinzu — daß er ein Sünder ist, der will auch  
nicht gebessert seyn: ehe du dich bessern kannst, mußt  
du dich selbst erst ganz gekannt haben.“ Dies sind  
auch die Grundsätze der Bibel; und es giebt keine  
bewährtere Lehrart, als diese. Man findet sie un-  
ter andern auch in Jesu Unterredung mit Nicodemus  
(Joh. 3, 2 — 21.) durchgängig befolgt, so befrem-  
dend es auch diesem anfangs vorkam, daß er, —  
ein Meister in Israel, und dazu berufen, Andern  
den Weg zur Seligkeit zu zeigen, — der Neugeburt  
des Herzens selbst noch bedürfe.

Soll aber der Unterricht in dieser Lehre heil-  
sam seyn, so ist es nicht genug, sie aus der heil.  
Schrift bündig zu erweisen, und auf eine dem Ver-  
stande einleuchtende Art im Allgemeinen dargestellen,  
sondern es muß damit gleich die nöthige Anwen-  
dung und Zueignung verbunden werden. Denn  
sonst bleibt es leicht bey einem kalten unwirksamen  
Beyfall, der auf das Herz keinen weiteren Einfluß  
hat; wie man ihn wohl so manchen gutbewiesenen  
und

---

\*) Epist. XXVIII, 7.

Knapp's Leben gel. Männer.

und für wahr gehaltenen Lehrmeinungen giebt. Der Zuhörer muß nicht bloß lernen, daß der Mensch von Natur verderbt sey, sondern er muß einsehen und fühlen, daß auch er es sey. Den allgemeinen Wahrheiten wird dadurch eigentlich erst der Zugang zum Herzen gebahnt, daß sie sogleich auf einzelne den Lehrer und Zuhörer nahe liegende Fälle und bestimmte Erfahrungen angewendet werden. So verfährt auch überall, und namentlich bey dieser Lehre, die Bibel, welche überhaupt nie anders, als mit der speciellsten Beziehung ihres Inhalts auf uns selbst, und als recht eigentlich für uns geschrieben, gelesen seyn will \*). Wenn man bey der Unterweisung in dieser Lehre damit anfängt, daß man den Zuhörer auf sich selbst merken lehrt, um ihn zu überzeugen, daß auch seine Sinnlichkeit seine Vernunft überwiege, so kann man dadurch auch dem, der Zweifel gegen diese Lehre hegt, oder ihrer wohl gar spottet, seine Vorurtheile am leichtesten benehmen, und ihm ein beschämendes Still-schweigen auflegen. Selbst mit dem gegen biblische

Beleh-

---

\* ) 2 Timoth. 3, 16. Röm. 4, 23. 24. E. 15, 4. 1 Cor. 10, 11 sc. — Joh. Newton sagt irgendwo in seinen Briefen: „Man muß die heil. Schrift nicht so lesen, wie der Advokat ein Testament liest, sondern so, wie der Erbe es liest.“ Und dieses gilt nicht nur von ihren Verheißungen, sondern auch von ihren Vorschriften. Wer diesen ein Gnüge leistet, nur der ist berechtigt, sich jene zuzueignen. 1 Joh. 3, 22—24.

Lehrungen überhaupt eingenommenen Zuhörer kommt man leichter, als auf andern Wegen, zum Heile, wenn man die Erfahrungen, welche die heilige Schrift, z. B. Rdm. 7, 7 — 23., als Beweis unseres sittlichen Verderbens aufstellt, mit ihm, in beständiger Hinsicht auf das, was er bey sich selbst wahrnimmt, einzeln durchgeht, ohne ihm die Quelle, aus der man schöpft, sogleich zu nennen. Er wird eingestehen müssen, daß er dies alles auch bey sich so und nicht anders finde, und daß er also wahrlich nicht so sey, wie er seyn sollte, um seine erhabene Bestimmung, der Würde seiner Natur gemäß, erfüllen zu können. Wenn ihm dann gezeigt wird, daß die Bibel eben so davon lehre, so wird er ihr wenigstens das Zeugniß nicht versagen können, daß sie keine idealische Abbildung von unserem gegenwärtigen sittlichen Zustande mache, sondern vielmehr eine solche, die der Wirklichkeit völlig entspricht. Ist aber jemand erst dahin gebracht worden, daß er sich gedrungen fühlt zu bekennen: auch ich bin in diesemilde ganz getroffen! so hat man Ursach zu hoffen, er werde auch geneigt werden, die Rettungsmittel anzunehmen und zu gebrauchen, welche die heilige Schrift, und vornehmlich die darin enthaltene christliche Lehre, vorschreibt; besonders wenn ihm deutlich gezeigt wird, wie und warum sie unter göttlichem Beystande so höchst wohlthätig wirken; und wenn man

ihm dabey bemerklich macht, daß unsre guten Ver-  
sätze, und alle die Mittel, womit wir uns, unab-  
hängig von der christlichen Heilsordnung, selbst zu  
helfen suchen, entweder ganz vergeblich, oder doch  
sehr unzulänglich sind. So, und nur so, ist das  
Gefühl des Bedürfnisses der Hülfe und  
eines Helfers, und zwar gerade eines solchen,  
wie ihn die heil. Schrift in der Person des Welt-  
heilandes Jesus Christus schildert, bey dem  
Menschen zu wecken. Doch kann man sich von  
einer solchen Darstellung nur dann erst recht er-  
wünschte Wirkung versprechen, wenn der Zuhörer  
wahrnimmt, daß das Herz seines Lehrers von den  
Wahrheiten, die er predigt, selbst erwärmt ist, daß  
er darum redet, weil er glaubt, und die Wirksam-  
keit der von ihm angepriesenen Mittel an sich selbst  
erfahren hat, und daß er dieses Alles nicht bloß mit  
Worten, sondern durch seinen der evangelischen Lehre  
geniäken Lebenswandel vor jedermann bekennet.

---

## S i n h a l t.

---

I. Philipp Jacob Spener . . . . .	Seite 1
II. Spener's und Frankens Klagen über die Mängel der Religionslehrer und Lehrinstitute in der luther- ischen Kirche, ihre Verbesserungsvorschläge, und Anstalten zur Ausführung derselben in Halle	— 39
III. Johann Augustus Freylinghausen . . . . .	— 147
IV. Heinrich Julius Elers . . . . .	— 177
V. Georg Andreas Weise . . . . .	— 203
VI. Vermischte Aufsätze und Abhandlungen . . . . .	— 215
1. Ueber die Pharisäer und Sadduäer . . . . .	— 217
2. Gehört die Lehre von dem sittlichen Naturver- derben des Menschen in den Religionsunterricht für Volk und Jugend? und wie ist sie darin vor- zutragen? (Ein Fragment aus einer Vorles- ung.) . . . . .	— 269

---

---

H a l l e ,  
gedruckt in der Buchdruckerey des Waisenhauses.

---

*Acme*  
Bookbinding Co., Inc.  
100 Cambridge St.  
Charlestown, MA 02129

BR1700.A2K52

Dr. Georg Christian Knapps ... Le  
Andover-Harvard

000886184



3 2044 077 903 524

1 2 3 4 5 6 7 8 9

Call Number

BR

1700

.A2

K52

AUTHOR

KNAPP, Georg C.

TITLE

Dr. Georg Christian

Knapp's ... Leben ...

